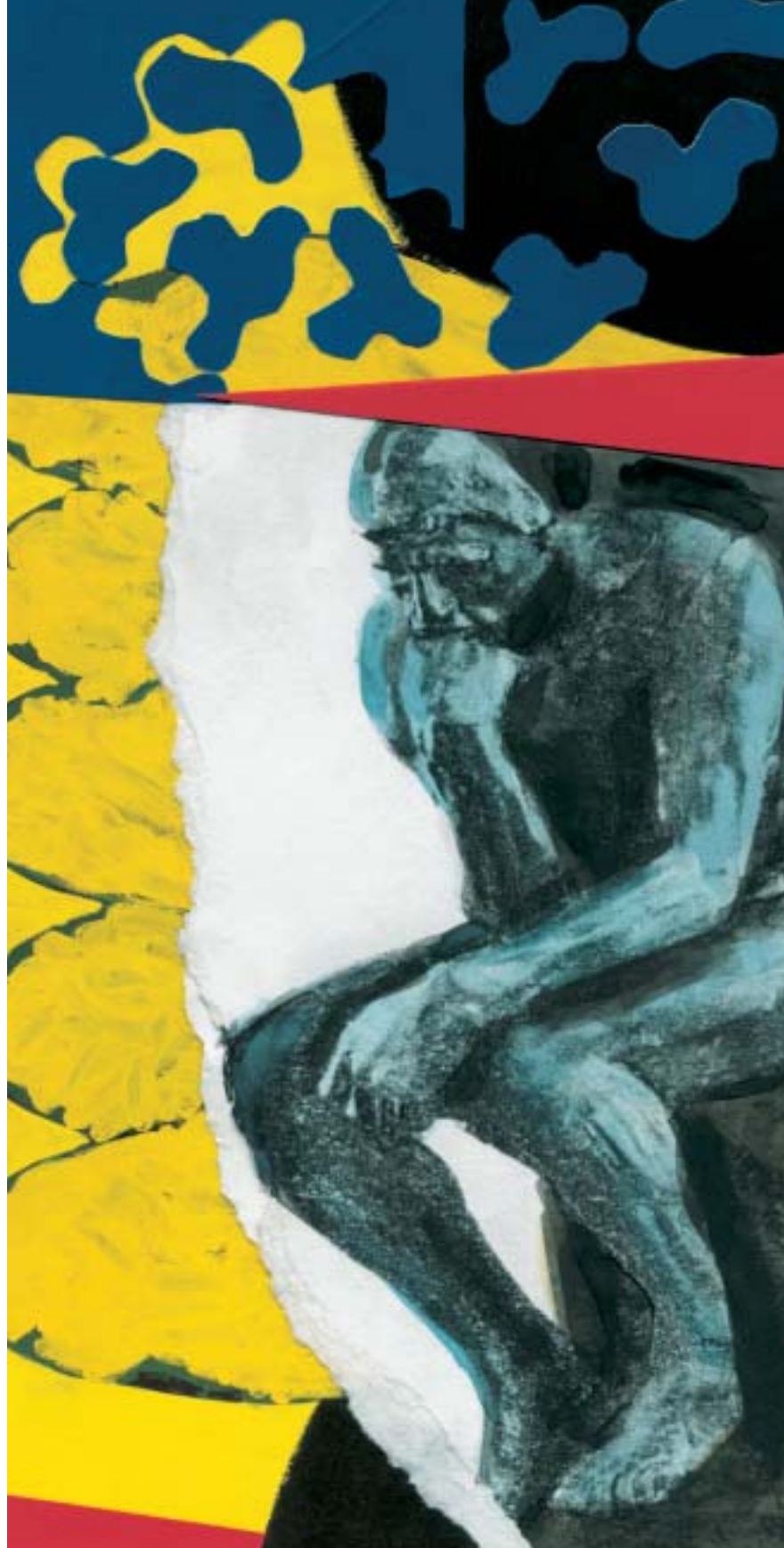


**Preisfrage 2001 · Was ist es, das in uns schmerzt?**



# Preisfrage 2001

**Preisfrage 2001**  
**Was ist es, das in uns  
schmerzt?**

**Die Junge Akademie**

an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften  
und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina

© 2005 Die Junge Akademie

Redaktion: Tobias Jentsch

Titelillustration: Ruth Tesmar

Gestaltung: Hans Spörri

Druck: DRV Erfurt

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Rainer Maria Kiesow: Eine Preisfrage  | 7   |
| Rainer Maria Kiesow: Was ist es, das in uns schmerzt?                                       | 13  |
| Preisträger   |     |
| Annette Jael Lehmann: Kleines ABC des Schmerzes<br>(DVD in der rückseitigen Umschlagklappe) |     |
| Sibylle Summerer: Der Monsunist oder<br>die Macht der zweiten Frage                         | 19  |
| Hansrainer Bosbach: Der Schmerz in Nummerneun   | 37  |
| Weitere Beiträge  |     |
| Gregor Damschen: Was schmerzt?  | 51  |
| Rudolf Dilthey: Elses Sessel  | 61  |
| Susanne Gölitzer: Kindergeschichten   | 73  |
| Walter Dorsch: Rodins Denker: Worüber denkt er nach?  | 81  |
| Maria Lucchese-Thomasberger: Materialcollage Rot  | 82  |
| Manfred Pasiëka: Die gequälte Kreatur   | 85  |
| Christine Mudrak: Die Party ist schon fast vorbei   | 84  |
| Katharina Razumovsky: Wer bin ich?  | 85  |
| Ulrike Wilkens: Schnittstelle   | 86  |
| Franck Hofmann: Schmerz und symbolische Ordnung<br>des Menschen                             | 87  |
| Uwe Neuhold: Kalender der Schmerzen   | 103 |
| Martina Klötzl: Portbou   | 113 |
| Maggie Schauer: Das Schweigen des Schmerzes   | 115 |
| Michael Schneider: Wetter und Weltschmerz   | 127 |
| Nikolaus Supersberger: Tilgung  | 143 |
| H.-G. Ullmann: Das Gefängnis des Denkers  | 151 |
| Alexander A. Zeiger: Heimwehen I–VII  | 163 |
| Michaela Adelberger, Dominik Sack, Helene Schruff:<br>Was ist es, das in uns schmerzt?      | 171 |
| Kurzbiographien   |     |
| Die Jury der Preisfrage 2001  | 183 |
| Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Preisfrage 2001                                   | 185 |

# Eine Preisfrage\*

Rainer Maria Kiesow

Sehr geehrte Damen und Herren,

jetzt wissen Sie es also: Die Junge Akademie ist in ihrem ersten Jahr zu einer aktiven, wissenschaftlich innovativen, ja aus der Wissenschaftslandschaft kaum noch wegzudenkenden Institution gereift, deren mitteljunge Mitglieder sich nichts Spannenderes vorstellen können, als die Mauern zwischen den Disziplinen niederzureißen und die Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft mit bahnbrechenden neuen Ideen zu bestücken.

## I.

Doch, was interessiert DIE Gesellschaft, die doch auf eine geheimnisvolle Weise mit dem Volk – oder der Bevölkerung – zu tun zu haben scheint, eigentlich, ja eigentlich, am meisten? ›Wissenschaft‹ dürfte als Antwort auf diese Frage kaum prämiert werden. Jedenfalls nicht DIE Wissenschaft – was auch immer DIE Wissenschaft repräsentieren mag. Und die klassischen Antworten ›Gesundheit, Arbeit, Frieden, Liebe‹ haben allenfalls vermittelt etwas mit Wissenschaft zu tun. Den ersten Preis als Antwort auf die Frage, was die Leute – um noch eine weitere Präzisierung des Begriffs ›DIE Gesellschaft‹ zu nennen – eigentlich interessiert, würde vermutlich eine Frage gewinnen: ›Wie werde ich Millionär?‹. Die Antwort auf diese Frage geben seit Jahrzehnten Millionen Menschen – weltweit können unter den Satten (die Hungrigen interessieren andere Fragen) sicher Milliarden vermutet werden, was den Begriff der Gesellschaft endgültig auf mondiale Dimensionen hebt. Die Antwort lautet: Lotto spielen! Doch Lotto ist Glückssache. Und Glück ist in einer Zeit, in der DIE Gesellschaft auf Wissen basiert – wobei hier offen bleiben mag, ob es sich dabei um eine deskriptive oder normative Aussage handelt –, ja Glück ist heute zu wenig. Neben das Glück tritt das Wissen. Dieses Wissen wurde in der Vergangenheit durch das Lösen von Kreuzworträtseln, das Spielen von Trivial Pursuit und das Schauen von Wim Tölke massenhaft eingeübt. Viel zu gewinnen gab es dabei nicht. Weswegen diese Schnittstelle zwischen den Wissensschaffern und der Gesellschaft als Schnittstelle nicht besondere Aufmerksamkeit erregte.

Das hat sich seit einiger Zeit geändert. ›Wer wird Millionär?‹ ist nur eine von vielen, das Fernsehprogramm füllenden, Zuschauer anziehenden Win-shows. Wer dort ziemlich viel gewinnen möchte, muss ziemlich viel wissen. Zufälliger und bezeichnender Weise war es ein ordentlicher C-4-Professor für Geschichtswissenschaften, ein Mediävist, der bei Günther Jauchs Show die erste Million einsackte. An der Schnittstelle lässt sich gut verdienen.

Die Junge Akademie – immer am Puls der Zeit – hat dieses Phänomen, dass Wissen, Wissenschaft, Gesellschaft und Geld auf enge und durchaus populäre Weise verquickt sind, natürlich zur Kenntnis genommen. Aber was folgt aus dieser Beobachtung? Soll Die Junge Akademie auf der Jagd nach den Schnittstellen oder gar DER Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft danach trachten, bei Jauch zum Zug zu kommen, damit ihre Gesellschaftstauglichkeit demonstrieren und nebenbei eine Million verdienen? Nun, das schien uns aus verschiedenen Gründen wenig ratsam. Drittens, weil wir bis auf die Knochen seriös sind, zweitens, weil wir genügend Millionen bekommen haben und erstens, weil wir die Gewinnchancen als sehr vage einschätzten – ein Historiker findet sich nicht in unseren Reihen.

Doch die Schnittstelle ließ uns nicht los. An ihr tätig zu werden ist schließlich eine der vornehmsten, im Gründungsstatut grundgesetzlich festgelegten Aufgaben der Jungen Akademie. Wofür die Schnittstelle allerdings erst einmal entdeckt werden musste.

Klar war nur eines: Wir wollten auf unserer Entdeckungsfahrt von den brennenden Fragen der Gegenwart ausgehen. Interrogativ gewendet: ›Wer wird Millionär?‹, affirmativ gewendet: ›Der Preis ist heiß‹. Zur Schärfung des Gegenwartsbewusstseins hilft mitunter ein Blick in die Geschichte. Und da hatten wir sie – unsere Schnittstelle: Die Preisfrage.

## II.

Akademische Preisfragen sind Kinder der Aufklärung. Keine Akademie, die etwas auf sich hielt, versäumte es im 18. Jahrhundert, einem gebildeten Publikum Fragen der Zeit zu stellen, um mit den Antworten dasselbe gebildete Publikum zu belehren und gelegentlich auch zu amüsieren. Akademien, Sozietäten, Gelehrte und Fruchtbringende Gesellschaften generierten im Europa der Lumières Tausende von Preisfragen.

Im 19. Jahrhundert beteiligten sich die organisierte öffentliche Meinung – Zeitungen – und die Industrie am Fragenstellen, das sich mehr und mehr wissenschaftlich gebärdete. Zur klassischen Frage ›Was ist Aufklärung?‹ gesellte sich am 1. Januar 1900 die Frage des Stahlkonzerns Krupp ›Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?‹ Interdisziplinarität und verbranntes Men-

schenfleisch lagen in den Antworten geborgen. Im 20. Jahrhundert ist das öffentliche akademische Fragenstellen mehr und mehr außer Mode geraten. Zuweilen fragt noch eine Zeitschrift, wie ›Lettre‹ vor wenigen Jahren nach Vergangenheit und Zukunft, oder die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, wenn sie sich in einer ihrer jährlichen Preisfragen Antworten auf das Blut in den Adern gerinnen lassende Fragen wie ›Soll man Dichtung auswendig lernen?‹ erhofft. Insgesamt aber scheint es so zu sein: Die wissenschaftlichen Akademien arbeiten, lange Zeit. Für Fragen haben sie keine Zeit.

Die Junge Akademie möchte nicht an eine Tradition anknüpfen. Dazu fühlt sie sich nicht berufen, und dafür fehlt ihr vor allem der Glaube daran, dass heute noch durch Preisaufgaben die wissenschaftliche Erkenntnis gefördert werden könnte, so wie im 18. und 19. Jahrhundert, als gefragt wurde nach ›dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen‹, nach ›den Progressen der Metaphysik‹, nach ›der Veredelung der Sitten durch die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste‹, nach ›der allgemeinen Ursache der Winde‹, nach ›dem Nutzen, das Volk zu täuschen‹, nach ›dem Ursprung der Sprache‹, nach ›den Vortheilen, Nachtheilen und dem Untergang des altgermanischen und namentlich altbairischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens‹, nach ›der besten Methode, verfaulte Geschwüre an den unteren Gliedmaßen zu heilen‹ und nach ›der Schädlichkeit der Schnürbrüste‹.

Die Antworten auf solche – thematisch keineswegs insgesamt altmodischen – Fragen können heute nicht mehr durch Preisfragen motiviert werden, sondern würden – im Zweifel projektmäßig – in wissenschaftlichen Instituten erarbeitet.

Preisfragen sind also außer Mode. Im Hinblick auf ihre wissenschaftsfördernde Funktion, aber auch was ihren aufklärerischen Impetus angeht.

In der Geschichte ist der Müllhaufen der Geschichte allerdings nur in den seltensten Fällen ein Endlager. Was einst en vogue war, wird démodé, um später wieder als dernier cri zu gelten. Die Preisfrage – eine frische, moderne, phantasievolle, ja junge Initiative? Gegenwärtig lässt sich jedenfalls sagen: Preise sind ›in‹ und die alte Einsicht Joseph K.s, dass Fragen ›die Hauptsache‹ ist, hat nichts an Pertinenz eingebüßt.

Und vor allem: Die Junge Akademie ist neugierig. Sie ist neugierig, ob die Preisfrage als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft taugt. Ob der bis zum Abwinken beschworene, für Die Junge Akademie obligatorische, Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft auf eine neue alte Weise anzufachen ist. Ob das Licht noch einmal angeht.

Kurzum: Wir versuchen es. Einmal im Jahr, mit einer Preisfrage. Die erste Frage wird in eine kleine Geschichte gebettet. Die Antworten



erhoffen wir bis zum Ende dieses Jahres. Sie mögen die Formen annehmen, die den Antwortenden angemessen erscheinen: ein Experiment, eine wissenschaftliche Abhandlung, ein Essay, ein Gedicht, eine Erzählung. Oder aber eine Komposition, ein Bild, eine Fotografie, ein Video, eine Installation, eine Skulptur. Mischungen aller Art sind willkommen. Teilnehmen kann jeder aus aller Welt.

Hier ist sie nun, die Preisfrage des Jahres 2001:

### III.

Das Tor zur Hölle steht in Paris, im Garten eines Palais am Invalidendom. Der Junge fragt den alten Mann: ›Was ist denn das für eine komische Gestalt, die da oben mittendrin sitzt?‹ Der alte Mann zeigt dem Jungen im Garten den vergrößerten Abguss des Denkers von Auguste Rodin: ›Hier siehst Du ihn genauer.‹ Der Junge schaut sich die Skulptur an. Er wundert sich: ›Der sitzt so gespannt da. Was hat er?‹ ›Nun,‹ sagt der alte Mann zu dem Jungen, ›die Meinungen gehen auseinander. Die einen sagen, der Denker sei traurig, ein Melancholiker. Die anderen vermuten, er blicke in sich hinein, denke an das Schicksal der Welt. Noch andere verbinden die beiden Meinungen und sagen, er leide an Weltschmerz.‹ Der Junge setzt sich auf seinen Rucksack und versucht die Haltung des Denkers einzunehmen. ›Vielleicht tut ihm aber nur der Rücken weh.‹ ›Vielleicht,‹ sagt der alte Mann, ›ja, vielleicht hat der Denker Rückenschmerzen, doch,‹ fügt er hinzu, ›die Frage ist nicht, ob der Denker Weltschmerz oder Rückenschmerz hat. Die Frage ist: Was ist es, das in uns schmerzt?‹

### IV.

Auf die Antworten sind wir gespannt. Die Preisfrage ist ein Experiment. Ein Risiko. Und es gibt etwas zu gewinnen. Mit diesen drei Elementen fühlen wir uns auf der Höhe der Zeit. Ob aus der Sache selbst etwas wird, ob die Antworten so avantgardistisch geraten, wie wir es uns erhoffen, ob der Dialog zustande kommt – wir wissen es nicht. Die Jury der Jungen Akademie hat keine leichte Aufgabe. Ich hoffe, es wird ihr nicht so ergehen wie der Jury der alten Akademie, der Königlich-Preußischen hier in Berlin, unserer Urgroßmutter, vor genau einhundert Jahren. Drei Jahre hatten die Jurymitglieder gewartet. Auf Antworten zu der 1898 gestellten Preisaufgabe. Zwei Arbeiten gingen ein – von denen eine als unwürdig abgelehnt wurde.

Doch wir in der Jungen Akademie sind Nachwuchswissenschaftler und als solche voll des revolutionären Feuers, das bekanntlich genährt wird von der Hoffnung zu gewinnen. Deshalb vergeben wir DREI Preise.

Zu gewinnen gibt es 5.000, 2.500 und 1.500 Euro. Das ist nicht viel. Damals, vor einhundert Jahren bekam der Gewinner auch 5.000. Deutsche Reichsmark allerdings. Und selbst bei Wim Tölke konnte man mehr einstreichen. Und mit den Millionen der heutigen Wissens- und Spaßgesellschaft können wir ohnehin nicht mithalten. Aber das macht nichts. Wir haben unseren Tribut an die Jetztzeit gezollt – es gibt einen Preis. Wir tun das, was Wissenschaft auszeichnet – wir fragen. Und wir richten uns an die, die Wissenschaft angeht – wir fragen alle.

Wir laden Sie ein, in einem Jahr unsere experimentelle Schnittstelle zu betrachten. Dann werden die Preise vergeben, die besten Arbeiten veröffentlicht und ausgestellt. Wir wünschen natürlich lebhaftige Beteiligung und gehen davon aus, nicht alleine dazustehen. Den Preis müssen Sie sich erst verdienen. Aber Ihnen fällt sicher etwas ein ...

\* Rede zur Bekanntgabe der Preisfrage auf der Festveranstaltung der Jungen Akademie am 29. Juni 2001 in Berlin

# Was ist es, das in uns schmerzt?\*

Rainer Maria Kiesow

Meine Damen und Herren,

Sie haben es geschafft: Die akademischen Berichte sind vorüber. Sie kennen nun die Glanztaten, die Denkwunder und die Hoffnungsträger für neue Glanztaten und neue Denkwunder der Jungen Akademie. Akademiegemäß waren diese Glanztaten und Denkwunder wissenschaftlicher Natur, und auch die Hoffnungsträger für neue Glanztaten und neue Denkwunder sind Wissenschaftler.

Aber Sie haben zugleich – wenn auch eher en passant – erfahren, dass Die Junge Akademie und die Wissenschaft in der Jungen Akademie irgendetwas mit Gesellschaft zu tun haben sollen, also mit Ihnen. Ja, mit Ihnen, denn – Sie haben es sicher schon bemerkt – wir sind die Wissenschaftler und Sie sind das Volk, auch wenn sich heute Abend einige tollkühne Wissenschaftler unter dieses Volk gemischt haben mögen. Klar wie Felsenwasser ist jedenfalls die fundamentale Differenz zwischen den ziemlich schlaun Forschern und den etwas doofen Leuten. Da die mehr Wissenden aber von den weniger Wissenden bezahlt werden und unter den Bedingungen der Volksherrschaft die Unwissenden vielleicht wissen möchten, wofür die Wissenden ihr Geld bekommen, emergiert der Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Am besten redet es sich an der Schnittstelle, das heißt also an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. So scheint es zu sein, denn seit Jahren ist ständig von dieser Schnittstelle die Rede, und sie hat sogar Eingang in das Statut, eine Art Grundgesetz, der Jungen Akademie gefunden. Die Junge Akademie ist – daran besteht kein Zweifel – gesetzestreu, deshalb sucht sie seit ihrer Gründung rastlos nach dieser Schnittstelle.

Doch irgendwie mochte bei der Suche keine rechte Befriedigung aufkommen. Schnittstelle. Was soll das eigentlich heißen? Stelle ist klar. Aber Schnitt? Schnitt ist die Handlung und das Resultat des Schneidens. Ohne Schneiden kein Schnitt – und damit keine Schnittstelle, keine Wissenschaft auf der einen und keine Gesellschaft auf der anderen Seite, sondern eine makellose Tomate. Die Dialoge und Volkspädagogiken in Sachen Wissenschaft zeigen aber: Da ist geschnitten worden. Doch wer ist der böse Schnitter, der die Sense an die schöne Einheit der Gesellschaft gelegt hat? Wahrscheinlich war es die Gesell-

schaft selbst, die das Messer gewetzt hat, um dem archaischen sozieta- len Einheitsbrei verschiedene Formen und Funktionen zu verpassen. Die Junge Akademie jedenfalls wollte sich nicht an den abundanten Versuchen beteiligen, den gesellschaftlichen Schnitt zu kaschieren oder gar rückgängig zu machen. Die Junge Akademie sieht das Volk nicht als eine mit Wissenschaft zu fütternde Vaucansonsche Ente, an deren After Begeisterung, Zustimmung und Zahlungsbereitschaft her- auskommen. Der Schnitt ist geschnitten, er geht bis auf den Grund. Da ist keine Stelle mehr, an der das Volk beglückt werden könnte, allen- falls sind da Stellen, an denen weiter geschnitten wird. Die moderne Wissenschaft ist ein abgeschnittener hochkomplexer radikal unver- stehbarer Teil der Gesellschaft.

Aber ›DAS Volk‹ ist gerade nicht auf der andere Seite des Schnitts. Nein, WIR sind das Volk. Die schlaue Wissenschaft und das doofe Volk – das ist die Vorstellungswelt, aus der die Dialoge an den Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft entspringen. An diesem so verständnisschwangeren wie hochmütigen Geschäft – bei dem ohnehin kein Verstehen, sondern nur Zeigen, Show herauskommt – beteiligt sich Die Junge Akademie nicht.

Aber wie gesagt, Die Junge Akademie ist gesetzestreu. Es musste also trotz aller intellektueller Bedenken unter allen Umständen eine Schnittstelle gefunden werden. Nun, Sie wissen es längst, wir haben schließlich doch aus dem Totenreich der Geschichte etwas (wieder)- entdeckt, das in extensiver Auslegung unter den Normtext subsumiert werden kann. Der Jurist weiß und mancher Rechtsucher weiß es aus schmerzlicher Erfahrung auch: Man legt aus, was man vorher hinein gelegt hat. Subsumtion ist Perversion. So auch hier. Die Preisfrage bedeutete als unsere Schnittstelle die Zerstörung der Schnittstellen- idee. ›Mehr Experimente wagen‹ war das Motto. Kein Gegenüber des sogenannten Volkes, der sogenannten Laien, der sogenannten Künstler, der sogenannten Musiker, der sogenannten (anderen) Wissenschaftler. Nein, sondern vollständige, bedingungslose Entgrenzung. Die Preisfra- gen alten Typs, aus dem 18. Jahrhundert, haben sich an alle, die lesen und schreiben konnten, gewandt – das waren weit weniger als zehn Prozent der Menschen Alteuropas. Die Preisfrage der Zeitschrift Lettre vor wenigen Jahren hat sich an alle, die der Frage folgen konnten, gewandt – das waren die schreibenden Intellektuellen. Die Preisfrage der Jungen Akademie hat sich an alle, die sich *irgendwie* auszu- drücken vermögen gewandt – das sind alle. Niemand und Nichts war ausgeschlossen. Die einzige Grenze war die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹.

Hätten wir doch geschwiegen! Am Anfang bestand noch Hoffnung, mit der Sache in überschaubarer Weise zu Rande zu kommen. 50, 40, 60, vor Weihnachten des letzten Jahres waren schließlich 130 Ein-

sendungen zu verzeichnen. Ein Erfolg! Schließlich gab es in früheren Jahrhunderten kaum einmal mehr als 50 Antworten auf Preisfragen, die Frage war merkwürdig und Die Junge Akademie keine Weltberühmtheit. Schon im Oktober hatte Die Junge Akademie eine siebenköpfige Jury gewählt. Die Geschäftsstelle schloss zwischen den Jahren, die Jurymitglieder fuhren Ski oder taten das, was sie natürlich am liebsten tun – forschen. Dann, im Neuen Jahr, ein Schlag ins Kontor. Die Poststelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die auch die Post der Jungen Akademie entgegennimmt, war in ein Chaos verwandelt, das aus einer Unzahl von Briefen, Päckchen, Paketen und Sperrgut bestand. Einer der größeren Räume der Akademie musste zum Lagerraum umgewidmet werden, und jetzt begann die Arbeit. 472 Beiträge von wenigstens 525 Teilnehmern, soviel Frauen wie Männer, im Alter von 7 bis 75 Jahren, mussten betrachtet und gelesen werden. 290 Texte (also Gedichte, Essays, wissenschaftliche Abhandlungen, Theaterstücke, Hörspiele, Briefe, Erzählungen, Dialoge) mit fünf-, vielleicht sechstausend Seiten. 78 Bilder, 21 Skulpturen, Musikstücke (etwa eine Oper), Installationen, Medienkunst, eine Verlagsgründung und vieles mehr. Zum Beispiel aus Frankreich, Spanien, den Niederlanden, der Ukraine. Hauptsächlich aber aus Deutschland.

Die Jury trat zusammen. Sie verschaffte sich einen Eindruck über die – anonymisierten – Arbeiten und überlegte. Wie sollte man mit der Masse und der Vielfalt umgehen? Unterjurys, Vorjurys bilden? Nein – jeder sollte alles sehen und alles beurteilen. Aber nach welchen Kriterien? Katja Becker-Brandenburg ist Medizinerin, Giovanni Galizia ist Biologe, Oliver Grau ist Kunsthistoriker, Marc-Thorsten Hütt ist Theoretischer Physiker, Rainer Maria Kiesow ist Rechtshistoriker, Martin Korte ist Neurowissenschaftler und Barbara Stiebels ist Sprachwissenschaftlerin. Es war klar, es konnte keine Kriterien geben, die von jedem Jurymitglied in auch nur annähernd kohärenter Weise nachvollzogen werden würden. Der kriterienfeindlichen Mannigfaltigkeit der Jury entsprach der ebenso kriterienfeindliche inhaltliche und formale Reichtum der Einsendungen. Wir waren Laien und konnten nichts anderes sein als Laien. Das war nicht dramatisch, ist doch der nobelbepreiste Doktorvater gegenüber seinem Doktoranden auch immer nur Laie und ist doch der Nobelpreis trotz aller disziplinären Kriterien stets umstritten. Aber es war ein Sprung ins eiskalte Wasser. Jedes Jurymitglied hatte nur sich selbst. Wir wollten weder unsere Verantwortung noch unser Urteil auf vermeintliche Experten und Gutachter stützen. Nur in Ausnahmefällen – etwa, wenn es um die Beurteilung von Partituren ging – haben wir solche gefragt. Nein, es gab nur ein Kriterium, das für jedes Jurymitglied individuell galt und gerade damit allen Jurymitgliedern gemein war: Qualität.

Qualität ist Qualität. Aus welchem Wissen, welcher Erfahrung, welchem Gefühl, welcher Ahnung diese Qualität für jeden einzelnen auch entspringen mag.

77 Arbeiten haben wenigstens ein Mitglied der Jury zu einem positiven Votum veranlasst. 20 Arbeiten wurden für diese Publikation ausgewählt. Drei Arbeiten haben einen Preis bekommen. Die Jury traf ihre Entscheidungen auf geheimnisvolle Weise in weitgehender Übereinstimmung. Die für den Katalog ausgewählten Werke inklusive der prämierten Arbeiten sowie einige weitere Einsendungen können Sie nachher auf dem Weg zu unserem Sommerfest und unter dem Dach der Akademie in einer Ausstellung betrachten.

Und das, was in uns schmerzt? Nun, zunächst haben Sie alle, alle die Sie an der Preisfrage teilgenommen haben, uns sehr spürbar an der Arbeit gehindert. Da wir als Mitglieder der Jungen Akademie naturgemäß zu den wissensdurstigsten Forschern überhaupt gehören, hat uns das geschmerzt. Dafür bedanken wir uns!

Vor allem aber, haben Sie alle, wirklich alle – das war eine der so vielen Überraschungen der Preisfrage – mit Ihrer Erfahrung, Ihrer Einbildungskraft, Ihrem Wissen, Ihrem Gefühl unserer Erfahrung, unserer Einbildungskraft, unserem Wissen, unserem Gefühl etwas besonderes gegeben. Franz Kafka hat einmal in seinem Tagebuch von einer wundersamen Axt geschrieben. Jeder von Ihnen hat uns eine solche Axt geschenkt, eine Axt für das gefrorene Meer in uns. Die vielen Briefe von Ihnen, die den Arbeiten beiliegenden Kommentare, alles, was wir erst nach unserer Entscheidung – wegen der Anonymität – sichten konnten, vor allem aber die Arbeiten selbst lassen uns hoffen, dass die Preisfrage auch eine Axt war – für das gefrorene Meer in Ihnen.

Meine Damen und Herren, Sie sehen – wir konnten es nicht bei einer Preisfrage bewenden lassen. Die nächste Preisfrage steht fest, in wenigen Minuten wissen wir, worum es dieses Jahr gehen wird. Und Sie sehen, vielleicht, wie quer die Preisfrage der Jungen Akademie zu ›Wissenschaft und Gesellschaft‹ steht. Vielleicht ist die Preisfrage die Einheit dieser Differenz. Eine Einheit, die unsichtbar bleibt, aber doch aufblitzen mag. Einer Differenz, die ihrer Schnittstelle verlustig gegangen ist. Frau Bulmahn wird nach der Preisverleihung auf die Suche nach der verlorenen Schnittstelle gehen, jedenfalls wird sie uns von der bizarren Welt der wissenschaftspolitisch gepflegten Schnittstellen berichten. Vielleicht findet sie sogar eine veritable Schnittstelle und erzählt uns von ihr. Wir sind gespannt auf die Expeditionsergebnisse der Ministerin.

Nun aber endlich zum Höhepunkt des Abends.

Marc-Thorsten Hütt wird die Laudatio auf den dritten Preisträger, Katja Becker-Brandenburg die Laudatio auf den zweiten Preisträger,

Martin Korte die Laudatio auf den ersten Preisträger halten. Giovanni Galizia wird zusätzlich eine der vielen Besonderheiten, die diese Preisfrage an den Tag brachte, würdigen – Sie werden verstehen warum. Frau Bulmahn überreicht die Preise. Ohne die in heutiger Zeit surreal anmutende Freiheit, die uns die Bundesregierung mit der Finanzierung der Jungen Akademie bot, wäre dies alles kaum möglich gewesen.

Darf ich die Mitglieder der Jury und die Ministerin auf die Bühne bitten. Jetzt geht es zu den Preisen!

\* Rede zur Preisverleihung im Rahmen der Festveranstaltung der Jungen Akademie am 29. Juni 2002 in Berlin

# Der Monsunist oder die Macht der zweiten Frage

Sibylle Summerer

**I**ch hatte zwei Fragen, als ich ein Kind war, und die zweite hat über mein Leben entschieden.

Vielleicht hatte ich noch mehr und ich erinnere mich einfach nicht an sie, aber ich glaube es nicht, weil ich aus einer Welt komme, die sich für aufgeklärt hielt. Das kam vom Oberwambbacher Postschalter, wo auch ich manchmal an Stelle meiner Eltern bedienen durfte. Das Porto aller gängigen Länder war mir bekannt und wenn mich jemand um die Marke für ein unbekanntes Ziel wie Pakistan zum Beispiel bat, was nur ein Mal passierte, dann kam mir so was spanisch vor, und mit solchen Sachen beschäftigte ich mich nicht.

Einmal fuhren wir mit meinen Eltern und meiner Schwester nach Köln, als ich etwa zehn war. Ich weiß nicht mehr, was wir dort suchten, sicher nicht den Dom, aber wir fanden ihn trotzdem. Er ließ uns alle kalt. Aber unter den dinosaurieralten Steinbergen der Kirche erwischte es mich: Da hüpfen und stolperten, humpelten und watschten auf aufgescheuerten Gelenken hunderte von mausgrauen Tauben und mir war es, als ob sie alle behindert wären. Manche hatten Knollenfüße ohne Zehen, die anderen hatten Klumpstumpen oder nur noch Knie. Die luxuriösen Krüppel unter ihnen hatten Beulenkrallen mit Zehen oder es fehlten ihnen nur ein oder zwei Finger.

›Papa, warum haben die Tauben alle kaputte Füße?‹ fragte ich meinen Vater.

›Lass mich bloß in Ruhe mit diesen ekligen Viechern!‹ sagte er, und als ich Mama fragte, hatte sie Kopfschmerzen von der schlechten





Stadtluft und meine Schwester war an diesem Tage zu schön, um ansprechbar zu sein. Aber seitdem gingen mir die Vögel nicht mehr aus dem Sinn.

Zuhause schien es mir nur konsequent, dass das mit den Verkrüppelungen mit der Stadt zu tun hatte, mit den Gefahren und Verderbnissen der Großstadt, in der wir Gott sei Dank nicht lebten. Ich tastete mich voran. Konnte es sein, dass sich die Tauben gegenseitig kaputt machten, wie Kannibalen, oder dass es die Fehlernährung wie bei den Indern war oder die typische Traurigkeit der Stadtbewohner? Am Ende war ich überzeugt, es läge an den Autos und an den Straßenbahnen, die ich allerdings in Köln gar nicht gesehen hatte. Diese Theorie brachte eine weitere Frage mit sich. Ganz klar, es waren die Straßenbahnen, die den Tauben brutal über ihre leichten Gummifüßchen fuhren und sie fürs Leben zerstörten. Wie aber kam es, dass sie so kunstvoll nur die Füße und Beine erwischten und doch keine Tauben mit Hammerhäuptern oder Pfannkuchenhälsen herumhüpften?

Ich ahnte zum ersten Mal das Ende meines Universums und die Weite dahinter anhand der Taubenfüße. Es gab ungeahnte Gebiete, die ich nicht verstand und nicht einmal andenken konnte. Danach beschäftigte ich mich noch öfters damit, wie man mit so großen Geräten wie Straßenbahnen so präzise Kleinstarbeit leisten konnte, aber ich kam nicht weiter. Stattdessen kam ich aufs Gymnasium und fragte mich nicht warum, was ich hätte tun können, denn in meiner Familie war noch nie jemand aufs Gymnasium gegangen. Ich musste jetzt mit dem Bus drei Orte weiterfahren, eine Strecke, die ich sonst selten entlang gekommen war. Mich interessierte in der Schule nichts, außer das Malen, darin war ich gut, und ich war gut im Hausaufgaben abschreiben. Biologie hatte ich schnell aufgegeben nach anfänglicher Hoffnung, denn dort machten wir Aufklärung und das kannte ich alles schon, aber die Tauben wurden nie erwähnt. Dass ich nicht aufflog bei meiner ganzen satten sonstigen Fraglosigkeit war erstaunlich, aber ich schwamm durch. Dann aber geschah das wirkliche Wunder: Die zweite Frage zog am Horizont auf, und sie war es, die mir mit ihren Verknüpfungen die Schulkarriere rettete, denn sonst hätte man mich doch eines Tages wie ein Bündel Bohnenstroh vor die Schultüren geworfen.

**E**s war an einem dieser Morgen, die nur durch ihre Formlosigkeit gehalten wurden, als ich in die Schule fuhr. Ans Busfenster gelehnt sah ich hinaus in die Dörfer mit ihren musikalischen Namen: Fluterschen, Bettgenhausen und Orfgen – und ich hätte auch schlafen oder gleich tot sein können, so wach war mein Zustand. Bei uns auf dem Land sah man viele Rinder grasen und Kühe, die Braunfleckigen, und ich denke es waren alles glückliche Rinder, vielleicht viel glück-



licher als ich. Aber ich wusste damals noch nichts von diesem Konzept, ich war einfach nur da.

Und dann war da plötzlich noch etwas. Im Vorbeifahren, fast zu spät, sah ich ihn zum ersten Mal, einen Jungen unter dem Vordach seines verwahrlosten alten Pipi Langstrumpf-Häuschens. Das Haus hatte ich schon manchmal gesehen, es war mir aufgefallen, denn es war bei dem großen Reinemachen in den Sechzigern oder Anfang der Siebziger vergessen worden. Mit seinen Dacherkern und Schindeln musste es sich fortgeduckt haben und jetzt war es wieder da wie das Ärgernis des Dorfes. Es hatte etwas Muffiges gehabt für mich und etwas Anstößiges, hauptsächlich aber war es mir doch gleichgültig gewesen und jetzt war es die Kulisse für diesen Menschen. Der Junge war dunkel und er hatte Schlitzaugen. Ich setzte mich auf, gerade noch rechtzeitig, aber hier musste man langsam fahren. Und so konnte ich noch kurz, obwohl ich mich dafür umwenden musste, den Blick des Jungen sehen. Er war wohl so um die vierzehn, stand unter dem Vordach, einer Art Veranda mit Stufen in dieser Unordnung, die ihn umgab, und sah starr hinaus aus sich, wie in ein entlegendes Nichts. Und schon waren wir vorbei. Waren es für mich die tierhaften Schlitzaugen, die dunkle Haut, die Tatsache, dass so ein Junge in dieses Haus gezogen war, war es sein Blick oder einfach nur der Umstand, dass sich einer von einer so fremden Sorte zu uns verlaufen hatte, was mich an diesem Morgen aufweckte?

Während die letzten Kühe ihre Fleckenhaut in der Landschaft verstreuten und bevor wir den Ort meiner Schule erreichten, fragte ich mich: Was starrt der so? Aber ich hätte auch gerne gewusst, wo er herkam.

Wie angedeutet, um meine Bildung stand es nicht prächtig, von der Schulsaat war fast nichts aufgegangen und von Haus aus waren wir alle sowieso mit einer Art Wüstenklima ausgestattet. So war der Ferne Osten für mich so was wie ein anderes Sonnensystem, niemand schickte Post dorthin. Daher besaß ich keine Worte für die schlitzäugigen Länder, und ohne die Worte gab es für die Welt keine Türen, um bei einem anzuklopfen. Vietnam hätte ich schon einmal hören können, aber ich hörte stattdessen Sätze wie: ›Da steckt man nicht drin.‹

So hatte ich den Jungen am nächsten Tag wieder vergessen und dümpelte auf alten Pfaden durch den Morgen, als ich erneut an dem Fremden hängen blieb, wieder nur kurz, wieder stand er auf den Stufen und war wie verreist aus sich selbst. – Was sieht er nur? – fragte ich mich gefangen von seiner Abwesenheit, die so zielstrebig war. Diesmal vergaß ich ihn nicht mehr und drehte mich mittags auf der Rückfahrt suchend nach ihm und seinem Vordach um. Nichts! Verwaist lagen seine Stufen und kahl. Am nächsten Morgen war er wieder da. Mit der Ruhe und Reglosigkeit, als ob seine Uhr nicht Stunden zählen würde, sondern Jahrhunderte. Ich weiß nicht, was es war, aber etwas von ihm schlug ein, in meinem kleinen Lebensvorgarten, direkt neben den Tauben mit den Krüppelbeinen, nur viele Nummern stärker. Warum fuhr der Bus immer so schnell durch Fluterschen? Ich begann mich morgens zu ärgern, schon wenn ich in das Fahrzeug einstieg. Man musste langsam an dem Langsamen vorbeifahren, um ihn unter die Lupe zu nehmen und damit vielleicht zu verstehen. Plötzlich wollte ich etwas begreifen. Fast renkte ich mir jetzt morgens den Kopf aus, während er unberührt von allem Diesseitigen dort stand, Tag ein Tag aus, monatelang, morgens, aber mittags nie.

›Ich werde mit dem Fahrrad zur Schule fahren‹, sagte ich meinen Eltern, aber sie verboten es mir, wegen der stark befahrenen Landstraße. ›Für Erdkunde brauche ich einen neuen Atlas, log ich ihnen vor, aber einen guten‹, und den bekam ich. Und während ich langsam Laos und Vietnam, Birma, Kambodscha, Malaysia, China, Korea, Japan und die Philippinen durchstriefte mit meinen Fingern auf den Landkarten, fragte ich mich immer wieder: Was sieht er nur? Worauf wartet er?

Es gab eine Tante von mir, die die Stammbäume aller Dorfbewohner unseres Ortes aller Zeiten und aller Generationen und auch die der Nachbarorte und also die der ganzen Welt in ihrem Kopf zu haben schien. Immer hatte ich sie scheußlich gefunden, sie fuhr Brötchen in den Dörfern aus und seufzte mindestens alle drei Minuten so tief auf, dass man glaubte ihr Herz risse gerade ein, wie eine alte Nylonstrumpfhose. Ich ging sie besuchen, nur um mich bei ihr unter Deckfragen nach dem Schindelhaus in Fluterschen und dessen Bewohnern zu erkundigen.

›Das Bahlserhaus, das verkommene Ding, meinst Du, Norbert?‹ fragte sie mich, ›Wozu willst Du darüber was wissen? Sind immer nur unordentliche Leute drin gewesen. Und jetzt sind da Typen, wo man wirklich nicht sagen kann, ob sie recht sind. Es ist nicht gut, wenn so viele Ausländer kommen, die kriegen immerzu Kinder!‹

Wo waren dann aber all die Geschwister? dachte ich. ›Tante Edith, die haben aber gar nicht so viele Kinder!‹

›Ach red nicht lauter Quatsch‹, unterbrach sie mich und wollte resolut zurückkehren zu ihrem Mürbeteig, den sie knetete.

›Wo kommen die denn her, Tante Edith?‹ versuchte ich es noch, aber verzagter, ich merkte, dass der Ton da war, den ich von zuhause kannte, er klang wie das Runterlassen von Rollläden.

›Lass mich bloß in Ruhe mit den Glasnudelfressern aus Kambodscha!‹ Sie drehte sich nicht mehr um, schlug nur noch den Teig über die Tischkante und ich hatte im allerletzten Moment aus Versehen gewonnen. Kambodscha, da kam also mein Schlitzauge her.

Hör nur, Kambodscha, tönte es in meinem Kopf. Kambodscha, das klang nach Weite und Schönheit und sehr komischen Nudeln. Und ich wusste etwas mehr. Wieder wanderte ich über die Atlasseiten wie über eine satte Blumenwiese im Frühling. Und machte mich Samstag morgen zur Schulanfahrtszeit auf den Weg nach Fluterschen. Phnom Phen, Sihanoukville, Battambang, Siem Riap, Tonle Sap, Mekong, Pursat. Ich kannte nun Namen und während ich an den morgenfrühen glücklichen Kühen vorbeikam, rief ich ihnen diese Namen zu. Sie sahen mich darauf so resolut abweisend an wie meine Tante Edith. Aber später in Fluterschen lag wie mittags meine Verandavortreppe verlassen. Enttäuscht, mit Flatteratem wegen der Fahrt und meiner Spannung, stand ich in der Nähe des Hauses und fand es jetzt geheimnisvoll und nicht mehr hässlich. Ich traute mich nicht recht, es genau anzusehen und zuhause malte ich es deshalb. Im Malen wollte ich das Haus ausziehen, und wenn ich das hinbekommen hätte, dann hätte ich im Inneren den Schlitzäugigen gefunden und in dessen Augen wäre ich dem Ziel seiner Träume auf die Spur gekommen, das er sonst, in sich verschlossen, vor der Haustüre zu erwarten schien.

**T**atsächlich habe ich damals begonnen durch die, aus heutiger Sicht etwas absurden Wiederholungen dieses Türstehens, viel Verrücktes für das Kind, das ich einmal war, zu tun. Ich brachte es zur Meisterschaft der Portraitstudie dieses Hauses, als ob ich mir eine schüchtern Angebetete nur so gegenwärtig machen könnte. Und ich las in der Schulbibliothek über den Fernen Osten. Ich kannte dann sogar einige Literaten und Historisches über Kambodscha. Da gab es die Tempel von Angkor, deren Bilder für mich seltsam nach ungekannten Vogelstimmen klangen, die sich unter Baumriesen verfangen hatten, so anders als alles in meiner Welt, dass man mir die Abbildungen auch auf dem Kopf stehend in meine Bücher hätte drucken können, ich hätte es nicht weiter befremdlich gefunden.

Einmal kam Papa in mein Zimmer, als ich im Bett lag und ›ANGKOR‹ sagte, langsam, leise und gedehnt, spitz und schneuzig, giftig zischend oder blitzschnell. Und er fuhr mich, nachdem ich seinen Eintritt nicht bemerkt hatte, barsch an: ›Was tust du da, Norbert?‹ Er hätte mich lieber beim stiergesunden Onanieren erwischt, als bei diesen wahnwitzigen Sprachanfällen, in denen ich mir den

Geschmack des Fremden auf der Zunge und in den Ohren zergehen ließ. Sie versuchten mich auf diese Entdeckung hin zu beruhigen und zu kurieren, in dem ich mehr ins Postamt mit musste. Und was ich dabei lernte war das Heucheln. Na ja, ich lernte meine Hausaufgaben, die ich dahin schlampte, in eine herzerreißende Länge zu ziehen und dabei Bücher zu lesen, die eigentlich nicht auf meinem Speiseplan standen. Und währenddessen würde dieser fremde Mensch mit seinen leeren Augen einer volleren Welt begegnen. Ach, mich hatte auf Anhieb dieses Verschwindenkönnen von ihm bezaubert, während er doch offiziell blieb. Er tat, was mir nicht mal als Idee in den Kopf gekommen war, er brach aus. In der schwammigen Geografie meiner Kindheit hatte sich eine Lawine gelöst, deren Ausmaß mir selbst am unklarsten war. Ein bisschen entwurzelt stand ich daneben und sah zu.

Wie lange ging das alles so? Ich kann es nicht mehr richtig einschätzen, ich weiß nur, dass der Kambodschaner wirklich fast jeden Morgen vor der Haustüre stand und meine Tagesanfänge besiegelte. Es muss die Anfangszeit der Pol Pot-Ära gewesen sein und der Junge gehörte zu den wenigen, die es herausgeschafft hatten. Aber über seinem Land lag damals noch die zeitgenössische Glocke des Nichtwissens, erst später aus der Rückschau sollte das Grauen über die Landesgrenze hinaus die ganze Welt mit Entsetzen erfüllen.

Auf dem seligen Hügel der Unwissenden trieb ich unterdessen meine Recherchen, mit meiner wie auch immer selbstgezümmerten Methode. Ich begriff aber bald, dass ich nur mit Städtenamen und etwas Geschichte ausgerüstet nicht weiterkam. Es musste etwas anderes geben, um Menschen zu verstehen, Ziele, ein Gerichtetsein auf etwas. Bei meinem Fremden war das möglicherweise auch nur etwas Gewesenes, Verlorenes. Verlorenes Glück vielleicht?

Was aber war das Glück, das man verlieren konnte, oder die Angst? Da stand es nackt vor mir, das kleine Einmaleins des Menschseins und war mir so furchtbar unbekannt. Es war überraschend, dass ein einzi-



ger wiederholter leerer Blick geschafft hatte, was die Schule in Jahren nicht vermochte – mir zu zeigen, dass hinter meinem Gartenzaun noch etwas existierte, was zu entdecken lohnen könnte. Das plötzliche Wissen um mein Nichtwissen hatte mich aufgeweckt.

Jetzt erst bekam ich mit, wie besorgt mich meine Eltern seit einiger Zeit beobachteten. Mehr als nur meine Pubertät musste ihnen komisch an mir erscheinen. Ich glaube mittlerweile, sie erkannten in meinem höchst seltsamen Sosein eine heraufdämmernde Schwulität. Meine Eltern, sie waren wie liebe kleine Eisenbahnen, die ihre Schienen herunterrollten. Immer und ewig, und ihr Blick verlor sich nie rechts oder links, wahrscheinlich, da sie davon ausgingen, dass es dort nichts zu sehen gab. Sie wollten mich wohl vor mir selbst behüten, aber da kamen sie zu spät.

**I**ch beschäftigte mich jetzt damit, mir das zurückgelassene Leben vorzustellen, in das der Junge unversehens abreiste, während er, der Magier, seinen Körper vor der Tür dieses Hauses in einem von ihm ungeliebten Land, stehen ließ. Es entstand in mir ein komisches Bilderkabinett, zusammengesetzt aus den fossilen Schichten von Fernsehprogrammen, der wenigen Bücher und Märchen, die ich kannte und der bunten oder auch grauen Klischees, die die plüschene Lebenswelt meiner Eltern bedeuteten.

Da dachte ich mir zum Beispiel den Jungen, zuhause, oben auf einer Dachterrasse stehend, abschüssig das Ganze, weil kambodschanisch, unter einem kochenden Himmel, aus dem es manchmal Fische regnete. Er war ein Stadtbewohner und auf seinen seidenen Kimono, auf dem ich bestand, war eine Taube gestickt. Natürlich stand er glühend kitschig mit weitausladenden Armen über den Straßen und rief in einem tiefen Schrei ins Häusermeer hinein. Die Passanten sahen hoch zu dem Rufer auf der Kante seines Hauses vor dem Himmel. Sie hatten spitze Flechthüte an, wie die Reisbauern in meinen Büchern. Von irgendwo erhob sich jetzt eine Bewegung über den Häusern. Sie war so stark, dass die Luft zitterte unter ihr. Weiße Tauben waren es mit Königsfächerschwanzgefieder. Die Stadt bebte unter dem Schlagen so vieler Flügel, aber dann senkte sich der Haufen auf die Dächer in der Umgebung des Jungen. Die weißen Tiere zeigten eines nach dem anderen, sich sorgsam aus dem Drunter und Drüber einreihend, dem Jungen zur Kontrolle ihre orangenen Prachtsfüße. Er war der Pflegevater all dieser Beine, er hütete sie, und wenn eine Straßenbahn seine Vögel verletzte, zeigte er sie an. Jeden Fuß nahm er einzeln in die Hand und spreizte die Zehen über seine Porzellanfinger. Als er fertig war hoben sie ab, drehten ihre Runden über ihm und riefen mit ihren Taubenstimmen auf Wiedersehen. Unter seinem Winken verschwanden sie hinaus aus der Stadt in die fernen Reisfelder.



›Red keinen Scheiß, hörte ich da eine Stimme und es war am Ende meine, die sich über die verstiegenen Bilder der Szene ärgerte. ›Das gibt es alles nicht, alles gelogen.‹ Aber die andere Hälfte in mir war in Gang gekommen und wehrte sich irritiert, aber ungebremst. ›Gut, du brauchst nicht zuhören, niemand erzählt diese Geschichte für dich!‹ Aber ich war doch vor mir selbst erschrocken und erzählte mir die folgenden Szenen erst später, wie hinter dem Rücken meiner mir abgezogenen Phantasie, die auf freiere Zeiten gelauert hatte. Für wen erzählte ich denn? Ging es darum eine andere Welt zu begreifen oder nur endlich meinen weggesperrten Gedanken die Käfigtüren zu öffnen? Es ist egal. Jedenfalls dachte ich ihm immer nahe liegende Rollen zu, wie diese: Auf einer Veranda unter glänzend lackierten Ziegeln lehnte an einem farblos jungen kambodschanischen Morgen, noch bevor der Tag dort Zeit hatte, mit dem Schwitzen zu beginnen, mein Fremder an einer Säule. Er sah nicht mehr leer, sondern zielstrebig gespannt, in höchstem Maß am Leben, auf einen Punkt. Er fixierte das Nachbarhaus, zu einem Beobachter geworden, kein Träumer mehr, denn er war jetzt zuhause. Dort tat sich was, unter den übergroßen Blättern der fleischfressenden Pflanze am Eingangstor. Eine dünne Frau mit Kind lungerte im Umkreis dieses bösen Gewächses herum. Dann hörte mein Beobachter ein Zischen, ein giftiges: ›Nur rein jetzt, aber dalli!‹ Das Gatter flog auf und fleischfressend und widerlich wie ihre Pflanze stand die Tante des Jungen im durchscheinenden Frühmorgen. Sie sah sich um. Oh nein, die Frau hatte zwar nur zwei Striche als Augen, aber alles andere an ihr sah meiner Tante Edith verdammt ähnlich. Der Arme war also auch mit solcher Verwandtschaft geschlagen. Aber jetzt sah ich es noch besser, als sie den Jungen am

Arm grabschte und gierig den Mund aufmachte. Sie hatte tausend kleine dreieckige Piranhazähne.

›Was kostet das Jungchen?‹ fragte sie, nachdem sie schamlos an dem dünnen Körper des Kindes herumgefingert hatte. Mein Schlitzäugiger erschrak, denn jetzt fiel ihm ein, dass seine Tante dafür berühmt war, Kinder zu hassen. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, dass sie eine Kinderhändlerin sein musste. Jetzt erst verstand er sie, so wie sie wirklich war, und er erleichte an seiner Säule, selbst seine Porzellanfinger waren blutleer vor Schrecken. – Sie wird rote Khmer aus ihm machen – dachte sich der Junge und es war tatsächlich so, dass die roten Khmer für mich ahnungsloses Kind hier im fernen Europa etwa soviel wie rote Grütze bedeuteten. Nach den weiten Wegen der Informationen hinaus aus Kambodscha bis hin zu mir, klang mir aber diese Art rote Grütze immerhin irgendwie belastet, nach einer mit Blut angerührten und da lag ich dann ja, trotz aller kindlichen Naivität, leider nicht so falsch. Der Entsetzte machte sich an die Arbeit, denn das mit dem Einkochen von gekauften Kindern mußte er verhindern. Er rief seine Geschwister, Cousins und Cousinen zusammen, um während des Morgengrauens die Anstalt seiner Tante zu stürmen und den Gefangenen zu befreien. Im Dämmerlicht des nächsten Tages gab er das Zeichen und man fiel über das Haus und den Garten mit den Mörderpflanzen her und fand am Ende nach allem Suchen nur sie: Die Tante alleine in der Küche, sie schlug einen obskuren Teig wie eine entschlossene Mörderin über die Tischkante und drehte sich dann langsam um, mit den dreieckigen Zähnen jetzt offen im Gesicht und einem letzten kleinen roten Tropfen an einem davon.

›Ihr kommt zu spät, zu spät, ich habe ihn längst erledigt ... und auch euch werde ich nicht vergessen!‹ In ihrem großen jetzt menschenleeren Haus verklangen die Worte zusammen mit dem Knall des aufschlagenden Kuchenteigs wie ein Pistolenschuß. Es war klar, daß die Tante tun würde, was sie gesagt hatte und als von den vielen Cousins und Cousinen, die der Familienkreis meines Fremden umfaßt hatte, nur noch die vier Geschwister des Jungen übrig waren, beschlossen dessen Eltern die Koffer zu packen und am anderen Ende der Welt nach Fluterschen zu ziehen, ganz egal, was aus den Roten Khmer zu Hause wurde. Und da waren sie nun, in dem Schindelhaus mit der traurigen Veranda, unter dem Nieselregen der magersüchtigen Sommer des Nordens.

›Die Armen‹ seufzte es auf in mir. Was für ein Schicksal sie gehabt hatten, während ich mit der Zunge über die Klebeflächen mancher Sondermarken meine einzigen Abenteuerwege genommen hatte. Aber eine Schleuse hatte sich in mir geöffnet und wie nach dem Urknall flogen Bilder zu mir herein in die leeren Räume meines Gehirns, wo jedes einzelne wie eine Rarität an den gähnend weißen Wänden auf-





leuchten konnte. Ich stand da und verlor mich in diesem unbekanntem Dekor nach den Jahren der Dürre. Und er? Er verharrte weiterhin einfach da in Fluterschen. Es waren schon Jahre, und mit der Zeit hatte ich begonnen mich von ihm selber freizumachen, da er nichts als immer das Gleiche tat. Er blieb ein aus sich selbst Evakuierter.

Ich besaß jetzt einen wirklich fatalen Ruf der Absonderlichkeit und etwas Geld, denn ich trug Werbeblätter aus und damit abonnierte ich eine Zeitschrift, die ich selten verstand, denn sie war auf Englisch, aber ihre Photos schmeckten nach allem anderen nur nicht nach Oberwambach. Es gab darin sogar einmal einen traurigen Artikel über Kambodscha und große Tropfen wie vom Monsun ergoss ich über den Mythos des Artikels, den ich natürlich kaum begriffen hatte. Aber mit dem Rest des Geldes kaufte ich etwas, was ich mehr und mehr auf meine eigene Art verstand. Ich kaufte Farben, Pinsel, Federn und Tusche und schlechtes Papier. Alles war billig, ich kannte nur billiges Malzeug, denn niemand hatte mir erzählt, man könne auch ernsthaft malen, nicht wie ich, der ich unernsthaft malte, weil ich gänzlich unernst zu nehmend war, wie ich glaubte.

›Das mit dem Gemale hört jetzt aber auf, sagte mein Vater kurz vor dem Explodieren eines Sonntag Abends, nachdem er eine ganze Serie von noch nassen Bildern über das Haus des Kambodschaners entdeckt hatte. Er stand da mit seinem Schnurrbärtchen, das zitterte vor Ärger, und den großen weißen Händen in ihrer ratlosesten Haltung. ›Du lügst Deine Mutter nur noch an, um bloß niemandem helfen zu müssen, und dann kriechst Du rein in Deine ausländischen Hefte, ganz tief rein, bis Du nur noch Kaffer im Kopf hast! Und dann malst Du dieses Haus zum hundertsten Mal, ach, was sag ich, er unterbrach sich mit einer dicken Spuckeperle auf der Unterlippe, ›zum hunderttausendsten Mal! ... würde ich ja gerne mal von Dir wissen, was Dich gerade an dieser Hütte so wild macht? Aber eins sag ich Dir – wenn ich Dich noch einmal erwische, dass Du dieses Haus malst, dann

nehme ich Dich von der Schule und dann kommst Du in eine Lehre. Die Schule hat Dir sowieso ganz den Kopf verdreht. Er nahm seine Hände nun wieder entschlossen an sich, drehte sich um und verließ mein Zimmer mit den nassen Bildern des unscheinbaren und unschuldigen Häuschens.

Ab da malte ich ostentativ ein, zwei Mal im Monat den Kirchturm von Oberwambach mit mal mehr, mal weniger Dächern der Nachbarhäuser daneben. Diese Bilder und auch ein Paar mit Rosenmotiv vergaß ich manchmal im Wohnzimmer oder auch in der Küche. Sie verschwanden. Wohin weiß ich nicht, aber ich bekam sie nicht mehr zu Gesicht. Trotzdem bin ich mir sicher und war es mir damals auch, dass diese ausgelegten falschen Fährten in guter Hand seien. Tief in ihrem Innersten werden meine Eltern gewusst haben, dass sie etwas von Größe hatten, dieser Art Größe wie man sie sich bei uns vorstellte. Und im Windschatten dieser Vorstellung malte ich ›mein Haus‹ weiter, das ich gierig in Einzelbeobachtungen Tag für Tag auf dem Schulweg zusammengetragen hatte, bis ich es ganz besaß, bis hin zu jeder einzelnen Schindel. Ich hätte es blind malen können, mit dem Starrer davor, an immer der gleichen Stelle. In Kunst bekam ich dann die erste Eins seitdem ich mich erinnern kann. Und diese Eins sollte mir bleiben, als einzige, trotz aller leicht erratbar blöden Kommentare meiner Eltern und Schwester. Aber sie, die sie doch gute Menschen waren, hatten mich aufgegeben, irgendwann zwischendurch und es war, als ob sie sich ab da entschlossen hätten mich zu nehmen als der, der ich war. So etwa wie man ein mongoloides Kind trotzdem liebt. Aus Anstand malte ich mein notorisches Thema noch immer nicht ganz offen und auch die Blumen legte ich noch manchmal aus, als tröstende Geste an meine Familie, denn auch ich liebte sie, die drei aus dem Oberwambacher Postamt. In den Blumen steckte alles, was ich an Kenntnis ihrer Vorlieben zusammenkratzen konnte, und da war der Sprung erkennbar in den zwei Bildarten, die ich aus meinem Kinderhirn schuf und die mir heute zeigen, wie weit ich als Vierzehnjähriger



schon abgereist war. Die saftigen Blütenblätter für sie waren genau, wie mit Schablonen vorexerziert, dann leuchtend nach der Art des malen nach Zahlen gefüllt. Nie uferte eine Farbe über eine schein tote Linie hinaus und auf manchen Blättern lagen sie dahin gesprenkelt, kleine glitzernde Wasserperlen wie Feentränen, die die fast abgestorbenen blauen Prinzen-Entführungsträume meiner Mutter vielleicht für Minuten zu posthumem Leben erwecken konnten. Und mein Vater, er würde die Attrappen wohl für den Ausbund an genauer Beobachtung und künstlerischer Sensibilität halten.

Und dann mein Haus der Kambodschaner: Über die Zeit, die ich das Haus nun malte, hatte es sich wie von selbst von meinem Willen frei gemacht. Die Schindeln waren verschwunden und die Linien fast untergegangen, das Wetter hatte sich eine Gewaltigkeit angeeignet, die dem Westerwald nicht entsprach und die das Haus in ganze Farborgien tauchte. Alle Formen drängten sich immer entschlossener gegeneinander, als ob es darum ginge jeden Rahmen zu sprengen. Und das Ganze wurde immer falscher dachte ich manchmal. ›Norbert, du spinnst, sprach dann wieder jemand zu mir, der nicht tot zu kriegen war. Aber ich malte weiter, während mich der tatsächliche Fremde immer weniger interessierte. Einmal entdeckte ich beim flüchtigen Hinsehen im Vorbeifahren, dass eine Taube auf der Regenrinne des Vordachs direkt über ihm saß, eine meiner Tauben, deren Füße meine Gedankenwelt auch kaum mehr bewegten. Und er, wohin er sah, es blieb mein Rätsel, eines dieser antwortlosen Rätsel, die schon etwas von Sicherheit ausstrahlen, so klar war es, dass man sie wahrscheinlich nur erfragen aber nicht lösen konnte.

**D**ann eines Tages, vielleicht zwei Jahre später, geschah das Unwahrscheinliche. Ich hatte mich wirklich lange nicht mehr nach ihm umgesehen, denn dann hätte ich mich auch nach Steinen und Bushaltestellen verrenken können, so wenig veränderte sich etwas an seiner Haltung. Aber dann kam dieser Regenmorgen. Was sage ich Regenmorgen, es war wie der Tag, an dem eine neue Sintflut begonnen hatte. Aus einem schwarzen Himmel schüttete es Sturzbäche. Jeder Tropfen war ein böser bohrender Wasserfall, und es gab tausende von ihnen, als ob die Welt noch in dieser Stunde vom Wasser erschossen werden sollte.

Langsam kroch der Bus bei rasenden Wischern über die Landstraße. Die Bäume bogen sich unter den Wassermassen, die über uns hereinbrachen. Und da dann, in Fluterschen sah ich ihn: Er war nicht mehr auf den Treppenstufen unter dem Vordach, sondern zum ersten Mal unter freiem Himmel, und dann gerade unter diesem. Wie Rumpelstilzchen mit hochgerissenen Armen sprang er, der letzte Mensch, in diesem Wolkenbruch herum.



Ich klebte mich an mein Busfenster und da man so langsam vorankam bei diesem Wetter blieb mir genug Zeit, ihn zu sehen. Ein Getriebener jetzt, wie aufgezogen, sprang er in die Pfützen, fasste sich an den Kopf, riss seine schmalen Augen auf, während er versuchte das Wasser im Fall aufzuhalten, und er drehte sich mit der Schlagsigkeit und Unerfahrenheit eines frischgeborenen Tieres.

Es war eine unglaubliche Ausgelassenheit, die ich an ihm entdeckte, zum ersten Mal eine Regung und dann eine so übermäßige. Er musste den Regen lieben, dachte ich verblüfft, aber gerade diese Art Regen, der wie ein Weltuntergang daherkommt. Komisch, dass ich nie auf die Idee kam, er könne verrückt sein. Diese naheliegendste Diagnose kam mir nie, obwohl sie mir selbst so oft gestellt worden war. Am Abend lag ich in meinem Bett und dachte an den Fremden in seiner Ausgelassenheit, dieser wilden Begeisterung und fand für mich meine Antwort, die ich nicht mehr gesucht hatte.

Er hatte all die Jahre in den Himmel hoch gesehen, von wo das Wetter geschickt wird. Er wartete auf den Regen, aber nicht irgendeinen Regen. Wie die Regenmacher hatte er auf den Monsun gewartet, auf diesen größten Guss, der bei ihm zuhause nach der Dürre über das flache Land Kambodschas heranzog, drohend und dunkel und die Hütten weg riss und hinter sich einen Wasserschleier herzog, der das Leben des Landes bedeutete. Der Junge wartete auf den Monsun wie jemand, der darin das Versprechen der Götter an die Menschen erkannte, sie nicht im Stich zu lassen. Ich stellte mir vor, dass der Schlitzäugige den Monsun für Gott selbst hielt, aber den bösen Gott,

den auf lauten Füßen Daherstampfenden, der sich erst spät als der Gute entpuppte.

An dem Abend gab ich meinem Kindheitsreisegefährten seinen Namen. Ich nannte ihn jetzt: DER MONSUNIST.

Vielleicht glaubte er auch auf seine Weise, dass der tropische Regen, wenn er einmal hier herkam, Staub aus seinem Land mitbrächte, aus seinem verloren gegangenen Kambodscha, von wo immer konkreter und lauter Gräuelnachrichten zu uns hereindrangen, von Massenmorden und Steinzeitträumen.

Mein Monsunist! Wer war ihm alles weggeschlachtet worden? Und nun war er schon so lange hier unter dem saft- und kraftlosen Geniesele unserer traurigen Hügellandschaft mit Fichtenmonokulturen statt der weiten überschwemmten Flussufer unter dem Monsun.

– Du wirst lange warten müssen – dachte ich beim nächsten Vorbeifahren an dem wieder Stillstehenden – bis Du das nächste Mal einen Weltuntergang geschickt bekommst, um aufzublühen. –

**D**ann stand eines Tages ganz unscheinbar an einer Hauswand des Monsunisten ein Gerüst, ein paar Stangen zuerst nur mit Brettern, aber das Baugerüst nahm zu, wurde größer und breiter. Immer mehr umschloss es die Wände des Häuschens, wohl um dem letzten Hort des Chaos den Garaus zu machen. Endlich erstickte das Gerüst das ganze Haus, wie es mir schien, und Handwerker rückten ihm zu Leibe. Es begann sich zu schälen oder häuten, während mein Freund jetzt hartnäckig ausblieb, gerade da ich ihn wieder neu entdeckt hatte. Die alte Schuppenbedeckung wurde entfernt und die Einfachfenster. Wo mochte sich nur die Familie des Jungen in der zugigen Zeit im Haus verstecken? Und tatsächlich, als die Arbeit herangereift und ein bei uns beliebter Bogen-Schwammputz alles windschiefe verklebt



hatte und monotone Fenster die Wände zierten wie Topflappen, die wuchernden Büsche des Vorgartens abgehackt waren, da war das Werk beendet. Ein weiteres Haus wie alle anderen stand in Fluterschen.

Und dann kam der Tag, an dem Kisten und Koffer vor dem ermordeten Haus standen, das wahrscheinlich in seinem neuen Kleid für die Kambodschaner zu teuer wurde. Sie verschwanden, nahmen ihre unorthodoxen Kisten und Plastiktüten und die größer gewordenen Kinder, die mir von fern ans Herz gewachsen waren, und meinen Monsunisten mit und verließen die Kulisse meiner Kindheit. Ich schlich ein paar mal in einiger Entfernung um die Abreisenden herum, ohne Gebüsche, um mich dahinter zu verstecken und trauerte um die einzigen Exoten, die meiner Heimat zugeflüstert hatten, dass es draußen eine Welt gäbe. Sie bemerkten mich nicht, oder übersahen mich mit der diskreten Wohlerzogenheit des Ostens. Es gab keinen Gruß, nichts, und weg war er mein Monsunist mit seinem leeren Blick. Aber er ließ mir mit der Trauer auch seinen Monsun, den ich über sein Haus im früheren Zustand ergoss, Bild um Bild. Das war meine Noldephase.

›Norbert Nolde und die Sintflut‹, sagte mein Kunstlehrer lächelnd, der zunehmend mehr auch an meiner Privatarbeit interessiert war und der mich manchmal zu sich nach Hause einlud. ›Was sagen Ihre Eltern zu all dem?‹ fragte er dann.

›Zu was – all dem – ?‹ fragte ich zurück, ›Meine Eltern wissen nicht, ob sie sich mehr vor meinen Bildern oder vor mir grausen sollen. Ich glaube sie hoffen insgeheim immer noch darauf, dass ich endlich meine Zeitschriften und Pinsel auf eine Moto Guzzi umabonniere, mich aus der Asche der vergangenen Jahre erhebe und dann Fußballspiele. Nein, Herr Lindner, glauben Sie mir nichts! Ich weiß komischerweise genau über sie zu wenig, nur dass sie sich wirklich Sorgen um meine haltlose Art machen, und das auch nur, weil sie über mich genauso wenig wissen, wie andersherum.‹

Aber ich war wirklich traurig um den Verlust des Abgereisten, denn ich war mir dessen bewusst, dass er ohne es zu wollen eine große Rolle gespielt hatte in den Entscheidungen über meine Zukunft, die nicht in meiner Hand lagen.

Unterdessen lief alles natürlich so weiter wie immer: Die glücklichen Rinder dekorierten unverändert die Landschaft auf dem Weg hin und zurück von der Schule. Ich las jetzt im Bus, um sie nicht grinsen zu sehen, wie ich glaubte. Und meine rücksichtslose Tante Edith brachte mich dann an einem unserer Truthahnessen des ersten Weihnachtstages, den wir immer zusammen mit ihr verbrachten, endgültig um meinen ersten Mythos. Mama hatte ihren ewigen Truthahn bereitet, den ganzen Morgen lang. Sie stöhnte. Edith und ihr Mann

Jochen beerdigten wie gewöhnlich diesen aufwendigen und köstlichen Vogel unter ihren Gesprächen über Krankheiten, Gallensteine zum Beispiel und Blasenentzündungen. ›Also lustig ist das wirklich nicht, sagten sie nach jedem zweiten Satz, ›da fehlen einem doch die Worte, sagte die Tante und nahm Rotkohl und Brustfleisch nach, denn an Appetit fehlte es in unserer Familie niemandem, auch mir nicht. Ich liebe heute noch Rotkohl und den Truthahn meiner Mutter. Sie kaute gerade, als sie sich an einem Bild aus ihrem Krankheitsozean inspierte. ›Na, was noch passiert ist, sie legte ein Knöchelchen weg, ›der Jochen hat das Bienchen zum Tierarzt gebracht, der das arme Vögelchen abspritzen mußte. Ihre Füße waren fast ganz weggefault, von den ganzen Milben, sie fiel schon immer von ihrer Stange.‹

So leicht war eine große Kinderfrage zu beantworten, keine Straßenbahnen sollte es mehr geben, keine Selbstmordattacken aus Gründen der Traurigkeit, die sie auf ihre eigenen Füße losgehen ließ, einfach nur Milben. ›Ist das so was wie Moose?‹ fragte ich Edith, um sie wenigstens für ihre Nacktheit der Welterklärung ein bisschen zu ärgern.

›Norbert, das ist jetzt wirklich nicht mehr lustig!‹ ermahnte mich Jochen, aber seine Frau knusperte am abgenagten Schenkel des Weihnachtssbratens und ich hatte keine Fragen mehr. Was sollte jetzt bloß aus mir werden?

**A**ber Abwege, einmal eingeschlagen, lassen einen nicht mehr los. So dachten meine Eltern über Sektierer, Drogenabhängige, Schönredner, sexuell Entartete und über mich.

Sie waren also vorbereitet, als ich nach dem Abitur ankündigte, ich werde Kunst studieren. Sie waren sogar bereit, mir eine kleine Rente auszusetzen und sie besuchten mich ein paar Mal während meines Studiums an der Akademie. Sie mögen mich, schließlich wurde ich immerhin nicht schwul, sondern bekannt.

Ja, es ist das passiert, was nicht mein Ziel war, ich wurde einer der wenigen meiner Schule, die von ihrer Kunst leben können. Ich könnte teure Weine trinken so viel ich will und meine Freunde in berühmte Lokale einladen. Stattdessen abonniere ich immer noch gerne Zeitschriften, die ich nicht wirklich verstehe und manchmal, ganz selten, finde ich in ihnen einen Artikel über mich.

Dort werden meine Bilder gezeigt und ich, der Eigenbrödler, der ich immer geblieben bin und der mir ins Gesicht geschrieben steht, wie ich finde. Wenn ich die Texte übersetze oder auf deutsch lese, dann bin ich immer noch verblüfft über ihren Inhalt. Da wird vom großen Mystiker geredet, vom Virtuosen unter den Monochromen, vom Künstler mit religiösen Dimensionen. Meine Bilder seien nach dem Bildersturm, in agnostischer Zeit, eine Tür zurück ins Sakrale. Ich

staune. Wo holt man all das her, wo ich doch nur in all den Jahren den Monsun gemalt habe, wie er das kleine Häuschen mehr und mehr fortgeschwemmt hatte und die Bildfläche für sich allein beanspruchte. Drohend kommt der Tropenregen in ausufernden Rechtecken über die Leinwände meiner Gemälde herangezogen, wie die Götter, um deren Laune man nicht weiß. Ich habe in keinem Interview je die Wahrheit über meinen immer gleichen Bildinhalt erzählt, denn ich habe Angst die zweite und letzte Frage und also meinen Monsunisten zu verraten, der über mein Leben entschieden hat.



# Der Schmerz in Nummerneun

Hansrainer Bosbach

›Auguste, die Einladung ist da!‹ ruft Camille Claudel VIII.

Rodin IX ist erleichtert. Endlich ist sie da, die Einladung der Academia Artificium Redivivorum zum Großen Wettbewerb, traditionell einmal in jedem Jahrhundert ausgetragen. Er hat die Einladung für die Bildhauer-Klasse erhalten, unterschrieben von Aldous Huxley IX als Vorsitzendem des Aufsichtsrats.

Alle eingeladenen Mondialgenies werden zu einer zeitgemäßen Variation eines ihrer Hauptwerke aufgefordert. Jedem Jahrhundert sein ultimatives Denkmal!

›Wer hat die besten Chancen, was denkst du?‹ Wie oft schon hat Claudel diese Frage gestellt!

›Du weißt es so gut wie ich. Mwenza, der Schnitzer. Michelangelo.‹ Was Rodin nicht anspricht: Er fällt seit mehreren Jahrhunderten zurück. Er weiß: Trotz Einladung – ohne Trendwende erlischt sein Wiedergeburtrecht.

Natürlich hat er wieder seinen ›Denker‹ geformt, in zwei Versionen. Er ist praktisch fertig.

›Welche Version reichst du ein?‹ Die nächste Dauerfrage Claudels.

›Ich kann es noch nicht entscheiden, du weißt es!‹ Der wirklich große Wurf ist die zweite, die Geheimversion. Deren Wurzeln reichen ins 27. Jahrhundert zurück, als sich auf dem Höhepunkt der Dritten Renaissance die Auffassung durchsetzte, die Naturwissenschaften als Teil der ›Schönen Künste‹ zu begreifen. Da begann Rodin V das Geheimprojekt ›Lebender Denker‹ – mit keinem geringeren Ziel als dem perfekten Kunstwerk.

Dieses Ziel sieht Rodin IX nun zum Greifen nahe. Seine Geheimversion, konsequent von innen nach außen gebaut, bietet ein vollständiges künstlerisches Abbild auch des menschlichen Innern: es fehlt kein Organ, keine Ader, keine einzelne der mehr als 100 Milliarden Zellen.

›Worauf wartest du noch?‹ Claudel, Geliebte und persönlicher Begleit-Klon, drängt.

›Noch lebt der neunte Denker nicht!‹ Aber wäre er lebendig, funktional stünde er einem Menschen in Nichts nach – davon ist Rodin überzeugt.

Nur echte Kreationen sind Kunst. Das perfekte Kunstwerk kann nicht Produkt einer Entwicklung sein, es tritt perfekt in die Welt, es ändert sich nicht.

›Du fürchtest, dass er nicht leben wird!‹ Sie spielt auf die Materialfrage an. Diese Frage ist essentiell. Das perfekte Kunstwerk besteht aus perfekten Werkstoffen. Er will ›Ewig‹-Stoffe, nichts Vergängliches. Sie hat Bedenken: ›Ein Wesen, materiell festgefroren, ohne jede Chance auf Änderung, ist einem Menschen, ist dem Leben überhaupt unähnlich.‹

Claudiel mäkelte, wo sie kann. Im 30. Jahrhundert hat die ›Allianz Agamischer Akademiker‹ Rodin ohne Claudel auf die Welt geschickt. – Das Ergebnis dieses Experiments? – Das reine Fiasko! – Aber war er dafür verantwortlich? Nein! – Seitdem verdächtigt sie ihn, sich nicht wirklich für sie zu engagieren.

›Der perfekte Denker kennt keinen Verfall. Das gilt bis in seine kleinsten Elemente.‹

Die Konsequenz: Zellteilung, genetische Information und Zeugungsfunktion sind überflüssig. Für den Denker sind ›nur‹ zwei der üblichen Lebens-Kriterien gefordert: Metabolismus und bewusstes Handeln.

Letzteres bedeutet mehr als einfache Reaktionen auf externe und interne Stimuli: Fühlen, Denken, angemessenes Sozialverhalten. – Um dies zu prüfen, ist der klassische Turing-Test zu begrenzt. Das erkannte schon Rodin V und formulierte den ›Großen Turing-Test‹: der Denker wird in den Lebensalltag geschickt, sein Verhalten dort darf ihn in den Augen normaler Menschen nicht von ihresgleichen unterscheiden.

›Wenn es so weiter geht, nimmt die Traditionsversion am Großen Wettbewerb teil.‹

Sie hat nicht unrecht. Solange die Geheimversion den Test nicht besteht, kommt die erste Version zum Zug. Der nächste Rodin-Klon muss es erneut versuchen. – Wenn er wieder geboren wird!

Der Große Turing-Test hat Folgen: ein Denker, der nicht essen, trinken, ausscheiden würde, ein Denker, der sich nicht, auch in intimen Lagen, wie ein Mann verhalten könnte, fiel durch den Test. Also kann der lebende Denker beispielsweise nicht als autotrophes Wesen modelliert werden, also muss er, obwohl Reproduktivität nicht gefordert ist, primäre männliche Geschlechtsmerkmale aufweisen.

Das Kernproblem ist das Verhältnis von Hardware zu Wetware. Wie sieht die ›Bio‹-Chemie des Denkers auf Grundlage der ›Ewig-Werkstoffe aus? Hier beginnt naturwissenschaftliche Kunst: Die Abbilder der Kreisläufe des menschlichen Organismus müssen den Denker wie einen normalen Menschen erscheinen lassen, aber sie dürfen nicht nur Kreisläufe simulieren, sondern müssen selbst echte Kreisläufe sein, reale psychische Prozesse und wirkliche Stoffwechsel bewirken. Die Basis von Rodins Lösung: den Dreischritt natürlichen zellulären

Lebens – DNS erzeugt RNS erzeugt Protein – unter Einsparung des ersten Gliedes modellieren. Die entsprechende ›Ewig-Stoff-Chemie ist das eigentliche Kunstwerk im Kunstwerk – jedenfalls im Blickwinkel naturwissenschaftlicher Ästhetik.

›Dem Denker fehlt nur noch der »Lebenshauch«. Alles ist doch bereit!‹ Sie hat recht, es fehlt nur noch ein letzter, kleiner Schritt. Er nimmt den elektronischen Meißel und wagt den finalen Schlag, einen gefühlvollen Tupfer in die Herzgegend – und siehe, das Denkmal zittert, beginnt sichtbar zu atmen.

Lebt der Denker von Rodin tatsächlich, zum ersten Mal? In diesem Jahrhundert?

Rodins Euphorie endet schnell. So schnell, wie er erkennt, dass der Denker leer ist.

Vielleicht fehlt seinem Geist die ›Nahrung‹, die einem Menschengeist im Lauf seiner Entwicklung zugeführt wird. Wie auch immer – er sieht, hört, schmeckt, riecht, spürt, empfindet Änderungen seiner Gleichgewichtslage, aber erkennend wahrzunehmen vermag er offenbar nicht. Gibt Geräusche von sich, aber kann nicht sprechen.

Und ist gänzlich ohne Gefühl. Mimik, Gestik, Haltung zeigen weder Freude noch Schmerz, weder Angst noch Scham, weder Zorn noch Trauer noch Abscheu. Selbst Hunger und Durst, Hitze und Kälte lassen ihn unberührt. Nichts geschieht, er sitzt da, in seiner bekannten Haltung, und rührt sich nicht, ausgenommen autonome Bewegungen wie Atmen, Lidschlag, Kauen, Schlucken, Ausscheiden usw.

›Wo sind die Gefühle?‹ fragt Rodin. ›Was habe ich falsch gemacht? Die Amygdala verhunzt? War doch was dran am alten Aberglauben vom limbischen System?‹

Die schlimmste Folge der fehlenden Gefühle: Der Denker denkt nicht. – Seit Rodin sich dessen sicher ist, kann er ihn nicht mehr so anschauen, als ob er einen Denker vor sich hätte. ›Der Ausdruck ist total weg, eine Katastrophe!‹

Rodin lässt sich von einem Klon aus der Neurosoziologenklasse beraten: Tony Damasio III. Der meint, als Körperwesen habe der Denker emotionale Zustände, nur bewusst seien sie ihm nicht. Ihm fehle generell höheres Bewusstsein. Dies lasse sich sehr einfach am Schmerz demonstrieren: ›Die Transmitter aus den Schmerzbahnen können in seinem Thalamus ganz wunderbar andocken, der Denker hat Schmerzen als Körperzustände. Aber sie jucken ihn nicht.‹

›Aha‹, sagt Rodin.

›Well, let's do the flinch and jump test!‹ sagt Damasio und haut dem Denker mit einem Hammer auf den Fingernagel, eine ganze Serie von Schlägen in wachsender Intensität.

›Yeah, er zuckt! Er registriert den Schmerz.« Hammerschlag um Hammerschlag. ›Only those small flinches, so sehr ich auch steigere. Bei Laborratten, Auguste, hören wir erst auf, wenn sie ziemlich hoch springen. Mindestens drei Beine müssen in der Luft sein. Das ist dann mehr als Schmerz Wahrnehmung, das ist das Schmerzgefühl.«

Der Denker glotzt nicht mal hin.

›No feelings at all!« Damasio lässt eine Serie mit absteigender Intensität folgen, zur Verifikation der Wahrnehmungsschwelle für den Schmerz. Der Denker glotzt und zuckt, teilnahmslos.

Beim nächsten Schlag kann Rodin nicht anders, er exponiert seinen Daumen. Es treibt ihm die Tränen in die Augen.

›Your first pain fibers acting!« sagt Damasio, so sachlich, als sei er des Denkers Bruder, ›laterale spinothalamische Bahn.«

Rodin lutscht am Daumen: ›Es pocht!«

›Now your second pain fibers acting, mediale Bahn!« sagt Damasio.

Die Augen des Denkers schimmern feucht. Rodin ruft, seinen Schmerz vergessend: ›Tony, der Denker weint! Er leidet mit!«

›Er leidet nicht mit. Es sind nur die Spiegelneuronen. Reines Registrieren, kein Gefühl.«

Damasio blickt den Hammer liebevoll an und gibt dem Denker einen Schlag auf den Hinterkopf. Der schwankt, fällt langsam seitwärts.

›Was soll das?« giftet Rodin. Er befragt den Denker: ›Da, eine Beule!«

›Slow down, Cloney. Blutet nicht mal.«

›Ja, und!?!«

›You should appreciate the difference between simple pain detection and an emotional response. Selbst die militantesten Tierfreunde könnten nicht klagen. Dein Denker ist unquälbar!«

›Er ist ohnmächtig!«

›Das gibt das Material offenbar her. – Kann ich ihn mitnehmen? He's worth a few more experiments.«

›Scher dich zum Teufel, Tony!!«

›Aber wieso?«

›Damasio II hat Rodin VIII überredet, den Denker auszuborgen. Was tat er? Traktierte ihn mit Opiaten, nahm das Gehirn raus und homogenisierte es. Du bekommst ihn nicht!«

›Oh my gosh, Steinzeitexperimente! Bin ich Neurohistoriker?«

›Und ich? Bin ich Mediziner? Ich bin Künstler – basta!«

Damasio schlägt vor, der Denker solle Gefühle lernen – durch Belohnen, sobald der Denker zuckt und dabei zufällig Verhaltensäußerungen zeigt, die konform zu denen echter Menschen mit Schmerzgefühlen sind.

›Wie soll ich ein Wesen ohne Gefühle belohnen?«

Es gebe unbewusstes Lernen. ›Ganz ohne Gefühle‹, sagt Damasio. ›Aber vielleicht ist ja alles auch ganz anders, und er entspricht einem evolutionär höheren Wesen, das den Schmerz längst besiegt hat.‹

›Aha‹, sagt Rodin.

›Ja, sein Feedback auf schmerzende Stimuli funktioniert so perfekt, dass er ›in Echtzeit‹ mit Schmerzlosigkeit antworten kann.‹ Damasio springt vor Begeisterung so hoch, dass Rodin denkt, wenn er vier Füße hätte, dann wären jetzt dreie in der Luft.

›Sag mal, hast du getrunken?‹ fragt Rodin.

›Man merkt, du bist Franzose.‹

›Man merkt, du bist Portugiese.‹

›Ich bin Amerikaner!‹

Rodin verzichtet vorerst auf weitere Beratung durch Damasio.

Die Zeit rennt davon. Der Einreichungstermin. Was tun? Auguste Rodin wird hektisch, will den Geist des Denkers im Schnellgang mit Erfahrungen voll pumpen. Er setzt ihn in den ›Hieronymus-Bosch-Purgator‹, einen Schwerstereignissimulator (Patent: H. Bosch VII). Nur ein Promille der Purgonauten steht den 2-Stunden-Durchgang durch. Alleszermalmender Stress, pur und massiv. Der Denker zuckt nicht einmal mit der Wimper.

Ab in ›Dantes Paradies‹ (Patent: D. Alighieri VI), siebter Kreis der Verzückung. Zwecklos.

Der Denker als Feldherr. Als Mönch. Als Bremsbelag. Als Schmetterling. Nichts.

Rodin ratlos. Erschöpft. Wütend. ›Ich hau dich kaputt! Du Sau!‹ brüllt er.

Camille Claudel VIII, sein Begleit-Klon, fällt ihm im letzten Moment in den Arm.

›Bist du wahnsinnig, Auguste? Denk dran, wenn du nicht mehr wiederkommen darfst, bin auch ich endgültig raus aus der Sequenz! Einmal wenigstens nimm Rücksicht auf mich.‹

›Nirwana! Nirwana! Das einzig Wahre!‹ brüllt Rodin IX.

›Du weißt nicht, was du tust. Der fehlende Ausdruck ist deine fixe Idee. Er schaut wie immer. Ich sage dir: Er hat Schmerzen!‹

›Er hat Schmerzen! Er hat Schmerzen! Wo bleibt deine Empathie?‹

›Warum soll er keine Schmerzen haben? Bloß, weil du dir das nicht vorstellen kannst? Schmerz ist ein privates Gefühl, woher willst du wissen, dass er keine Schmerzen hat?‹

Rodin ist verzweifelt. Wozu das Ganze? Er denkt: ›Im Innern ist nichts, es sei denn, es wäre hinein gekommen.‹ Hat der Denker nicht den Ausdruck von Frieden? Die Jahrhunderte füllen was in einen hinein. Freude und Pein. – Vanitas!

Doch die Amygdala auswechseln? Er legt den unbrauchbaren Meißel in die Diagnosehottube. Da öffnet sich die Tür, Rilke IXa erscheint, dahinter neun weitere Personen – Rilke IXb bis Rilke IXj: ›Bon jour, Auguste!‹

›Bon jour‹, knurrt Rodin. Die Rilke-IX-Gang! Warum musste diese verfluchte Panne beim Klonen passieren? Schon *ein* Rilke ist kaum auszuhalten.

Rodin und Rilke, das sind für Rodin neun Jahrhunderte rhetorischer Wolkenschiebereien über Kunst und Genie! Kürzlich noch: ›Ohne Höllentor wirkt sein Denken leer, die Kraft ist unbalanciert.‹ Vom Geheimprojekt wissen die Rilkes nichts.

Rilke IXa ruft: ›Ich habe über das Höllentor nachgedacht.‹

Rodin weiß: sagt irgendein Rilke ›ich‹, meint er die ganze Gang.

Rilke IXb ruft: ›Du hast recht, unfehlbar deine Intuition!‹

Rilke IXc: ›Der große Kreis schließt sich.‹

Rilke IXd: ›Der Kreis der Einsamkeit!‹

Rodin schreit: ›Sprecht normal!‹

Rilke IXe: ›Der neue Denker muss unantastbar sein.‹

Rilke IXf: ›Eingeschaltet in die stille Dauer des Raumes.‹

Rilke IXg: ›Und in seine großen Gesetze.‹

Rilke IXh: ›Wie in eine Nische, so passt er hinein in die Luft, die ihn umgibt.‹

Rilke IXi: ›Der Denker braucht kein Höllentor.‹

Rilke IXj endet: ›Seine Hoheit kommt aus einfachem Dasein, nicht aus irgendeiner Bedeutung.‹

›Aha‹, knurrt Rodin. ›Seid ihr gekommen, um mir das zu sagen?‹

Rilke IXj ruft: ›Geschmeidige Kraft braucht keinen Namen.‹

Rilke IXi: ›Sie ist.‹

Rilke IXh: ›Wie ein Gebirge ist.‹

Rilke IXg: ›Wie ein Meer ist.‹

Rilke IXf: ›Weite.‹

Rilke IXe: ›Ruhe.‹

Rilke IXd: ›Tiefe.‹

Rilke IXc: ›Große Geduld.‹

Rilke IXb: ›Güte der Natur.‹

Rilke IXa endet: ›Alles trägt der Denker in sich.‹

Rodin sagt: ›Er heißt nicht: der Kraftprotz, er heißt: der Denker.‹

Rilke IXa: ›Der Denker ist seine eigene Kathedrale.‹

Rilke IXc: ›Sein eigenes Höllentor.‹

Rilke IXe: ›Er ist tausend und tausend Umgebungen zugleich.‹

Rilke IXg: ›Keine gleicht der anderen.‹

Rilke IXi: ›Eine jede lebt in ihm.‹

Rodin: ›Ihr könnt mir einen Gefallen erweisen: schreibt einen kleinen Vortrag für die Vernissage.‹

Dieser hohe Ton! Aber es gibt genug Typen, denen das gefällt.

Rilke IXb: ›Ich werde eine große Monografie über dich schreiben.‹

Rodin: ›Es existieren bereits acht Monografien – von Rilke I bis VIII, über Rodin I bis VIII. Was kann es da noch Neues geben?‹

Rilke IXd: ›Das versuche ich die ganze Zeit, dir zu sagen.‹

Rilke IXf: ›Aber ich schreibe dir auch einen Vortrag.‹

Rilke IXh: ›Zusätzlich!‹

Rilke IXj starrt versonnen auf Rodins Hände.

Rodin fragt: ›Wollt ihr belgisches Bier?‹

Rilke IXj antwortet: ›Danke, nein.‹

Rilke IXa – IXj im Chor, getragen, feierlich: ›Die Hand des Denkers, geformt vom Strom der Taten, stützend diesen Schädel, schwer von Bildern und Gedanken – das ist der Kreis.‹

Die Art, wie die Rilkes über seine Kunst sprechen, macht ihn nervös. Ist wirklich er es, der alle diese Werke geschaffen hat? – Rodin schiebt einen Kasten belgisches Bier in die Mitte des Raums. Die Flaschen werden protestlos entgegen genommen. Im Atelier sind noch genügend Kästen.

Die Rilkes stürzen sich auf die neue Aufgabe, den Vortrag. Rodins Werk sei so unüberwindlich, weil es erwachsen zur Welt komme. Im Unterschied zum Werdenden, das als solches um seine Berechtigung bitten müsse, sei es einfach da und selbstverständlich. – Immerhin, das gefällt Rodin.

Soll er Rilke IXa-j vom leeren Denker erzählen? Besser nicht. – Unbemerkt beamt er sich hinaus.

Rodin besucht Freud IX. Der erste Vorsitzende der Gesellschaft Freier Klone konferiert mit seinem Geschäftsführer. Freud erklärt Rodin: ›Die Dreihundertjahrfeier unserer Gesellschaft.‹

Der Geschäftsführer, von London eingespielt, hat Rodins Kommen nicht bemerkt und trägt einen Entwurf der Festansprache vor: ›... kämpfen alle Freuds für das, was für sie ›die Emanzipation der Klone von einem vorbestimmten Schicksal‹ ist – nicht als Selbstzweck, sondern um uns letztendlich zu einer besseren, ja, zu einer perfekten Menschheit zu führen. Anstelle blinder Zufallsvariation und Auslese durch Fitness ...‹

Freud unterbricht seinen Geschäftsführer: ›OK, sehr gut. Genau das, was ich selbst auch geschrieben hätte. Machen Sie weiter, ich melde mich dann.‹ Und weg ist der Geschäftsführer.

Rodin erzählt Freud vom leeren Denker.

Freud fragt: ›Hast du die Hormone geprüft?‹

›Ja, mit Damasios Hilfe. Sie erfüllen ihre Botenfunktion. Die Hormone sind nicht die Ursache.‹

›Die »Emotionsorgane« lassen sich von ihnen nicht ansprechen?‹

›Genau! Mein Verdacht richtet sich vor allem auf die Amygdala.‹  
›Was schlägt Damasio vor?‹  
›Er glaubt, es sei einfach ein Problem der Bewusstseinsweckung. Ich soll dem Denker bewusstes Fühlen beibringen.‹  
›Und wie?‹  
›Belohnung. Ich soll ihn für emotional kongruentes Ausdrucksverhalten belohnen.‹  
›Behaviorismus! Die Ursache sitzt tiefer.‹  
›Aha‹, sagt Rodin. ›Du hältst auch nichts von Damasios Vorschlag?‹  
›Natürlich nicht! Ich habe eine andere Idee. Schau, was ich heute morgen zufällig gesehen habe.‹ Freud zeigt Rodin ein Sonderangebot aus ›MindMax.‹

Rodin liest: ›Amygdala  $\pi$ Force 2 GTS mit Enhanced Spin-Controlling, 2 Jahre Garantie. Zum Hammerpreis!‹

›Aha‹, sagt er, ›dem Denker eine Fertig-Amygdala verpassen. Ist das dein Vorschlag?‹

Freud lacht. ›Du denkst jetzt: ich bin Künstler, nie und nimmer! – Wer sagt denn, dass die  $\pi$ Force drin bleibt? Nur ein Experiment – um dein Organmaterial zu prüfen. Funktioniert die  $\pi$ Force, liegt es am Material. Die  $\pi$ Force kommt raus, und du bist wieder der naturwissenschaftliche Bildhauer. Folgt Einbau einer eigenen künstlerisch wertvollen Amygdala.‹

Rodin sieht Freud an. Dieser Seelenkundler – welch unsensibles Lachen!

›Ich muss nachdenken‹, sagt er. ›Au revoir, Sigmund.‹

Claudel fragt Rodin: ›Was ist mit dem Denker? Der Einreichungstermin rückt näher.‹

Rodin gesteht ihr, vorübergehend eine Fertig-Amygdala verwendet zu haben.

›Was?‹ Claudel starrt Rodin offenen Mundes an. ›Du hattest ihm eine Fertig-Amygdala eingebaut?‹

›Eine Amygdala  $\pi$ Force 2 GTS mit Enhanced Spin-Controlling zum Hammerpreis. Ich war ein Idiot!‹

Claudel setzt sich. ›Und?‹

›Merde!‹ sagt Rodin. ›Da, von heute‹ – er lädt die Webseite der Super-soma Technology, Claudel liest: ›Rückrufaktion für Amygdala  $\pi$ Force 2 GTS.‹ Folgt irgendein Text, dann die Unterschrift: ›Craig Venter IX, Geschäftsführer. Sie meint: ›Hab keine Lust, das Zeug zu lesen. Erzähl.‹

›Die Serie 2 GTS ist mit Bakterien verunreinigt.‹ Rodin ist rot vor Wut. ›Als das kam, war die  $\pi$ Force schon längst draußen, hatte Null und Nichts gebracht – kein Kontakt zum ›Ewig‹-Material. Aber dafür sind jetzt Bakterien in seinem Hirn. Eine wenig bekannte Variante, total resistent.‹



Claudel will sagen: ›Was kann das deinen ›Ewig‹-Stoffen schon ausmachen!‹ – aber das Thema ist zu heikel.

›Die Bakterien sind Allesfresser, sie verwandeln alles in Abfall, selbst sein Hirnmaterial, erklärt Rodin. ›Seit gestern ist die ursprüngliche Amygdala wieder drin. Auch die wird gefressen.‹

›Was jetzt?‹

›Aus der Traum! Ich mache die Traditionsversion versandfertig, und damit scheitere ich dann – aus der Traum vom zehnten Rodin!‹

Claudel versteht Rodins Aufregung und ist zugleich enttäuscht. Von ihr hat er nicht gesprochen. Auch sie käme nicht mehr durch – Ende aller Klonung! Warum bleibt sie bei diesem egoistischen Monster?

Das Wochenende ist vorbei, Rodin hat die Traditionsversion eingereicht. Er ist es leid, weiter an Bakterien zu denken, er hat keine Lust mehr auf den Geheimdenker, er malt serienweise Aquarelle. Das entspannt.

Claudel eilt herbei: ›Auguste, der Denker erwacht!‹

›Aha,‹ sagt Rodin. Der letzte Pinselstrich rutscht ihm aus. Keine Freude, nur dieser Gedanke: ›Zu spät! Warum so spät?‹

Claudel denkt, Rodin habe nicht zugehört: ›Der Denker hat gelächelt! Ich glaubte schon an eine Halluzination, da sagte er ›Camille.‹

Rodin wirft die Wissensprogramme an, pumpt den Denker acht Stunden lang mit Weltwissen voll – die Basismodule ›Europa 1F,‹ ›Europa 2F‹ und die Aufbauversion ›Europa-Dilettant F‹.

›Warum gleich soviel, Auguste?‹

›Ich will endlich wissen, woran ich bin!‹

Der Denker schläft fast zwölf Stunden. Wie er die Augen aufschlägt, sitzen Claudel und Rodin bei ihm.

›Guten Morgen,‹ sagt der Denker artig.

›Guten Morgen,‹ antworten Claudel und Rodin.

Alle drei schweigen gespannt.

›Wer bin ich?‹ fragt der Denker schließlich.

›Der Denker,‹ sagt Rodin. ›Von Rodin,‹ sagt Claudel.

›Das ist ein Denkmal,‹ sagt der Denker, wie aus der Pistole geschossen.

›Das weiß er aus dem Modul ›Europa-Dilettant‹,‹ sagt Rodin zu Claudel.

›Ich bin kein Denkmal, lässt sich der Denker vernehmen. ›Wer sind Sie, bitte?‹

›Das ist Camille Claudel, Bildhauerin. Ich bin Rodin, Bildhauer. Auguste Rodin.‹

›Hier stimmt irgendetwas nicht. Sie sollten mir Aufklärung verschaffen, bitte.‹

›Er ist erstaunlich höflich,‹ sagt Rodin.

›Bitte, Auguste‹, sagt Claudel, ›ich glaube, wir müssen mit Herrn Le Penseur sprechen, nicht über ihn. Verzeihen Sie bitte, Herr Le Penseur.‹

›Ach‹, sagt der Denker, ›ich *heiße* Le Penseur, ich bin nicht der Denker.‹

›Doch. Sie sind der Denker. Aber schön, warum sollen Sie nicht Le Penseur heißen‹, sagt Rodin.

Der Denker bedeckt seine Blöße mit den Händen. ›Entschuldigen Sie, hätten Sie etwas zum Anziehen für mich?‹ Claudel holt einen Morgenmantel. Darin sieht der Denker auch nicht schlecht aus.

Rodin beobachtet Claudel: sie wirkt irgendwie animiert. Er sollte den Denker schleunigst mit weiteren Modulen füttern, neben Weltwissen braucht er noch Episodisches. Vielleicht ›Früheste Erinnerungen E7F‹, ›Glückliche Kindheit E7F‹, ›Bewegte Jugend E7F‹, ›Romantische Episoden E7F?‹ Zuvor Damasio fragen, zur Sicherheit.

›Merkwürdig‹, sagt Le Penseur, ›im Moment habe ich nicht die geringste Ahnung, wer ich bin. Habe ich einen Unfall gehabt? Mir fehlt jede Erinnerung an mein früheres Leben. Bin ich verheiratet, gibt es Kinder? Wo sind meine Eltern?‹

›Sie haben keine Eltern, Herr Le Penseur‹, sagt Claudel.

›Ich bin ein Klon!‹

›Nein, Sie sind eine Kreation‹, sagt Rodin, ›in aller Bescheidenheit darf ich sagen: meine Kreation.‹

›Aha‹, sagt Le Penseur. ›Kann ich mal telefonieren, bitte?‹

›Wen möchten Sie denn sprechen?‹ fragt Rodin.

Nach einer kleinen Pause antwortet Le Penseur: ›Die Polizei.‹

›Was will er von der Polizei, Camille?‹

›Er traut uns nicht, Auguste. Bitte, Herr Le Penseur, vertrauen Sie uns. Sie müssen uns etwas Zeit geben, es ist möglich, Ihnen alles zu erklären.‹

Claudel erzählt, Rodin ergänzt. Der Denker schlägt die Hände vor dem Gesicht zusammen, sagt: ›Es ist nicht einfach für mich.‹ Er steht auf: ›Ich brauche Klarheit. Der Umstand – falls alles stimmt, was Sie erzählen! –, dass Sie mich geschaffen haben, Monsieur Rodin, berechtigt Sie nicht, mich als Ihr Eigentum anzusehen. Ich bin vielleicht kein Mensch, aber in meiner persönlichen Würde komme ich einem Menschen gleich. Ich werde Sie als meinen Vater achten, aber ich beanspruche die Menschenrechte. Ich bin nicht Ihr Sklave.‹

Rodin überlegt. Camille Claudel sagt: ›Natürlich, Herr Le Penseur, selbstverständlich.‹

Der Denker lächelt ihr zu. ›Wüsste ich, wie ich mit Vornamen heiße, würde ich Ihnen das ›Du‹ anbieten.‹

Claudel wird rot. Rodin kneift sich in den Arm. Nein, er träumt nicht.

›Ich taufe mich Dieudonné Le Penseur‹, sagt der Denker feierlich, ›nennt mich Dieudonné.‹

Rodin steht auf. ›Wollt ihr was trinken? Ein Bier? Belgisches Bier – er braucht dringend belgisches Bier.

›Danke ja‹, sagt der Denker, doch Rodin ist schon weg, ›ich habe wirklich Durst. Gibt es auch Orangensaft? Ich hätte lieber Saft.‹ Er lächelt Claudel zu. ›Und vielleicht eine Kleinigkeit zu essen, bitte.‹

›O mon dieu! Natürlich, du musst schrecklich durstig sein, Dieudonné! Und schrecklich hungrig!‹

Claudel ab in die Küche. ›Kein Bier, Auguste, kein Bier!‹ ruft sie.

Rodin wünscht sich die Zeit zurück, da der Denker ohne Gefühle war – zwar passiert er jetzt mühelos den Großen Turing-Test, aber der Dauerflirt mit Claudel nervt! Er überredet sie, nach Tokio zur Academia Artificium Redivivorum zu reisen, um dort in seinem Namen vorzusprechen – vielleicht könne weibliche Diplomatie das Unmögliche möglich machen:

die Erlaubnis, statt der Traditionsversion die Lebendversion des Denkers nachzureichen.

Doch ohne Claudel verschlimmert sich die Lage. Der Denker trauert, bricht bei nichtigen Anlässen in Tränen aus, läuft Rodin hinterher wie ein Hündchen – grauenhaft! Rodin will ihn ablenken, erzählt ihm alle Details über alle Denker aller Rodins. Der Denker lässt endgültig die Zweifel an seiner Herkunft fahren. Die wilde Trauer weicht einer stillen Melancholie.

Damasio rät dringend von Fertigeepisoden wie ›Früheste Erinnerungen‹ ab, einmalige Forschungsmöglichkeiten wären zunichte. Er sagt: ›Es ist das Material. Oder vielmehr das, was die Bakterien aus dem Material gemacht haben. Die Infektion ist ein Glücksfall.‹

›Womit ich nur soviel Glück verdient habe? Bakterien, die mein Lebenswerk fressen!‹

›Vollenden, Auguste, vollenden!‹

›Aha!‹ sagt Rodin.

›Be sure, Cloney. Die Mikroben erzeugen aus den ›Ewig‹-Stoffen neue vergängliche Stoffe, mit dem Effekt, dass –

– mein Lebenswerk vernichtet wird!‹

– dass der Denker seine emotionalen Körperzustände als Gefühle erlebt.‹

›Der Denker altert!‹

›Hold your breath, Auguste! Welche Gemeinsamkeit zählt – die mit einer ›ewigen‹ Kunststoffdose oder die mit einem fühlenden Lebewesen?‹

›Hör mal, Tony. Was ihr Biologen Evolution nennt, das ist Verkümmern. Was kommt dem perfekten Lebewesen am nächsten? ›Alters-

lose« Einzeller! Alles, was sich davon weg entwickelt hat, ist Bewegung hin zu mehr Unvollkommenheit. Vorläufiger Endpunkt:

der überaus störbare »sterbliche« Mensch. Dem wollte ich eine Schöpfung entgegensetzen, etwas, was keine Natur, was nur Kunst vermag: den unsterblichen Menschen.«

›Aber dann »romantische« Fertig-Episoden reinpumpen wollen! Sehr konsequent, Monsieur le Créateur! Rack your brain to figure out what to do about the thinker's fictitious past.«

So diskutieren sie, die beiden alten Männer.

Rodin gibt dem Drängen Damasio nach und ist bereit, den Denker für ein paar Tage in seine Obhut zu geben. Als der ihn mitnehmen will, hält Le Penseur den beiden einen Vortrag über persönliche Willensfreiheit. Damasio entgegnet, diese sei nur eine lebenspraktisch nützliche Illusion. Le Penseur akzeptiert das nur in Eingrenzung auf »natürliche« Menschen. Er selber, Dieudonné, sei anders konstruiert und tatsächlich frei in seinem Willen.

Daraufhin lädt Damasio Le Penseur förmlich ein, ihn zu besuchen; dieser nimmt an.

Der Denker engagiert sich sehr, bei den täglich durchgeführten Intelligenztests schneidet er überragend ab. Aber am fünften Tag verschlechtern sich die Ergebnisse, bei der geometrisch-räumlichen Vorstellung sogar rapide.

Damasio klärt Le Penseur über seine bakterielle Infektion auf. Dieudonné bleibe nicht mehr viel Zeit. Wenn er einen Abbruch der Experimente wünsche, habe er, Damasio, dafür Verständnis.

›Lass mir Zeit nachzudenken, ich weiß noch nicht, was ich will«, sagt der Denker. Sein Blick fällt zufällig auf Damasio's Hammer, der auf dem Schreibtisch liegt. ›Ich will heim«, sagt er, aus einer plötzlichen Eingebung heraus.

Le Penseur kehrt, begleitet von Damasio, zu Rodin zurück. Claudel ist auch wieder da, ohne Erfolg. Der Denker umarmt sie. Rodin holt für sich und Damasio zwei Flaschen belgisches Bier.

›Die Bakterien fressen mich«, sagt Le Penseur.

Claudel schnäuzt sich, einen Moment bleibt ihre Stimme weg. Rodin und Damasio trinken ihr Bier.

›Das Huhn ist ein Mechanismus zur Erzeugung von Eiern«, meint der Denker. ›Kann man so sehen, Tony?«

Damasio nickt.

›Wenn der eingereichte Denker die Jury der ›Wiederauferstandenen« nicht überzeugt, dann wirst du nicht mehr geklont. Oder, Auguste?«

›Könnte so sein‹, antwortet Rodin. Claudel schnäuzt sich erneut, Damasio beobachtet den Schaumrand in seinem Bierglas.

›Du musst den Denker so gut wie möglich hinkriegen. Von Rodin-Klon zu Rodin-Klon immer perfekter. Stimmt's?‹

Rodin nickt.

›Sonst ist es aus mit dir!‹

Rodin fragt: ›Worauf willst du hinaus?‹ Claudel legt die Hand auf Rodins Unterarm. Damasio meint: ›Dieudonné sagt, die Daseinsberechtigung eines Künstler-Klons hängt von seiner kreativen Kraft ab. Right?‹

Der Denker nickt: ›Genau!‹

Rodin und Damasio trinken aus ihren Flaschen. Claudel steht auf und holt für Dieudonné und sich Orangensaft.

Der Denker sagt: ›Es gibt eine Kette »Ei-Huhn-Ei-Huhn«. – Danke, Camille.‹ Er nimmt einen großen Schluck Orangensaft. ›Und es gibt eine Kette »Denker-Rodin-Denker-Rodin«.‹

Damasio springt auf: ›A head spinning idea! Der Denker ›zwingt‹ durch seinen Kunstwert die Cloning Masters zur erneuten Klonung von Rodin, der dann wiederum den Denker replizieren muss. Der Denker könnte sogar in evolutionäre Konkurrenz zu Homo Sapiens treten!‹

Der Denker sagt: ›Entsetzlich!‹ Er stützt den Ellbogen auf sein Knie und seinen Kopf auf die Hand.

Rodin geht austreten. ›Ihr entschuldigt mich?‹ Das belgische Bier.

›Ich fühle mich sehr angestrengt‹, sagt Le Penseur, ›ich lege mich hin.‹

Claudel und Damasio nicken stumm. Rodin bleibt weg. Nach einer Weile sagt sie: ›Ich schau nach ihm.‹

Der Denker lächelt, als sie kommt. ›Hier, für meinen Vater. Wenn ich gestorben bin.‹

Er reicht Claudel einen Umschlag.

Die Bakterien vermehren sich rasend schnell. Abends versinkt der Denker in einen Dämmerzustand. Claudel, bei ihm wachend, schläft gegen 5 Uhr morgens ein. Zwei Stunden später wird sie von Rodin geweckt. ›Er ist tot, Camille.‹

Claudel weint. Damasio erscheint, von der Unruhe angelockt.

›Er hat ein Schreiben hinterlassen‹, flüstert sie, ›an seinen Vater.‹

Rodin gibt das Schreiben Damasio: ›Würdest du es bitte vorlesen, Tony?‹

Damasio liest:

›Auguste Rodin, mein Vater und Schöpfer!

Du hast mich mit den Bakterien infiziert, die mich zum Leben erweckt haben und die mich jetzt töten.

Du hast Dein Geschöpf durch Deine Bakterien aus dem Paradies vertreiben lassen.

Die ersten Menschen, so steht geschrieben, verloren das Paradies, weil sie sündigten. Daran zweifle ich, denn ich bin aus dem Paradies vertrieben worden, ohne je gesündigt zu haben. Ich glaube: Weil wir das Paradies verloren haben, werden wir Sünder.

Die Störung verwandelt mein Hirn und macht es unvollkommen; dadurch bin ich fühlend und denkend geworden. Doch was habe ich davon? Du, Camille und Tony, alle Menschen, nach deren Bild ich geformt bin, wissen es. Mein Vater, in mir ist ein großer Schmerz: Warum sind wir in diese Welt gekommen?

Vollkommenheit braucht keine Selbsterkenntnis. Erst wer es verlassen hat, erkennt das Paradies – wenngleich nicht direkt; denn um das Vollkommene zu fassen, bräuchte es wiederum Perfektion. Also fühlen und denken wir das Paradies nur als Ahnung des Unerreichbaren.

Mein Vater, der Apfel der Erkenntnis reift nicht im Garten Eden. Sein Fruchtfleisch ist der Schmerz.

Dieudonné.

# Was schmerzt?

Gedanken zum kleinen und großen Schmerzproblem

Gregor Damschen

## *I. Der Kontext der Frage*

Es ist eine nichttriviale Einsicht, dass es keine Fragen gibt, die nicht an einen bestimmten Kontext gebunden sind. Normalerweise wird man auf diese Einsicht nicht eigens hinweisen, weil der Realkontext, in dem eine Frage steht, den Adressaten der Frage auch unausgesprochen bereits bekannt ist. Das ist z. B. in den meisten spezialisierten Disziplinen der Wissenschaften und Künste der Fall, aber auch in Standardsituationen des alltäglichen Lebens. Bei akademischen Preisfragen wie der vorliegenden trifft das jedoch nicht zu. Denn hier ist der Adressatenkreis so inhomogen, dass man nicht einfach davon ausgehen kann, dass alle Adressaten die Frage als dieselbe, an einen bestimmten Kontext gebundene Frage verstehen werden. Manche Akademie hat mit dieser Mehrdeutigkeit des Fragens gespielt und der Frage bewusst keinen Kontext hinzugefügt; oder sie hat ihn zumindest nicht explizit verschriftlicht. Anders verhält es sich bei der vorliegenden Frage: Sie liefert einen bestimmten Kontext mit, in den die Frage eingebettet ist. Man würde deshalb die Minimalstandards der Texthermeneutik unterlaufen, wenn man die kleine Rahmengeschichte und ihre Protagonisten nicht ernst nähme. Es würde allerdings zu weit führen, die ganze Rahmengeschichte selbst als die Frage anzusehen. Im Folgenden soll die Rahmengeschichte nur als Kontext verstanden werden, durch den die von ihm verschiedene eigentliche Frage als eine inhaltlich bestimmte Frage kenntlich wird.

Wer stellt die eigentliche Frage überhaupt? Die Junge Akademie? Nein, im Gegenteil: ein alter Mann. Der alte Mann diskutiert mit einem Jungen über die Befindlichkeit des Denkers von Rodin. Der Abguss der Skulptur steht als Teil der größeren unvollendeten Arbeit Rodins mit dem Titel ›Höllentor‹ im Mittelpunkt eines Gartens in Paris. Die beiden Diskutanten, der junge und der alte, sind sich nicht darüber einig, was der in einer seltsamen Position sitzende Denker für ein Befinden hat. Der alte Mann referiert zunächst die Meinung, der Denker sei traurig oder denke an das Schicksal der Welt. Möglicherweise leide er auch an Weltschmerz. Der Junge ist pragmatischer und konkreter: Der Denker leide wohl eher an Rückenschmerzen. Aber das soll

nach Meinung des alten Mannes gerade nicht die Frage sein, um die es geht. Die Frage ist nicht, ob der Denker Weltschmerz oder Rückenschmerz hat. Es ist also nicht nach einzelnen Schmerztypen oder auch nur einzelnen Schmerzinstanten gefragt. Sondern die Frage lautet ganz allgemein: Was ist es, das in uns schmerzt?

Was bedeutet die Einbettungsgeschichte nun für die eigentliche Frage? Sie zeigt zunächst: Es geht um Schmerzen, die *Menschen* haben können und in die sich Menschen wie der Junge *emotional hineinversetzen* können. Diese beiden Voraussetzung sehen nur auf den ersten Blick trivial aus. Denn man könnte sich fragen, wie es sich für ein nichtmenschliches Wesen anfühlt, Schmerzen zu haben. Wie fühlen denn Teufel einen Schmerz, wie Fledermäuse, wie Marsianer, wie ein Bioroboter mit einem ausgebildeten Welt- und Selbstmodell? Es ist denkbar, dass derartige Wesen viel mehr oder auch weniger Grade und Arten des Schmerzes besitzen als wir. Dass der Junge den Schmerz des Denkers emotional nachfühlen kann, heißt jedoch nicht, dass er ihn auch *begrifflich* nachvollziehen kann. Hier zeigt sich bereits ein Problem, das uns im Folgenden noch beschäftigen wird: Antworten auf Fragen wie die Preisfrage haben die Gestalt von Begriffen, nicht von Emotionen. Wer aber etwas mitfühlen kann, kann es noch lange nicht begrifflich formulieren. Weiterhin legt die Geschichte mit dem Hinweis auf den Weltschmerz und die Rückenschmerzen nahe, dass es mindestens zwei *unterschiedliche Schmerztypen* gibt: seelische und physische. Schließlich zeigt die Geschichte auch, dass die Hauptfrage ein bestimmtes *Reflexionsvermögen* voraussetzt. Es ist sicherlich kein Zufall, dass der alte Mann die allgemeine, der Junge die spezielle Frage stellt. Der Junge möchte wissen, welchen konkreten Schmerz der einzelne Denker vor ihm gerade verspürt, während der alte Mann von dem einzelnen Menschen und seiner konkreten Situation abstrahieren und allgemein das Wesen *des* Schmerzes finden möchte.

## II. Eine Scheinfrage?

Wer eine Frage stellt, sollte sich die Gegenfrage gefallen lassen, ob diese Frage überhaupt beantwortbar sei. Denn viele Sätze sehen zwar wie sinnvolle Fragen aus, sind aber nichts anderes als Scheinfragen. Man kann mit ihnen keinen rechten Sinn verbinden. Es gibt Bereiche der Realität, die der menschlichen Erkenntnis prinzipiell nicht zugänglich sind. Bezieht sich eine Frage auf diese Bereiche der Realität, wird jede materiale Antwort leer sein. In solchen Fällen bleibt einem nur, mit der Schulter zu zucken oder bestenfalls noch das, was (nach einem Bericht des Augustinus) einmal jemand auf die Frage, was Gott machte, bevor er Himmel und Erde schuf, geantwortet hat: »Er baute



eine Hölle für Leute, die zu hohe Dinge erforschen wollen.◀ Möglicherweise gehört auch der alte Mann zu denen, die zu hohe Dinge erforschen wollen. Vor dem Höllentor des Dante'schen Inferno steht er jedenfalls schon:

*Per me si va nella città dolente,  
per me si va nell'eterno dolore ...*<sup>1</sup>

Ich werde im Folgenden die These vertreten, dass man die Preisfrage auf zweifache Weise verstehen kann, die ich das kleine Schmerzproblem (III) und das große Schmerzproblem (IV) nennen werde. Während das kleine Schmerzproblem prinzipiell beantwortbar zu sein scheint, gilt dies für das große Schmerzproblem nicht. Bei ihm handelt es sich um eine Scheinfrage. Denn es ist unmöglich, die Klasse *des* (subjektunabhängigen) *Schmerzes* als solche zu bilden, nach der das große Schmerzproblem fragt (V). Scheinfragen wie die vorliegende provozieren das, was man tautologische Antworten genannt hat. Das heißt: Es wird sich zeigen, dass man sie zwar formal beantworten kann, dass aber die Antwort material leer ist (VI).

Schauen wir uns die Frage etwas genauer an: ›Was ist es, das in uns schmerzt?◀ Sie hat das Format einer Was-ist-X-Frage. Für das X müsste man hier ›das, was in uns schmerzt◀ einsetzen. Eine Was-ist-X-Frage erwartet als Antwort eine Definition von X. Welche Definition erwartet wird, hängt davon ab, ob das, was definiert werden soll, existiert oder nicht. Existiert das X in unserer Welt (ist also z. B. ein Hase), so wird man es mit einer Realdefinition bestimmen können, existiert es nicht (z. B. ein Einhorn), so wird man es nur mit einer Nominaldefinition bestimmen. Nominaldefinitionen haben den Nachteil, dass sie auf bloßer Konvention beruhen. So ließe sich für das Einhorn neben der konventionellen Definition als weißes Pferd mit einem Horn auf der Stirn auch jede andere widerspruchsfreie Bestimmung angeben. Dann würde man eben den Begriff ‚Einhorn‘ anders verwenden als üblich. Wenn unser X nicht existierte, könnte man also prinzipiell jede widerspruchsfreie Bestimmung als Antwort präsentieren. Aber das ist es ja sicherlich nicht, was der alte Mann erwartet hätte. Er geht wie wir sicherlich davon aus, dass das X etwas ist, das existiert. Die Frage

(1) Was ist es, das in uns schmerzt?

präsupponiert also, dass es etwas gibt, das in uns schmerzt. Sie setzt die Existenz einer Entität voraus, die in uns schmerzt:

(2) Es gibt etwas, das in uns schmerzt.

Das führt uns einen Schritt weiter. Die Antwort auf die Frage wird demnach eine Realdefinition sein. Ich will an dieser Stelle nicht das Problem erörtern, ob man alles, das existiert, auch real definieren kann. Wahrscheinlich gibt es auch hier Grenzen: Man denke nur an nichtpropositionale Formen des Wissens oder die Kategorien. Viel wichtiger ist aber die Frage, was mit der Aussage (2) eigentlich gemeint sein könnte.

### III. Das kleine Schmerzproblem

Man kann die Aussage (2) nämlich auf zwei Arten verstehen:

(3) Es gibt etwas, das in uns Schmerzen hervorruft [ $\exists x (x \text{ ruft in uns Schmerzen hervor})$ ],

und

(4) Es gibt etwas, das selbst in uns Schmerz ist [ $\exists x (Ix \ \& \ Sx)$ ].

Aussage (3) verweist auf das *kleine Schmerzproblem*, Aussage (4) auf das *große Schmerzproblem*. Das kleine Problem ist vor allem ein Kausalproblem, das große Problem ist ein ontologisches Problem.

Wenden wir uns zuerst dem kleinen Schmerzproblem zu. In Aussage (3) ist entscheidend, was man unter dem *Hervorrufen* eines Schmerzes versteht. Je nach Antwort wird sich der Bereich der Kandidaten, die infrage kommen, Schmerzen hervorzurufen, vergrößern oder verkleinern. Bemerkenswert ist aber zunächst folgende Beobachtung: Das X, nach dem in dem kleinen Schmerzproblem gefragt wird, ist nicht mehr selbst der Schmerz, sondern der *Schmerzverursacher*. Deshalb handelt es sich hier auch um ein kausales Problem: Wer oder was verursacht kausal Schmerzen? Kausales Verursachen hat sicherlich etwas mit notwendigen und hinreichenden Bedingungen zu tun. Wenn folgendes vorliegt: X verursacht Y (= Schmerz), so muss X zumindest eine hinreichende Bedingung für Y sein: ( $X \rightarrow Y$ ). Wenn man beispielsweise jemandem ohne Betäubung den Arm amputiert (= X), so wird das Schmerz (= Y) hervorrufen. Das Armamputieren ohne Betäubung ist unter normalen Bedingungen also hinreichend für einen Schmerz. X muss als das Hervorrufende aber auch eine notwendige Bedingung für Y sein: ( $\neg X \rightarrow \neg Y$ )  $\equiv$  ( $Y \rightarrow X$ ). Denn die Aussage (3) spricht ja nicht über *einzelne* konkrete Schmerzverursacher, sondern allgemein über *den* Schmerzverursacher. Nun kann man aber auch Schmerzen haben, ohne dass einem der Arm amputiert wird. Also scheint das Armamputieren keine notwendige Bedingung für den

Schmerz und damit auch nicht *der* Schmerzverursacher. Selbst wenn man einen Kandidaten für X finden kann, der diesen beiden Bedingungen genügt, müssen noch weitere Bedingungen hinzutreten, damit der Kandidat ein echter Schmerzverursacher ist. Offensichtlich genügt es nicht, dass X notwendige und hinreichende Bedingung für Y ist, damit X schon ein Schmerzverursacher ist. Denn die dann bestehende Äquivalenzbeziehung zwischen X und Y ist blind gegenüber der Tatsache, dass wir es nicht für ein Kausalverhältnis halten würden, wenn man sagen würde: Durch das Schmerzhaben wurde das Amputieren des Arms verursacht ( $X \leftrightarrow Y$ ).

Außerdem könnte man meinen, dass in Aussage (3) gar nicht etwas bezeichnet wird, das *regelmäßig* Schmerzen hervorruft, sondern nur konstatiert wird, dass zu einem *bestimmten* Zeitpunkt  $t_1$  X einen bestimmten Schmerzen hervorruft. Damit daraus das kleine Schmerzproblem wird, muss deutlich werden, dass es sich in (3) um eine Entität handelt, die nicht nur einmal Schmerzen hervorruft, sondern regelmäßig in uns allen Schmerzen hervorrufen kann:

(3\*) Es gibt etwas, das die Disposition hat, in uns allen Schmerzen hervorzurufen.

Die meisten Naturwissenschaftler, Psychologen und Mediziner werden sich mit guten Gründen mit einer Beantwortung dieses kleinen Schmerzproblems in seiner Gestalt (3\*) zufrieden geben. Die Beantwortung des kleinen Schmerzproblems scheint schon hinreichend komplex und schwierig genug zu sein. Sie scheint sogar vollkommen ausreichend zu sein, wenn man voraussetzt, dass es eine bestimmte Beziehung zwischen den Aussagen (3) und (4) gibt: Nimmt man nämlich an, dass sich Schmerzen auf ihre kausalen Verursacher *reduzieren* lassen, z.B. auf ein bestimmtes Feuern von Neuronen im Gehirn, so wäre mit der Beantwortung des kleinen Schmerzproblems auch bereits das große Schmerzproblem beantwortet. Dann meint Aussage (4) also nichts weiter als Aussage (3). Das kleine Schmerzproblem ist in dieser Form sicherlich kein Scheinproblem. Man sollte aber darauf hinweisen, dass es möglicherweise sehr schnell zu einem Scheinproblem werden kann, wenn man davon ausginge, dass es *genau ein* X gibt, das für *alle Formen* von Schmerzen verantwortlich ist. Denn es könnte sein, dass es so etwas wie *den* Schmerz und *den* dazu gehörenden Schmerzverursacher gar nicht gibt. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, dass im Bereich der Schmerzen eine Klassenbildung ›Schmerz‹ scheitert. Vielleicht gibt es nur diesen oder jenen Schmerztypus und zu jedem dieser Schmerztypen einen bestimmten Schmerzverursacher V, W oder X.

#### IV. Das große Schmerzproblem

Nur wer nicht der Reduktionsthese oder den mit ihr verwandten Thesen folgt, kann das große Schmerzproblem überhaupt noch für ein eigenständiges Problem halten. Wenn sich Aussage (4) aber nicht auf Aussage (3) reduzieren lässt, kann man das große Schmerzproblem auch völlig losgelöst von dem kleinen Schmerzproblem behandeln. Wie steht es nun mit dem großen Schmerzproblem?

(4) Es gibt etwas, das selbst in uns Schmerz ist  $[\exists x (Ix \ \& \ Sx)]$ .

Welche sinnvollen Antworten lassen sich dazu formulieren? Gibt es überhaupt dazu sprachlich fixierbare, sinnvolle Antworten im Format einer Aussage? Anders gefragt: Ist das große Schmerzproblem überhaupt ein echtes Problem? In Aussage (4) müssen wir zwei Punkte unterscheiden: Zum einen ist die gesuchte Entität durch die Fragestellung räumlich verortet: (4.1) Sie ist *in* uns. Zum anderen gilt: (4.2) *Sie ist selbst Schmerz*. Nun stellt sich sofort die Frage: Kann es denn Schmerzen geben, die *außerhalb* von uns sind? Wenn nicht, dann ist die Redeweise von einem Schmerz *in* uns redundant. Es genügt zu sagen, dass etwas unser Schmerz ist bzw. *mein* Schmerz ist. Aussage (4) meint also nichts anderes als

(4\*) Es gibt etwas, das unser Schmerz ist.

Die Logik der normalen Sprache legt nahe, dass der in der Aussage (4\*) verwendete Begriff ›Schmerz‹ eine Klasse bezeichnet, nämlich die Klasse der Entitäten, die Schmerz sind. Gibt es diese Klasse aber überhaupt?

#### V. Gibt es die Klasse ›Schmerz‹?

Was für Schmerzen kennen wir? Da wir nicht sicher sein können, dass jeder von uns über dasselbe spricht, wenn er von *seinen* Schmerzen spricht, ist es besser, den Ausdrücken unserer gemeinsamen Sprache zu folgen: Wir nennen auf der physischen Seite manches Schmerzvorkommnis den Zahnschmerz, anderes den Magenschmerz, wieder anderes den Kopfschmerz, auch einiges den Rückenschmerz etc. Auf der seelischen Seite nennen wir manchen unserer Zustände Liebeschmerz, Abschiedsschmerz, Weltschmerz etc. Die Einteilung in physische und seelische Schmerzen ist dabei ganz vorläufig, da die meisten seelischen Schmerzen zudem auch physische sind. Als erstes stellt sich schon die Frage, ob es überhaupt diese einzelnen Schmerztypen als *Typen für einen Einzelnen* gibt. Dann die weitergehende Frage, ob es

überhaupt diese einzelnen Schmerztypen als *Typen für uns alle* gibt. Das scheint nicht von vornherein klar zu sein. Denn dazu müssten sie intersubjektive Vorkommnisse sein. Sind sie das aber? Und: Ist es mir schon alleine überhaupt möglich, meine Schmerzvorkommnisse zu sortieren und in Klassen zu ordnen? Wie spreche ich denn von meinen Schmerzen?

(a) ›Ich habe Kopfschmerzen‹, ›Mein Kopf schmerzt‹; (b) ›Ich habe Magenschmerzen‹; (c) ›Ich habe Liebesschmerz‹. Die Schmerzen, die ich damit zum Ausdruck bringe, haben folgende Eigenschaften: 1. Sie sind *jemandes* Schmerzen (sie existieren nicht ohne einen Träger, der sie hat, d.h. sie sind *subjektgebunden*), 2. sie sind *meine* Schmerzen, nicht deine oder jemand anderes Schmerzen, 3. sie existieren zu einem *bestimmten Zeitpunkt*, zu dem auch ich existiere oder existiert habe (d.h. sie sind *zeitgebunden*), 4. sie haben eine *bestimmte Qualität und Intensität* (d.h. sie sind Kopf- oder Magen- oder Liebes- oder Welt-schmerzen, aber nicht nur einfach Schmerz, der sich nicht von anderem Schmerz unterscheiden ließe). Genau genommen müsste man deshalb eigentlich immer, wenn man Schmerzen hat, Folgendes sagen: (a) (Dies ist) *mein Kopfschmerz*, den ich *jetzt* habe, (b) (Dies ist) *mein Magenschmerz*, den ich *jetzt* habe, (c) (Dies ist) *mein Liebesschmerz*, den ich *jetzt* habe.

Schmerzen scheinen also absolut *individuelle Vorkommnisse* zu sein, die einer Typenbildung nicht zugänglich sind. Außerdem ist auch die verfeinerte Rede von meinen Schmerzen noch zu ungenau. ›(Dies ist) mein Kopfschmerz, den ich jetzt habe‹ bezeichnet nicht immer dasselbe. Genauer sollte ich sagen: (a.1) ›Mein starker Migräne-Kopfschmerz, den ich jetzt habe‹ oder (a.2) ›Mein leichter Übermüdungskopfschmerz, den ich jetzt habe‹. Nun handelt es sich hierbei um auf mich relativierte Schmerzen (das deuten die Possessivpronomina an), gleichwohl haben wir es aber doch nicht mit individuellen Instanzen, sondern mit *Typen* zu tun. Denn es ist in der Regel so, dass immer dann, wenn ich *Kopfschmerzen* habe, *sie* scheinbar *im Kopf* sind, Migräne-Kopfschmerzen immer in der rechten Kopfhälfte, Übermüdungskopfschmerzen immer vorne in der Stirn. Meine einzelnen Kopfschmerz-vorkommnisse *ähneln sich in einer Hinsicht* und unterscheiden sich gleichzeitig auch hinreichend genug in anderen Hinsichten. Deshalb kann ich bestimmte Schmerztypen, die einzelne Schmerzinstanzen umfassen, von anderen Schmerztypen, die andere Schmerzinstanzen umfassen, unterscheiden. (Es bleibt allerdings die offene Frage, wie man die einzelnen Instanzen, die ja räumlich und zeitlich indiziert sind, überhaupt miteinander *vergleichen* kann. Frege hat es auf den Punkt gebracht: Entweder sind zwei Dinge x und y vollkommen ähnlich. Dann kann ich sie auch vergleichen. Oder sie sind in mindestens einer Hinsicht verschieden. Dann ist es unmöglich, sie zu

vergleichen.) So ähnlich kann man auch zeigen, dass es intersubjektiv (mit Hilfe der öffentlichen Sprache) vermittelbare spezielle Schmerztypen gibt.

Nun stellt sich aber die Hauptfrage, ob diese unterschiedlichen Schmerztypen ein Merkmal gemeinsam haben, so dass man sie zu einer *Klasse des Schmerzes* (*unabhängig* von bestimmten Schmerzqualitäten) zusammenfassen kann. Welches Merkmal könnte das sein? Es muss an dieser Stelle ganz klar sein: Um eine solche Klassenbildung und um nichts anderes geht es in der Frage des alten Mannes. Es ist nicht möglich, die vorliegende Aussagefassung (4) gleichsam darauf herunterzukochen, dass man sich fragt, was *bestimmte* Schmerztypen ontologisch sind, was also z. B. die Klasse des Rückenschmerzes oder die Klasse des Weltschmerzes für Entitäten umfasst. Nach diesen engeren Klassen sollte ja nach Voraussetzung der kleinen Eingangsgeschichte gerade *nicht* gefragt werden.

Aber was könnte den engeren Schmerzklassen gemeinsam sein? Eigentlich nur dies: Sie alle *schmerzen*. Wenn das *Schmerzen* aber das gemeinsame klassenbildende Merkmal der Gesamtklasse ›Schmerz‹ ist, dann kann es auf das große Schmerzproblem eigentlich *nur eine* Antwort geben, wenn es nicht mit dem kleinen Schmerzproblem identisch sein soll.

#### *VI. Die Antwort auf das große Schmerzproblem*

Allgemein kann man auf das große Schmerzproblem nur antworten:

(5) Der Schmerz schmerzt.

Oder besser:

(5\*) Unser Schmerz schmerzt.

Es ist also unmöglich, eine material gehaltvolle generalisierte Antwort auf das große Schmerzproblem zu geben. Denn ›*der* Schmerz‹ ist nicht etwas, das in uns schmerzt. Es sei denn, es gäbe nur genau einen mit genau einer immer gleichen Qualität und Intensität. Aber das liegt nicht vor, wie wir an Hand der unterschiedlichen Schmerztypen früher gesehen haben.

*Das* ist also die Antwort auf das große Schmerzproblem. Mehr nicht. Es ist sicherlich kein Zufall, dass die Antwort auf unser Problem formal einer Tautologie ähnelt (auch wenn sie im strengen Sinne der logischen Tautologie natürlich keine ist). Sie hat mit ihr immerhin gemeinsam, dass sie material leer ist, auch wenn sie scheinbar immer

wahr ist. Heidegger ist immer belächelt worden, dass er auf diese tautologischen Antworten hingewiesen hat. Aber Sätze wie ›die Dinge dinge‹, ›die Welt weltet‹, ›die Nähe nähert‹, ›die Sprache spricht‹ und ›das Nichts nichtet‹ wollen vielleicht gar nicht mehr, als einfach darauf aufmerksam zu machen, dass die Fragen, auf die sie die Antwort darstellen, Scheinfragen sind. Geben wir und der alte Mann uns also mit dem kleinen Schmerzproblem zufrieden. Denn wer will schon in der Hölle enden?

1 Divina Commedia, Inferno, canto 3, l. 1.

# Eles Sessel

Rudolf Dilthey

Immer montags war das Alleinsein vorbei. Else bekam Besuch von ihrer Zugehfrau. Else setzte sich immer montags morgen in ihren Ohrensessel vor dem Fenster. Else wollte mit der Welt nichts mehr zu schaffen haben. Und erst recht nichts mit der Schäßigkeit des Bahnhofsviertels. Hier musste sie leben. Deswegen stand ihr Sessel mit der Rückenlehne zum Fenster gedreht. Es klingelte. Es war halb neun Uhr. Die Frau stand vor der Tür. Else beobachtete sie durch den Spion. Sie ließ sie ein bisschen warten. Else feuchtete mit der Zunge ihre Handinnenseiten an und strich sich die grauen Haare vom Scheitel nach unten hin glatt. Dann schlug sie ihre fleckigen Hände vors Gesicht, holte tief Luft. Sie öffnete die Tür. Wortlos drehte sie sich um und ging zurück über den Flur in ihr kleines Zimmer. Hinter ihr verschwand die Frau, nur ein ›Guten Tag‹ nuschelnd im Badezimmer. Sie machte sich zurecht zum Putzen. Sie zog ihr Kostüm aus. Und die Ringe und die Uhr. Sie stieg in ihren Putzkittel und knotete das Kopftuch am Hinterkopf zusammen, streifte Handschuhe aus Gummi über. Else hörte das Schnalzen des Gummis. Else hatte den Sessel so hingestellt, dass sie einen guten Überblick auf ihr Zimmer hatte. Der Durchblick reichte bis in den Flur. Else kam sich vor wie auf einem Hochsitz. Von hier aus konnte sie alles sehen. Ihr Zimmer, die gelblichen Wände, die Regale, den Flur. Sie beobachtete mit gefalteten Händen ihre Putzfrau. Im Bad ließ die Frau Wasser in den Eimer. Den Eimer stellte sie im Flur ab, schüttete Seifenflocken ins Wasser. Die nimmt schon wieder zu viele Seifenflocken, dachte Else. Gesagt hatte sie das nie zu ihrer Putzfrau. Else sah ihr nur zu. Sie wollte jeden Augenblick ihres Zusammentreffens auskosten. Die Frau wrang Schaum über dem Boden aus. Den Putzlumpen legte sie über einen Schrubber. Sie begann den Wohnungsflur zu wischen. In die Ecken, die Ecken auch, dachte Else. Nach dem Wohnungsflur nahm sich die Frau Eleses Zimmer vor.

\*

In Hannover lebte Elisabetha seit achtundzwanzig Jahren. Und seit dreißig Jahren ging sie zu Else putzen. Sie hatte einen fürsorglichen Sohn. Der war Strafverteidiger geworden. Der Liebe, dachte Elisabetha



immer, wenn ihr der Sohn ins Gedächtnis kam. Der Gute. Der Rechtsanwalt hatte seiner Mutter eine Wohnung gekauft ganz für sie alleine. Am Bonifatiusplatz war es gepflegt. Seitdem hier die Leihbücherei war, holte sich Elisabeta jede Woche Lesestoff. Und manchmal nahm sie sich den Weltatlas aus dem Regal, um nach Paris zu sehen und nach Baden-Baden oder Sankt Moritz.

Gleich um die Ecke gab es die Markuskirche. Jeden Montag, bevor sie zu Else fuhr mit dem Fahrrad, betete Elisabeta für ihren guten Sohn, der sich, seitdem er auf eigenen Beinen stehen konnte, um sie kümmerte. Der Rechtsanwalt hatte nie verstanden, warum seine Mutter seit so vielen Jahren zu einer Frau wie Else putzen ging. Warum nie auch nur eine Silbe über seinen Vater verloren werden durfte. Elisabeta sagte immer zu ihrem Sohn, wenn er anhub zu fragen, frag nicht. Elisabeta stellte sein Löchern ab wie den Wasserhahn über ihrer Spüle. Mit einem einzigen Ruck.

\*

Else saß auf ihrem Hochsitz. Links von ihr, zwischen ihrem Bett und dem Sessel, lag auf dem Nachttisch ihre Brille. Die Uhr zeigte Halbzehn, jetzt wollte Else ihre Brille. Und obwohl sie sie leicht von ihrem Nachttisch hätte nehmen können, wartete sie, bis die Frau ins Zimmer kam, um es nach dem Flur und dem Bad zu wischen. Dann wies ihr Else mit gebieterischer Geste, einem einzigen, stummen Fingerzeig, ihr die Brille zu reichen. Else setzte umständlich ihre Gläser auf, gab sich überrascht, als habe sie etwas Neues entdeckt. Der rechte Bügel war mit Klebeband befestigt. Das rechte Glas war gesprungen. An diesem Montag nützte kein unnachgiebig nach vorne geschobenes Kinn, keine nach oben gezogenen Augenbrauen, keine geblähten Nasenflügel, die ihre Frau bisher hatten so gut auf das kleinste Ungestüm hinweisen können oder auf die Unnachgiebigkeit ihrer Dienstherrin. Die Frau beachtete sie einfach nicht. Sie schlug stumm das Bett auf. Danach staubte die Frau die Regale ab. Sie nahm die wenigen Bücher heraus. Und die silbernen Bilderrahmen. Jeden einzelnen Bilderrahmen nahm sie sich mit dem Staublappen vor. Else legte größten Wert darauf, dass die Bilder von ihrer Frau staubfrei gehalten wurden. Die Frau stellte jedes Stück wieder an seinen Platz. Ohne den Fotos auch nur einen einzigen Blick zuzuwerfen. Sie soll sie endlich ansehen, dachte Else. Sieh ihn dir an, sieh ihn dir so an, wie ich ihn jeden Tag sehen muss. Montags ist Mannansehtag, dachte Else. Der Mann auf den Fotos in den silbernen Rahmen war hochgewachsen und hager sah er aus, und auf den Fotografien vermischten sich die Risse im Papier mit denen in seinem Gesicht, und in der lebendigen Erinnerung war er weniger farblos als seine Fotolippen vermuten ließen.

Elisabeta war 1942 nach Breslau gekommen. Sie war siebzehn. Die Eltern waren umgekommen. Sie hatte nie herausgefunden, wie das passierte. Elisabeta hatte nicht gewagt nachzufragen. Ein älterer Bruder, Pjotr, war verschollen in einem Partisanenverband. Sie konnte das Haus nicht alleine halten. Ein Nachbar hatte ihr Geld für das Grundstück gegeben. Sie ging einfach fort. Sie schlug sich nach Breslau durch. Erst auf der Ladefläche eines Fuhrwerks. Dann mit dem Zug. In Breslau wollte Elisabeta zur Bahnhofsmission gehen. Elisabeta hatte einen Koffer in der Rechten und eine Tasche in der Linken. Sie fiel am Bahnhof auf mit ihrem dicken Wintermantel mitten im Frühling. Den hatte sie anziehen müssen. Damit sie ihre anderen Sachen im Koffer unterbringen konnte. In der Mission ist sie nie angekommen.

\*

Else hatte ihre Füße wieder auf dem Boden vor ihrem Sessel abgestellt. Sie wartete nicht etwa, bis er trocken war. Sie wollte sehen, wie sich ihre gerillten Sohlen auf dem nassen Untergrund abzeichneten. Else hatte Vergnügen daran, wenn der Staub, den sie an den Schuhen hatte, sich gräulich auf das Glänzende des Bodens niederlegte. Und wenn der Boden trocken war, blieben weiße Abdrücke zurück. Ein Grund mehr, ihre Frau nochmals antanzen zu lassen. Tanz doch, dachte Else, und sie schwenkte ihren Blick von der Frau hin zu ihrem Mann in den silbernen Rahmen. Die Frau trug das Geschirr, ein Saftglas und ein Cognacglas auf einem Tablett in die kleine Küche gegenüber vom Bad. Else trank am Abend vor ihrem wöchentlichen Triumph ein Glas Saft und Cognac. Die Frau stellte das Geschirr und die Gläser in die kleine steinerne Spüle. Dann brachte sie Wasser zum Kochen.

\*

Auf dem Weg zur Bahnhofsmission war der Henkel von Elisabetas Koffers gerissen. Das Leder war schon ziemlich brüchig. Es war ein alter Koffer. Ein schöner, alter Koffer von ihrer Großmutter. Von überall hatte die Großmutter als Andenken kleine Schildchen aufgeklebt. Von Paris. Von Baden-Baden. Von Sankt Moritz. Ein besonders hübsches und buntes Schildchen, auf dem man einen Skifahrer in einem roten Pullover sah vor weißen Bergen. Elisabeta hatte nie gefragt, wie die vielen Schildchen auf den Koffer kamen. Ein Mann rempelte Elisabetas Koffer so heftig beim Vorbeigehen an, dass mit einem Ruck der Henkel entzwei brach. Der Koffer rutschte weit weg. Der Remppler holte den Koffer zurück. Elisabeta sah seine eleganten Augen und wie alles an ihm im Maß war. Sie kam sich schäbig vor. Der Mann hatte den Koffer ohne Henkel unter der Achsel eingeklemmt. Er entschuldigte sein

Missgeschick wortreich. Dabei war sie es doch, die tölpelhaft war, dachte sich Elisabeta. Er ließ den Koffer nicht mehr los. Redend eilte er vornweg. Was er sagte, hatte sie nicht mehr vernommen. Seine Beine waren lang und federnd der Gang. Obwohl er durch die Menschenmenge im Bahnhof hindurch eilte, durch diese hitzige Menschenmenge, schien er ihr doch zu schreiten. Sie trittete hinterher. Noch nie hatte sie einen Mann gesehen, der so ging, federnd. Auf dem Land gingen die Leute anders. Elisabeta verschwand hinter seinem Schwarz. Der Mann ging über den Bahnhofsvorplatz. Seine Schritte waren viel zu groß. Sie trippelte so schnell sie konnte. In dem schweren Wintermantel wurde ihr heiß. Sie wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel ab. Nicht so schnell, sagte sie dem Mann in den Rücken und blieb stehen. Doch er hörte ihre zaghafte Bitte nicht. Sie stellte die Tasche ab. Sie stand regungslos auf dem Trottoir und sah den schwarzen Mantel davonrennen. Jetzt war der Koffer weg und die schönen Andenken, dachte sie. Zum Schweiß mischten sich Tränen.

\*

Else hörte, wie die Frau das kochende Wasser in die Spüle schüttete. Dann gab sie kaltes aus dem Hahn hinzu und Seifenflocken. Sie legte vorsichtig die beiden Gläser hinein. Dann spülte sie die Teller der vergangenen Woche und das Besteck. Danach die Spüle selbst. Und die Regale. Zuletzt wischte sie den Boden auf. Else ahnte, dass die Frau fast fertig war in der Küche, als sie das Hinterteil der Frau in den Flur reichen sah. Dann verschwand das Hinterteil mit einem Ruck wieder in der Küche. Zu guter Letzt wölbte sich das Gesäß vollständig in den Flur hinein. Dann war die Frau in ihrem gleichmäßigen, stummen Schrubben zu sehen. Sie ging behutsam auf die Knie und nahm mit dem Putzlumpen die an der Schwelle gesammelten Brösel und den nassen Staub auf und quetschte den Putzlumpen über dem Dreck zusammen. Else sah auf die Uhr. Die Frau war heute viel schneller als sonst. Warum ist sie heute so schnell, fragte sich Else auf ihrem Hochsitz. Siehst du, sagte Else zu dem Mann im silbernen Rahmen, sie denkt nur an sich. Dich hat sie vergessen. Else richtete sich auf. Nervös leckte sie sich die Handflächen feucht und strich sich die Haare vom Scheitel nach unten hin glatt.

\*

Der schwarze Mann lugte um die Ecke und sah, wie das Mädchen versuchte sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, die Tränen auf den roten Backen zu trocknen. Die Nase tropfte. Der Ärmel war nass von Schweiß und Tränen und von Rotz. Er beobachtete das Mädchen unge-

niert eine Weile. Wie schön sie ist, sagte er vor sich hin. Der Weinenen näherte sich nebulöses Grau durch den mädchenhaften Tränenschleier, dann setzte es sich zu einem konturierten, respektvollen Schwarz zusammen, je näher er kam. Der Mann trat nur einen Schritt weit entfernt vor sie hin. Ein kleines Rinnsal zwischen dem rechten Auge und ihrer erröteten Wange hatte sich hartnäckig gehalten. Der Mann berührte mit dem Zeigefinger ihre rechte Braue. Elisabeta senkte ihre Lider. Der Mann folgte mit der kalten Fingerkuppe über das Auge hinweg dem Rinnsal und glitt am rechten Flügel ihrer spitz zulaufenden Nase entlang. Über eine Furche zwischen Wange und Nase hinweg bis zum Mundwinkel, dem Ausläufer ihrer nach oben geworfenen Oberlippe und der sich herabwölbenden Unterlippe. Dort sammelten sich die angeschwollenen Tropfen.

Der Fremde drückte ihn in Elisabetas Haut und wischte den Tränenfilm über das Kinn weg. Wie schön sie ist, dachte der Mann. Elisabeta wollte die Augen nicht öffnen. Zwei große Tränen schwellen unter ihren Lidern hervor und badeten das Rötlich-Blonde ihrer langen, gebogenen Wimpern. Sie spürte, wie der Mann seine beiden Hände auf ihrem Hinterkopf verschränkte. Mit leichtem Druck zog er ihren Kopf heran. Elisabeta spürte warmen Atem. Einen Atemzug und noch einen, einen nach dem anderen. Der Atem wich einem weichen Tuch. Es fühlte sich weiß an und gebügelt. Körperwarm.

\*

Um Else herum war jetzt alles in Ordnung. Doch je sauberer es wurde von Flur zu Bad und zum Zimmer hin, desto größer wurde die Wut. Mein Herz, hauchte sie ihrer Frau unhörbar entgegen. Als die Frau Else im Sessel sitzen sah mit der Hand auf dem Herzen, sah sie abrupt weg. Und kaum hatte die Frau sich weggedreht, schnellte Else aus ihrem Sessel empor. Sie grabschte nach den Rahmen aus dem Regal, jeden hielt sie ihrer Frau einzeln entgegen, und deutete auf Schlieren, die nur sie sah. Mit dem Daumen fuhr sie über das geölte Haar ihres in Silber gerahmten Mannes. Mit dem Zeigefinger glitt sie, mit dem blitzenden Blick eines Raubvogels an Elisabeta haftend, an seinem schwarzen Mantel herab und streichelte mit triumphaler Geste seine Wange. Mein Mann, meiner! Die Frau holte stumm einen Lappen aus dem Bad, um die unsichtbaren Schlieren zu beseitigen. Else, es ist alles sauber, so wie immer, wenn ich fertig bin, sagte Elisabeta. Sie hatte Else zum aller ersten Mal mit Else angesprochen. Else stand vor dem Regal, spürte ihren Namen wie einen Stich im Rücken. Else. Wie streng und unerbittlich und fies das klang aus dem Mund ihrer Putzfrau. Nein, Elisabeta. Du hast geschlampt. Du willst weg von mir. Du willst dich wegschleichen, knurrte Else. Sie verschränkte die Arme

und legte die Hände auf ihren dünnen, schlaffen Bizeps. Sie stand breitbeinig da, die fleckigen Hände in die Hüften gestemmt, sie zeigte offenen Zorn über diesen tollpatschigen, wie Else es fand, Versuch ihrer Putzfrau, sie um die gemeinsame Zeit zu betrügen. Was heißt hier wegschleichen, erwiderte die Frau, ich bin fertig. Else ließ nicht locker. Heute lasse ich dir deine Frechheiten nicht durchgehen, nicht heute. Ich muss aber gehen, erwiderte die Putzfrau nur. Nein, du bleibst, schrie die Herrin. Sie taumelte zu ihrem Sessel. Ließ sich hineinfallen. Hing mit dem Oberkörper über der linken Lehne, mit der rechten Hand hielt sie sich die Brust, Sie drückte ihre Hand genau dahin, wo sie ihr Herz vermutete.

\*

Der schwarze Fremde steckte das weiße Taschentuch wieder ein. Es ist besser, wir machen uns auf den Weg, sagte der Mann und nahm eilig den Koffer unter den Arm und die Reisetasche in die Hand. Elisabetha hatte die Augen wieder frei. Die Tränen waren erschöpft. Und von Neuem trottete sie dem Schwarz hinterher. Und wieder kam sie kaum hinterher. Es war kein langer Fußmarsch, bis der Mann auf ein Café zusteuerte. Er wartete am Eingang, hielt die Tür auf, ließ Elisabetha zuerst eintreten. Er bugsierte Elisabetha zu einem abseits des Eingangs stehenden Tisch. In der Nische stellte er den Koffer ab, half ihr umständlich aus dem Mantel. Wo wollen Sie sitzen? Ohne die Antwort abzuwarten, wies er ihr den Platz mit dem Rücken zum Eingang zu, indem er den ausgesuchten Stuhl zur Seite schob und wartete, bis sie in die Hocke gegangen war, um ihr den Stuhl in die Kniekehlen zu drücken. In der Nische, direkt vor dem kleinen Fenster, setzte er sich dem Mädchen gegenüber hin. Was wollen Sie trinken? Tee? Ein Fräulein war an den Tisch getreten. Tee bitte, zweimal, sagte der Fremde. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Tadeusz Jaworski. Und wie heißen Sie? Elisabetha. Elisabetha Galuszka. Schon kam der Tee. Nippend verbrachten sie eine Zeit und sprachlos. Sind Sie zum ersten Mal in Breslau, fragte Tadeusz. Elisabetha nickte bloß, blickte nach unten. Besuchen Sie Verwandte? Elisabetha erzählte, wie sie hierher gekommen war, dass sie Arbeit suche, dass sie vom Land komme und zum ersten Mal in der Stadt sei, dass sie eine Unterkunft brauche. Die Worte sprudelten aus ihr heraus und mit ihnen leise Tränen. Sie saugte sie, Tadeusz hatte sein Taschentuch aus der Hosentasche blitzartig hervor gezogen, mit dem weißen Tuch des vornehmen Herrn auf. Unvermittelt sagte Tadeusz, Sie kommen zu uns, zu mir und meiner Frau. In der Mansarde haben wir ein kleines Zimmer. Tadeusz nahm die Hand von Elisabetha, ummantelte sie mit seinen Fingern. Fräulein, wir möchten zahlen, bitte. Tadeusz stand auf, zog ihren Stuhl ein wenig nach hinten weg. Aufstehen, verstand sie, dabei hatte sie ihren Tee noch gar nicht

ausgetrunken. Das Geld legte er auf den Tisch. Dann half er ihr in den Mantel, schnappte sich den seinen und den Koffer und die Reisetasche. Und wieder kamen ihr die eigenen Schritte viel zu klein vor. Sie gingen zu Fuß. Nach einer dreiviertel Stunde erreichten sie das Zuhause von Tadeusz Jaworski. Elsa, Elsa, wir haben Besuch, rief der Fremde in der Eingangshalle seines Heims die Freitreppe hinauf.

Elsa, eine etwas zu klein geratene Frau, dürr in ihrer Statur, die streng nach hinten frisierten Haare passten zu ihren bügelartig geformten Augenbrauen, schritt die Treppe herab auf Elisabeta zu. In der rechten Hand hielt die Frau eine Zigarettenspitze, aus deren Lauf eine geplättete Tabakrolle ragte, schon halb verzehrt von der Glut. Kleine Rauchzungen umgarnten die Hand mit den vielen Perlen, den roten, blauen und grünen Steinen dran. Wen haben wir denn da, fragte Elsa. Ihr Polnisch war von einem harten Akzent gefärbt. Sie können deutsch mit mir reden, antwortete Elisabeta, selbst überrascht davon, wie unartig das klang. Tadeusz, hörst du, die Kleine spricht deutsch, rief Elsa über das Mädchen hinweg in Richtung des Raums, in dem sie ihren Mann verschwinden sah. Wo hat mein Mann denn dich aufgabelt? Aufgabeln verstand Elisabeta nicht, aber die Art der Fragestellung, die nach oben zu einem Dreieck gezogene Augenbraue ihres Gegenübers ließ sie ahnen, dass die Herrin des Hauses um Aufklärung bat. Doch nicht etwa schon wieder Verwandtschaft, rief die Frau ein wenig lallend durch die Halle. »Nein, nein«, zischte Tadeusz seiner Frau entgegen. Ich habe Elisabeta Galuszka am Bahnhof den Henkel ihres Koffers versehentlich abgerissen, sie weiß noch nicht wohin, da dachte ich an das Mansardenzimmer, erklärte der Hausherr. Vergiss die Koffer nicht, die stören, raunte die Herrin. Elsa nickte Elisabeta beiläufig zu und verschwand, den Kopf ein wenig zu weit in den Nacken gelegt. Tadeusz griff Elisabeta am Arm, um sie mit sich zu ziehen. Er drehte noch einmal um, das Gepäck zu holen und überholte sie, die hölzernen Stiegen heraufhüpfend.

\*

Warum siehst du ihn nicht an, geiferte Else. Du wolltest die Vergangenheit ruhen lassen, antwortete Elses Putzfrau. Schon wieder besoffen, dachte sie sich. Ich kann nicht mehr mit ansehen, wie du durch ihn hindurchblickst, brabbelte stöhnend Else, Elisabetas Hand wirsch von ihrem Knie wischend. Elisabeta wollte sich gerade aufrichten. Bleib, forderte Else sie auf. Elisabeta blieb knien. Wir kennen uns jetzt dreißig Jahre, und jetzt ist..., setzte Else an, ohne den Satz zu vollenden. Ich weiß, unterbrach sie Elisabeta. Dieses »ich weiß« ließ jede Vertrautheit beenden. Else strich sich die Haare mit angefeuchteten Handinnenflächen vom Scheitel zu den Haarspitzen hin glatt. Hol den

Cognac, befahl Else Elisabetha. Ich trinke doch nicht, sagte die Putzfrau. Mir, mir sollst du von meinem Cognac geben. Elisabetha erhob sich ohne Widerworte, ging in die Küche, nahm das gespülte, bauchige Cognacglas von der steinernen Spüle. Sie kam zurück ins Zimmer, wo Else ungeduldig auf ihrem Sessel hin und her rutschte. Sie wies in Richtung der Cognacflasche auf dem kleinen Tisch vor dem Sofa. Elisabetha schenkte ein, schwenkte das ziemlich volle Glas, damit der Cognac Luft holen konnte. Sie reichte es Else. Ihre Lippen legten sich um den Rand wie gespannte Bänder. Was für ein unnachgiebiger Mund, dachte die Putzfrau. Bedächtig umklammerte Else den Cognacschwenker, lehnte sich mit dem gesamten Oberkörper zurück in den Sessel und nahm einen mundfüllenden Schluck. Jetzt eine Zigarette, wie früher, sagte Else. Du darfst doch nicht rauchen. Deine Lunge. Sag du mir nicht, was ich darf, schrie Else und wies zur Kommode. Elisabetha öffnete die oberste Schublade. Filterlose Zigaretten, die Zigaretten spitze, Tabakbrösel, Streichhölzer. Du hast sie aufbewahrt, die ganze Zeit über hast du sie aufbewahrt! Else nahm einen tiefen Zug, und die gespannten Bänder lockerten sich bei einem nicht enden wollenden Hustenanfall. Else prustete, du hast ihn auf dem Gewissen.

\*

Tadeusz Jaworski führte Elisabetha Galuszka in die Enge des kargen Mansardenzimmers. Ich komme Sie gegen vier Uhr abholen. Tadeusz schloss die Tür hinter sich. Elisabetha setzte sich auf das frisch bezogene Bett, ließ sich nach hinten fallen, verschränkte die Hände hinter ihrem Kopf, starrte die Decke an. Ein Trommeln ließ sie erwachen. Es ist vier Uhr, tönte es durch die Tür hindurch. Elisabetha stand auf, torkelte schlaftrunken zur Tür, öffnete sie. Nur einen Spalt breit. Tadeusz hatte eine Brille auf der Nase, die Strickjacke schlabberte ein wenig um die Schultern. Gleich fertig, antwortete Elisabetha schlaftrunken. Sie zog sich den Rock zurecht, glättete die knittrige Bluse am Bund und folgte dem dünnen Mann in Strick.

Im Wohnzimmer saß die kleine, strenge Frau auf dem Sofa, aus der Zigaretten spitze qualmten noch immer Rauchkringel. Setz dich, sagte die Frau. Wenn du willst, kannst du bei mir bleiben. Ich habe hier ein paar Regeln, die du beachten musst. Frau Jaworski sprach trotz der Anwesenheit ihres Mannes nie in der Wirform. Sie übergab Elisabetha ein Papier mit ihren Geboten. Pünktlichkeit, Sauberkeit, Verschwiegenheit, kein Besuch, kein Ausgang ohne Meldung. Wir haben uns verstanden? Mein Mann wird dir die Küche zeigen. Um acht Uhr ist Frühstück, um eins Mittag, um sieben steht das Abendessen auf dem Tisch. Wir haben selten Besuch. Wenn jemand da ist, schweigst du. Tadeusz lächelte Elisabetha an. Alles in Ordnung, sagten seine breit

gezogenen Lippen. Die ersten Wochen vergingen tadellos. Selten bekam Elisabeta ihre Herrin zu Gesicht. Tadeusz arbeitete stets in einem abgedunkelten Zimmer. Die Lampe auf seinem Schreibtisch brannte Tag und Nacht. Er rief in immer kürzer werdenden Abständen nach neuem Tee. Tadeusz verließ nie das Haus. Tadeusz war nach ein paar Monaten, nach einem Streit mit seiner Frau, in sein Arbeitszimmer umgezogen. Ihre Augenbrauen wurden schärfer, ihr Mund immer dünnlippiger. Eines Montags, Frau Jaworski war, wie immer montags, auswärts zum Spiel bei ihrer Freundin, brachte Elisabeta Tadeusz den Tee in sein Zimmer. Sie sah über seinem Schreibtisch zusammengesunken. Sie ging auf ihn zu, trocknete ihm die Tränen mit ihrem zierlichen Zeigefinger, und weil die Tränen unaufhörlich waren, wurde das Trocknen zu einem Streicheln. Tadeusz legte seinen Kopf an ihren Bauch, und Elisabeta wiegte ihn. Sie glitt mit flacher Hand über die schwarzen Haare. Das üblich gewordene Vorlesen fiel aus. Heute gab er keinen Bericht seiner wöchentlichen Gedanken. Über die Deutschen, seine Gefangenschaft, wie er sein Zuhause nannte, auch über die Liebe. Tadeusz hatte seit Tagen nichts mehr geschrieben. An diesem besonders düsteren Montag blickte Tadeusz zu Elisabeta herauf. Elisabeta wollte die Nähe seiner Lippen verscheuchen. Sie tat es nicht. Der Liebe des Dienstmädchens gegenüber dem Herrn, der Liebe der Zuhörenden zum Vorleser hatte sich bis zur Morgenfrühe eine nähere zugesellt. Von da an, immer montags, wenn Frau Jaworski die Haustür hinter sich ins Schloss fallen ließ, erlebte Elisabeta, wie Tadeusz sich zwischen Mansarde und Schreibtischsessel wiederbelebte.

\*

Else hatte den Hustenanfall überstanden. Sie stürzte abermals einen großen Cognac herunter, um einen Schrei zu ersticken. Wie verbarriadiert wirkte sie auf ihrem Sessel in ihrer Grausamkeit, in ihrer Erbärmlichkeit. Else lallte unbarmherzig, du hast mir den Mann entrisen, du hast unsere Welt zerstört, du, das kleine Unschuldslamm vom Land, hast Beute gerissen wie ein Wolf. Mir blieb nur Sehnsucht. Und von mir blieb nur Erinnerung. Nichts habe ich verlangt, nur bedingungslose Liebe. Else, du hast zu viel getrunken, antwortete Elisabeta. Sie erhob sich aus ihrer knienden Stellung. Ich muss gehen. Zurück, schrie Else. Vor Elisabeta zerschellte das Cognacglas an der Tür. Else zündete sich eine Zigarette an. Ich war süchtig danach, euch zu beobachten, zu sehen, wie weit ihr geht bei eurem Spiel, sobald ich weg war, wie ihr glaubtet. Tadeusz, der Vorleser, Tadeusz der Liebhaber, der sanfte. Wie schamlos er war. Ich habe dich hingegenommen, diesen weinerlichen Besitz meines Mannes, an dem nicht zu rütteln war. Ich Idiot.



Elisabeta klaubte hockend die Scherben vom Boden auf. Ganz langsam sammelte sie Bruchstück für Bruchstück das Cognacglas ein, brachte sie wortlos in die Küche. Sie kam mit einem Lappen zurück, tupfte die Cognactropfen ins Flies. Else hatte einfach weitergesprochen. Und dann kam er zu mir, erzählte von irgendeinem Geschenk, vom Leben, von, ach wer weiß, was er noch alles erzählte. Ich hörte nicht mehr zu, bis er es wagte, mir zu sagen, du bekommst ein Kind. Ein Kind von meinem, ja meinem Dienstmädchen. Else setzte sich tief zurück in ihren Sessel, schlug die Beine übereinander, verschränkte ihre fleckigen Hände vor der Brust. Ich warnte ihn, er werde es bereuen, sagte ich zu ihm. Entweder er kehre zurück zu mir, oder er werde ohne meinen Schutz auskommen müssen. Ohne dich bin ich verloren, flehte er mich an. Ich weiß, sagte ich. Entscheide dich. Jetzt.

Mein Mann sprach nur davon, dass er machtlos sei gegen die Liebe. Für das Kind von einer Dienstmagd sollte ich von den Geboten abweichen. Für ein Kind, das er mir nicht schenken wollte. Die Deutschen würden herausfinden, wer er sei. Sie würden uns töten, wenn herauskäme, wer er sei. Ich wusste, wer er war. Er war mein Mann. Sonst nichts mehr.

\*

Vor der Tür standen zwei Männer. Geheime Staatspolizei. Frau Tadeusz Jaworski? Ja, bitte, antwortete Else, welche die Tür geöffnet hatte. Sie war zum Ausgehen bereit gemacht, war gerade im Begriff das Haus zu verlassen. Sie müssen mitkommen, beide. Tadeusz, in seiner Strickjacke, war einfach hinzugetreten. Er solle sich etwas überziehen, sagte einer der Männer. Elisabeta, die gerade aus der Küche gekommen war, um ihm den Montagabendtee zu bringen, eilte wirr vor Angst zuerst in die Küche, dann zur Garderobe. Holte die Ausgeschuhe und den schwarzen Mantel. Die Männer nahmen Tadeusz in ihre Mitte. Elsa Jaworski war die Ruhe selbst. Sie warf ihrem Mann nur einen einzigen, kurzen Blick zu. Als sollte es der letzte Augenblick gewesen sein. Tadeusz hatte längst verstanden. Halte den Tee warm, wir kommen gleich zurück, befahl Frau Jaworski ihrem Dienstmädchen. Elsa Jaworski kam Stunden später wieder. Allein. Sie ging an Elisabeta vorbei ins Arbeitszimmer, setzte sich in den Schreibsessel. An diesem Montagabend, ließ sie sich den Tee bringen. Du kannst zu Bett gehen, ich brauche dich nicht mehr. Frau Jaworski blieb eine Erklärung schuldig. Kein Wort über die Gestapo, kein Wort über ihrem Mann. Elisabeta wachte weinend die Nacht hindurch in ihrer Mansarde. Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen bis in den Morgen an die Decke.

Mit ihren Händen streichelte sie ihren Bauch. Dann bereitete sie Frühstück. Frau Jaworski wartete im Esszimmer, plapperte etwas

von nötigen Besorgungen für ein Abendessen mit Freunden. Endlich wieder Besuch, sagte sie, endlich beginnt das Leben. Noch bevor sie den Tee eingegossen hatte, brach es aus Elisabeta heraus, was machen die Deutschen mit dem Herrn, warum haben sie ihn mitgenommen? Was, um Himmels Willen ist passiert? Du bekommst ein Kind von meinem Mann, antwortete Frau Jaworski, ohne von ihrem Teller aufzublicken. Elisabeta schwor unter Tränen, das Haus zu verlassen, aber sie müsse Tadeusz helfen, sie müsse ihren Einfluss bei den Deutschen für den Vater ihres Kindes geltend machen. Es ist unser aller Kind, sagte Frau Jaworski ungerührt. Überrascht von so viel Großherzigkeit verließ Elisabeta das Zimmer stumm. In den kommenden Tagen war Frau Jaworski viel unterwegs. Noch immer keine Nachricht?, fragte Elisabeta. Nein, es ist nichts herauszubekommen, war die immer gleiche, unglaublich tränenreiche Antwort. Die Verzweiflung versiegte so schnell, wie sie gekommen war. Nach Monaten gebar Elisabeta einen Sohn. Frau Jaworski organisierte Milch und Kinderspielzeug, verstrickte aufgefädelte Strumpfwolle zu kleinen Strampelanzügen. Zum ersten Mal sah Elisabeta ihre Herrin lachen.

Else kam eines Morgens in die Küche. Wir gehen weg von hier, nach Harzburg. Und was wird mit dem Herrn?, fragte Elisabeta vorsichtig. Keine Hoffnung mehr, sagte Frau Jaworski. Am Tag darauf verließen die beiden Frauen und ihr Söhnchen die Stadt. Es war eine lange, bittere Reise. Die Verwandten waren längst verschwunden aus Harzburg. Else und ihr Dienstmädchen strandeten in Hannover. Else hatte dort das Haus am Bahnhof geerbt. Es war, ein Wunder, nicht zerbombt worden. Else handelte zwischen den Trümmern mit Kunst, mit Schmuck und Silber. Sie knüpfte alle möglichen Kontakte, verteidigte ihr Haus gegen die Besatzer, wie sie die Sieger nannte, und gegen die vielen Flüchtlinge, die hier ankamen. Sie kümmerte sich um das Kind, während Elisabeta bei Elses neuen Freunden, einem reichen Industriellenehepaar, diente.

Irgendwann, nach dem Tod der Industriellengattin, heiratete Else den Witwer. Elisabeta blieb alleine in der Wohnung am Bahnhof zurück, schlug sich von da an mit dem Söhnchen durchs Leben. Seit Hannover putzte sie immer am Montag, darauf hatte Frau Jaworski, die jetzt Mayer hieß, bestanden, bei Else. Erst in der Villa und dann, nach dem Bankrott und dem Selbstmord von Herrn Generaldirektor Mayer, wieder am Bahnhof. Zu dieser Zeit wohnte Elisabeta schon in der Wohnung, die ihr der gute Rechtsanwaltsohn eingerichtet hatte. Frau Mayer war großzügig gewesen, hatte das Kind jedes Jahr zweimal mit neuer Kleidung ausgestattet, das Landschulheim bezahlt und die Studiengebühren übernommen. Elisabeta musste Frau Generaldirektor versprechen, nie ein Wort über Tadeusz, über die Zeit in Breslau und schon gar nicht über die Vaterschaft mit ihrem Sohn zu sprechen.

Elisabeta taumelte, ohne Gleichgewicht, zur Tür hinaus. Sie hangelte sich an der Wand entlang ins Bad. Sie ließ sich auf den Badewannenrand fallen, streifte die Putzschuhe ab und zog den Putzkittel aus. Sie stieg in ihren Rock, knöpfte die Kostümjacke zu und schlüpfte in ihre Straßenschuhe. Ihre Haare konnte sie nicht frisieren. Der Kamm fiel ihr aus den zitternden Händen. Im Spiegel erschien sie sich nur noch verschwommen. Sie stemmte sich mit beiden Händen am Waschbecken ab. Elisabeta spritze sich Wasser ins Gesicht, aber es nütze nichts. Sie nahm ihre Tasche, erreichte den Flur, sah zurück in das Zimmer. Else in ihrem Sessel, vor sich hin lallend führte sie die Cognacflasche zum Mund.

# Kindergeschichten

Susanne Gölitzer

Das, was in uns schmerzt, beginnt mit dem ersten Tag.

## *I. Kind, beruhige dich*

Auf dem Nachhauseweg ist es passiert. Sie spürt die Ellenbogen noch im Rücken. Später die Stelle am Rücken. Die Straße weiterzulaufen konzentrierte sie sich. Die Jungen mäanderten in ihrem Lauf um den des Mädchens. Bis einer auf die Idee kam. Die tolle Idee eines Zehnjährigen, der hinter einem Mauervorsprung darauf gewartet hatte, eine Siebenjährige zu überfallen und ihre Lippen zu öffnen.

Ist nicht so schlimm, mein Kind. Beruhige dich.

Das Mädchen ging schneller, als es die Jungen bemerkte, drei mit schwarzem Haar. Sie riefen ihr hinterher und dann näher, noch näher, am nächsten. Hoppe, hoppe Reiter, wenn sie fällt, dann schreit sie. Nur nicht fallen, einfach weitergehen, die bleiben schon weg – wie vernünftig ein Kind denkt.

Einer hing an ihrer Schulter, es tat weh, ein anderer rannte nach, schaute sich um, hatte wohl Angst, war ihm peinlich, die Leute dachten: Ach, Kinder.

Das Mädchen schrie – nicht. Es hoffte, sie mögen einfach gehen, weggehen, sie alleine lassen, sie verstand nicht. Sie weinte schon. Erst lächelte sie noch schamhaft, dann drückte ihr der Älteste die Lippen auf die ihren, die Zunge an den Gaumen, den weichen, rosa Kindergaumen. Es schmeckt nach Brause. Sie hatte gerne Brause gemocht. Heute erbricht sie darauf.

Ach, Kind. Beruhige dich. Ist nichts passiert. Wird wieder gut.

Weiter geht die Horde mit ihr, nachdem sie zum ersten Mal an einer Hauptstraße in dieser Kleinstadt den Speichel eines anderen, eines Fremden, wenn auch jungen Kerls, gerade zehn Jahre jung, geschmeckt hat. Sie dreht sich, aber der Kleinere hält sie fest, hält ihr die Schultern, hält sie fest. Das ist nicht schwer, sie ist schmal,

nicht schwach, aber gegen drei des anderen Geschlechts. Der kleine Schwarzhaarige packt sie und der Große springt von vorne. Seine Spucke fließt über und sie schreit. Vielleicht bildet sie es sich auch nur ein. Sie weint. Ein paar Mal noch, die ganze Hauptstraße entlang. Als sie sich auf den Boden fallen lässt,

Kind, beruhige dich. Es ist ja nichts passiert.  
Es waren nur Jungen, wären es Männer gewesen ...

schluchzt sie und der Jüngere hockt sich auf ihren Rücken. Der Dritte bleibt zurück. Scheint die Erniedrigung peinlich zu finden, vielleicht auch das Verhältnis drei gegen eins. Steht abseits, vielleicht zehn Meter, ruft in der fremden Sprache.

Es greift einer ihr noch einmal ins Gesicht, an das Kinn, sonst gibt es nichts zu fassen an dem Kind, alles noch ganz gerade, hält sie und dringt ein, die Zunge auf ihrer.

Kind, beruhige dich. Es ist nichts passiert.  
Ist ja nicht so schlimm. Denke nicht mehr daran.

Sie sieht die drei, jeden Tag und jede Nacht.

Kind, du bist doch schon erwachsen, was willst du noch damit. Sei froh, dass es keine Männer waren.

## *II. Vinc' Methode*

Vinc ist ein klappriger Kerl. Bei jedem Schritt kann man die Gelenke klappern hören. Er hasst es, beim Mittagessen nicht schmatzen zu dürfen, und dass Lisa immer die Filme aus dem Fernsehen vom vorherigen Tag erzählen muss. Vinc mag Lisa ansonsten ganz gerne. Aber er kann es einfach nicht ausstehen, wenn sie jeden Morgen am Tisch die Filme von gestern, vorgestern oder der letzten Woche erzählen will, immer wieder. Sie tut das mit einer solchen Ausführlichkeit, dass er aufstehen möchte, um endlich seine Ruhe zu haben, ballt die Fäuste. Seine Mutter mag es aber nicht, wenn er aufsteht, bevor alle drei mit dem Essen fertig sind. Im Allgemeinen hält er sich an ihre Regeln.

Vinc ist gerne alleine. Wenn es ihm in den Ohren pfeift, wird ihm ganz schwer im Bauch und er fängt an, die Kisten in seinem Zimmer herum zu rücken. Er rückt sie immer ein Stück weiter, bis sie an einem anderen, am richtigen Platz stehen, bis er sie an einem nächsten Tag wieder verrückt. Er hat das ganze Zimmer voll mit Kisten und die Kisten voll mit Sachen.

Als seine Mutter, Lisa und er vor einem halben Jahr in diese enge Wohnung zogen, ließ er seine Sachen einfach in den Kisten, weil er das Zimmer lieber so mochte, wie es war: leer. Er konnte sich jetzt so schnell auf einer Stelle seines Teppichs drehen wie er wollte, nirgendwo stieß er an.

Vinc' Vater arbeitet in Saudi-Arabien. Er ist Architekt und macht dort viel Geld. Seine Mutter vermisst ihn. Weil sie ihn vermisst, trinkt sie jeden Tag eine Flasche Rotwein. Dann vergisst sie, dass sie ihn vermisst. Lisa vermisst auch ihren Papa. Sie weint manchmal im Bett, abends, weil sie ihn nicht vergessen will. Vinc weiß nicht, was er tun soll, damit er seinen Papa nicht vergisst, wie seine Schwester oder damit er ihn vergisst, wie seine Mutter. Wenn es ganz still ist, wartet er, bis es wieder in seinen Ohren klingt. Dann beginnt er wieder, die Kisten in seinem Zimmer herum zu schieben. Das ist für ihn die beste Methode, weil er sich dann vorkommt wie ein Mann auf dem Bahnhof, der Kisten, Taschen, Pakete und Kartons auf den Güterzug lädt und zuschauen kann, wie die Züge in den Bahnhof aus- und einfahren.

Vinc mag nicht mehr essen. Es schmeckt ihm nicht. Das, was seine Mutter kocht ist gut, alle sagen das, aber er mag es nicht. Er mag das Essen schon, nicht aber das Gefühl, einen vollen Bauch zu haben.

Wenn es ihn zieht, unter der Haut, in seiner dunklen Höhle, in der Mitte seines Körpers, dann merkt er das andere nicht mehr so, das andere Gefühl in seinem Leib, von dem er gar nicht weiß, wo es sitzt und warum es in ihm ist. Er beginnt sich zu drehen, immer schneller, fällt um und hört jetzt das Rauschen in den Ohren. Kein Klingen, kein Pfeifen.

Er hat Lisa ins Bett gebracht. Sie konnte nicht schlafen. Er hat ihr eine Geschichte erzählt, die etwas zum Gruseln war. Sie fürchtete sich und wollte gar nicht mehr alleine schlafen in ihrem Zimmer. Er hat ihr erlaubt, in sein Bett zu grabeln, dafür musste sie ihm eine Cola aus der Küche holen, in der die Mutter am Tisch eingeschlafen war. Mitten in der Nacht ist er aufgestanden, hat sie geweckt und ins Bett gebracht, hat die Gläser weggestellt und die Flaschen in eine Tüte gewickelt und diese dann in den Mülleimer geworfen. Damit die Nachbarn nicht gleich sehen, wie viel sie getrunken hat.

Am nächsten Morgen ist er müde und schläft in der Schule ein. Sein Magen knurrt und er lächelt.

Seine Mutter ist enttäuscht. Er möchte ihr das gerne ersparen, aber er ist kein guter Schüler. Er fährt eine Stunde früher nach Hause mit dem Bus. Weiß, dass seine Mutter noch nicht da ist. Sein Vater ist in Er-Riad und baut Häuser. Den würde das auch weniger kümmern. Er lacht häufiger als die Mutter. Mit etwas Glück zieht Vinc den blauen Brief aus dem Briefkasten und schiebt ihn unter seine Matratze. Bis Lisa kommt, hat er noch Zeit. Er macht Hamburger. Das mag Lisa

auch. Er schaltet das Radio ein und fegt die Küche. Er mag die Stille jetzt nicht hören. Als Lisa kommt, essen sie und er erzählt ihr Schauer- geschichten von gequälten Affen. Doch, ich habe es genau gesehen. Bis auf die Knochen gehen die Fesselwunden. Sie fesseln sie und lassen sie einfach liegen. Alles für den Zoo. Der Zoo ist voll von solchen Tieren. Lisa beginnt zu weinen und möchte nicht weiter essen. Er versucht sie zu beruhigen, aber es gelingt nicht, seine Stimme wirkt nicht mehr. Du darfst nichts verraten, verstanden. Sonst koche ich dir kein Essen mehr, verstanden. Lisa willigt ein, aber sie hält es nicht durch. Am Abend vor dem Fernseher, auf dem warmen sicheren Schoß ihrer Mutter erzählt sie ihr die Affengeschichte. Mutter schimpft nicht. Sie sagt nur ›Ach, Vinc.‹ Das ist schlimmer. Sein Magen knurrt wieder, aber jetzt will er nichts mehr essen, auch nicht das, was sie gekocht hat. Er dreht sich lieber, bis ihm schwindelig wird. In seinem Zimmer. Bis es in seinen Ohren rauscht.

Vinc wacht von dem lauten dumpfen Schlag in der Nacht auf. Er wäre auch bei weniger aufgewacht. Einen Moment lang lauscht er nur. Dann hört er nichts mehr und das beunruhigt ihn richtig. Er steht auf und läuft eilig hinüber in das Zimmer seiner Mutter. Sie ist aus dem Bett gefallen und rappelt sich gerade auf. Es ist nichts passiert. Du kannst wieder ins Bett gehen. Aber Vinc kann nicht mehr schlafen. Lisa krabbelt zu ihm in das Bett. Du darfst nur hier bleiben, wenn du nicht in das Bett machst, verstanden? Sie verspricht ihm das und schafft es diese Nacht auch. Sie macht nicht in das Bett ihres Bruders. In ihr eigenes schon. Er ist müde am nächsten Morgen und träumt in der Schule. Die Lehrer sind nett zu ihm und schimpfen nicht. Aber seine Leistungen sind nicht so, wie sie sein sollen. Er sollte das Jahr noch einmal machen.

Sein Vater kommt drei Wochen zu Besuch. Die beiden Eltern sitzen glücklich auf dem Sofa. Vinc freut sich. Seine Mutter ist albern. Während er auf dem Boden mit seinen Autokarten spielt, schmusen die beiden und gehen schließlich in ihr Schlafzimmer. Er weiß schon, was die beiden da tun, aber er mag nicht darüber nachdenken. Er findet sie so anders, wenn sie es tun. Er hört sie. Lisa kommt und Vinc geht mit ihr raus. Abends gehen sie alle essen und die Kinder sind fröhlich. Lisa sitzt die ganze Zeit auf Papas Schoß. Vinc würde das auch gerne tun. Langsam streichelt der Vater ihm durch das Haar. Du bist doch mein großer Sohn, was? Pass gut auf Mama auf, wenn ich weg bin, ja? Er nickt und ist stolz auf seinen Papa und auf sich. Sie essen und Vinc isst auch etwas, es schmeckt ihm und er hat Hunger. Nach dem Essen fahren sie mit dem R<sub>4</sub> nach Hause, singen und lachen. Es ist bereits dunkel und zu Hause zieht der Vater die Kinder aus, bringt sie ins Bett und scherzt mit ihnen. Dann schlafen sie ein. Es ist eine ruhige Nacht.

Am nächsten Morgen wollen die Kinder nicht in die Schule, aber sie müssen. Vinc erzählt seinen Freunden von Saudi Arabien und den Sitten dort. Noch nie war einer seiner Freunde oder deren Eltern in Saudi Arabien. Vielleicht ziehen wir auch bald dorthin, sagt er.

Am Nachmittag ist der Vater nicht zu Hause. Er sollte heute mit ihnen in den Zoo fahren. Lisa und er warten ungeduldig auf ihn. Er kommt spät. Zu spät. Die Kinder haben Verständnis dafür, dass sie jetzt nicht mehr fahren können. Ein andermal. Vinc geht in sein Zimmer und beginnt in den Kisten herum zu kramen. Seine Mutter und sein Vater streiten sich in der Küche. Sie schimpfen und sind laut. Du säufst doch auch, komm erzähl mir nichts. Ich fange aber nicht bereits am Morgen an. Dafür aber am Abend umso mehr. Dieses Scheißzeug. Weg damit. Die Mutter schreit jetzt und Vinc hört auf zu kramen. Lisa brummt noch im Wohnzimmer vor sich hin. Es gibt ein paar Stöße in der Küche. Er zieht eine blaue Decke aus den Kartons und wickelt sich darin ein, hält sich die Ohren zu und kugelt sich durch das leere Zimmer, hin und her, zwischen den Kisten. Bis es in den Ohren rauscht. Eingewickelt schläft er ein. Lisa krabbelt in sein Bett. Nachher schaut die Mutter kurz in sein Zimmer hinein. Streichelt über die Decke, er spürt es im Halbschlaf. Ihre Worte handeln von ihrer Verzweiflung. Fester drückt er seine Ohren. Die Türe geht zu und dann Stille. Im Schlaf hält er sich noch die Ohren, drückt sich abwechselnd gegen die Schläfen und gegen die Bauchdecke. Dann die ganze Hand in den Mund. Seinen Körper beruhigt das nicht, es ist das andere Gefühl, das ihn peinigt, es ist nicht der Hunger. Er wünscht, er hätte Hunger.

Die Mutter zieht am Morgen die Sonnenbrille auf. Sie trägt sie drei Tage lang, dann ist alles wieder gut und der Vater fährt mit den Kindern in den Zoo. Bald ist er wieder weg. In Er-Riad.

### *III. Das Krokodil*

Das Krokodil liegt unter dem Bett. Ich kann nicht schlafen und rufe Mutter. Wenn sie kommt, sie kommt immer, schaut sie nach. Es ist keines da. Nicht unterm Bett, nicht im Schrank, nicht am Fenster.

Das Licht geht aus und sie ist wieder weg, aber das Krokodil ist noch da. Es grinst mich an und ich grinse zurück. Grins nicht so, du dummes Ding, gleich werde ich dich fressen. Ich schreie wieder nach Mutter und das Krokodil lacht. Hörst du, wie es lacht. Meine Mutter sieht in den Schubladen der Kommode nach. Nein, es ist wirklich keines da. Ich höre es lachen. Mit offenen Augen schlafe ich, bis ich vergesse, dass ich die Augen offen habe und sie schließen kann, kurz bevor meine Mutter am Morgen mich aufkitzelt. Das Krokodil schläft tagsüber immer. Ich denke den Tag über nicht an es, erst wieder, wenn die Dunkelheit kommt.



Tagsüber spiele ich mit dem Wellensittich oder der Katze. Sie läuft gerne in unser Zimmer und beobachtet den Vogel. Ich muss gut aufpassen.

Meine Schwester will mit mir spielen. Wir spielen einen Fernsehauftritt, die Sister-Quiz-Sendung vor dem Spiegel, immer nach den gleichen Regeln, immer die gleiche Handlung, die blöde Pointe 1000 Mal hintereinander, bis wir lachen.

Kleine Pause. Ich gehe in unser Zimmer und sehe die Katze, die vor dem Vogel sitzt. Ganz ruhig. Mache das Türchen auf und will mal sehen, was die Katze macht. Mit einem Sprung greift sie den grünblauen Kerl. Ins Herz. Ich weine.

Meine Schwester und ich schaufeln ein Grab, ein kleines. Schuhkartongroß.

Heute nacht kommt das Krokodil wieder. Es wird mich fressen, weil ich so böse bin. Es liegt unter dem Bett und wartet, bis meine Mutter den Raum verlassen hat.

#### *IV. Mutterliebe I*

Seine Mutter hat ihn heute wieder bestraft. Er wollte die grüne Jacke nicht anziehen, lieber die blaue. Aber seine Mutter war anderer Meinung. Irgendwann hat sie ihn nach Tränen und Geschrei alleine gelassen im Zimmer und ist einfach gegangen. Es war nur kurz, aber Angst hatte er trotzdem. Er hatte geweint und nach ihr geschrien und erst aufgehört, als sie wieder zur Tür hinein kam. Ziehst du jetzt die grüne Jacke an? Er durfte mit raus. Am Nachmittag saß er beim Kaffee auf ihrem Schoß, den weichen Beinen. Er isst den Kuchen von ihrem Teller und benimmt sich anständig. Seine Mutter ist die Beste. Sie schmust mit ihm, kitzelt und streichelt ihn an den Füßen. Aber mit Oma und Opa mitgehen will er danach nicht, heute nicht. Er wirft sich auf die Erde und schreit und weint. Nein, er will nicht. Da ist die Mami aber traurig. Schau mal wie traurig Oma und Opa sind, wenn du nicht mitgehst. Willst du, das Mami und all' die anderen traurig sind? Willst du Mami traurig machen?

Aber er schreit weiter, er will niemanden traurig machen, aber mitgehen will er nicht. Jetzt will er seinen Kopf durchsetzen, sagt die Oma. Hat die Mami ein schlechtes Gewissen? Er hängt sich an ihr Bein und jammert. Sie hat ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn hergeben will. Willst du, dass Mami wegen dir ein schlechtes Gewissen hat? Ist doch nicht so schlimm, wir können doch nachher weiter schmusen. Die Mami zögert einen Moment, dann aber wieder nicht. Die Großeltern reden ihr zu.

Er sieht niemanden an beim Abschied, der Trotzkopf.

## V. Mutterliebe II

Sie liebt ihren Sohn. Mit seinen blonden zarten Haaren sieht er aus wie ein Mädchen. Er ist ein lieber Kerl, manchmal etwas wild, klettert über Sofa und Tisch, aber nie böse. Seit zwei Jahren liebt sie ihn nun schon. Als er noch als namenloses Kind im Bauchwasser schwamm, war es keine Liebe, eher Fürsorge und Freude auf ein zukünftiges Kind im Hause. Sie sorgt für das Essen und die Spielsachen, geht mit auf den Spielplatz und beantwortet geduldig und hingebungsvoll seine Fragen oder spricht mit ihm, wenn er hilflos etwas zusammen stammelt. Sie lässt ihn nie alleine, freut sich am Nachmittag auf das Zusammensein und bringt ihn gerne ins Bett.

Sie mag nur nicht, wenn er in der Küche neben ihr steht, wenn sie gerade Brot schneidet. Er fragt sie etwas mit seiner süßen Stimme, etwas kindlich Interessiertes. Vielleicht, was sie da mache. Sie steht mit dem Brotmesser vor ihm und stellt sich für einen kurzen Moment vor, wie es wäre, wenn sie jetzt zustöße in den kindlichen Unschuldsleib, in den einnehmenden Blick. Ihr Leben könnte als beendet gelten.

Ihr Sohn ist am liebsten mit ihr. Kommt der Vater ins Zimmer, der fast ebenso viel Zeit mit ihm verbringt, ruft der Sohn: ›Du nicht!‹, und er geht wieder aus dem Zimmer, der traurige Vater. Sie spricht mit ihrem Sohn darüber, vielleicht freut sie sich auch heimlich, nicht, weil sie ihrem Mann das Kind nicht gönnt oder anvertraut, eher schon, weil sie die Totalität des Anspruchs auf sich selbst genießt. Dann wieder nervt sie dieses ›Rock-Zipfel-Verhalten‹. Beim nächsten Mal besteht sie darauf, dass der Vater mit ins Bett darf, wenn der Sohn und die Mutter im elterlichen Schlafzimmer ein Bilderbuch ansehen. Das hilft auch. Danach spielt der Sohn mit dem Vater und sie kann etwas ruhen.

Sie denkt manchmal noch an die Geburt, die hart war, aber nicht härter als die Geburten anderer Kinder anderer Frauen. Auch zwei Jahre später spürt sie manchmal noch die Risse zwischen den Beinen, manchmal, wenn sie länger auf Toilette sitzt. Dann blutet es hinten etwas. Auch das hört man oft, nichts Außergewöhnliches.

Sie läuft gerne mit dem kleinen hellen, gutgelaunten Bub zum Spielplatz. Aber an der Ampel bleibt sie ungern stehen. Ihr Sohn steht vor ihr, sie hält ihn leicht an der Kapuze und sie denkt daran, wie es wäre. Wenn sie ihn jetzt weiter drückte, zwischen die windvortreibenden Laster, würde man den Moment des Aufschlages hören. Wie sie leiden würde. Sie überquert die Straße bei grün und denkt an die Enten im Park, die der Kleine mag und sicher füttern möchte. Sie haben Nachwuchs, jetzt im Frühjahr. Das ist schön.

# Rodins Denker: Worüber denkt er nach?

Walter Dorsch



# Materialcollage Rot

Maria Lucchese-Thomasberger



# Die gequälte Kreatur

Manfred Pasioka



# Die Party ist schon fast vorbei

Christine Mudrak



# Wer bin ich?

Katharina Razumovsky



# Schnittstelle

Ulrike Wilkens





# Schmerz und symbolische Ordnung des Menschen

Plädoyer für eine ästhetische Anthropologie des Schmerzsinn

Franck Hofmann

## *I. Von der Physiologie zur ästhetischen Anthropologie*

Der Schmerz ist einer der Sinne des Menschen. Er nimmt in deren Hierarchie jedoch einen kaum beachteten Platz ein. Obwohl er zu den mythologisch nobilitierten Motiven der bildenden Kunst und zu den herausragenden Gegenständen der modernen Literatur des 20. Jahrhunderts zählt, gilt diese Beobachtung für die Physiologie wie für die Kulturgeschichte der Sinne in gleicher Weise.<sup>1</sup> Im Unterschied etwa zu dem ungleich prominenteren Sehsinn und zum Tastsinn trägt die Schmerzerfahrung wenig zum Erkennen der Umwelt und zur kulturellen Platzierung des Menschen in ihr bei. Wie auch die anderen Sinne zielt der Schmerzsinn ursprünglich darauf ab, das Überleben der Gattung zu sichern. Doch hat er auch Anteil an der Bildung eines ästhetischen Menschen, an einer Arbeit, durch die dieser die Begrenzung seiner biologischen Existenz zurück zu lassen sucht? Kann auch die Schmerzerfahrung als eine prekäre Energie gelten, die hinter den symbolischen Formen des Menschen ebenso zerstörend wie bildend wirksam ist.<sup>2</sup> Während Seh- und Tastsinn zur Ausbildung eines nicht mathematischen gefassten Raums beitragen, ist der Bezug des Schmerzsinn zu der für eine symbolische Ordnung des Menschen begründenden Räumlichkeit nicht eindeutig.<sup>3</sup> Introspektiv gerichtet, informiert der mit einem unlustbetonten Gefühlserlebnis verbundene Schmerz – so ein anatomisches Lehrbuch, das ich hier zitiere – über eine Bedrohung des Organismus.<sup>4</sup> Deren Beobachtung entzieht sich den nach außen gerichteten Sinnen. Er ist Ausdruck einer Bedrohung von Körpergewebe, die durch Reizung verursacht oder zumindest möglich wird. In der einen Apparat von Sensoren, Leitungsbahnen und Zentren beschreibenden Physiologie wird der Schmerz als ein objektiver neuronaler Prozess gefasst. Dieser bezeichnet die Aufnahme, Weiterleitung und Verarbeitung noxischer Signale. Er ist von einer subjektiven Schmerzempfindung unterschieden. Wie alle anderen Sinneseindrücke ist auch die Schmerzempfindung nicht ohne die Mitwirkung der Großhirnrinde möglich.<sup>5</sup> Doch die in der Physiologie vertretene Annahme eines objektiven Wissens über den Schmerzsinn verweist die Frage nach dem Schmerz auf die Frage nach dem Status des Subjekts

und des Körpers. Die Schmerzerfahrung, an das Individuum und dessen Körper gebunden, fragt nach deren problematischer Bildung: Wie der Körper, die Sinne und das Wissen um diese, ist auch der Schmerz ein historisches Konzept. Die Frage nach dem Schmerz kann also nicht generalisierend beantwortet werden. Neben physiologischen Konzepten lohnt es sich auch metaphysische und ästhetische Entwürfe heranzuziehen. Auch wenn – oder gerade weil – mit der Durchsetzung eines aufgeklärten Denkens seit dem 18. Jahrhundert eine gerade auch für die Auffassung des Menschen im Schmerz begründende Verbindung von Medizin, Kunst und Religion aufgelöst wurde.<sup>6</sup> Diese Entwicklung führt weg von einer etwa im magischen Denken zu beobachtenden Einheit und hin zu konkurrierenden Konzepten des Körpers, des Wissens und der Praxis des Menschen. Sie hat insbesondere auch Konsequenzen für die Auffassung dessen, was der Schmerz sei. – Treffen in seiner Erfahrung, in der Interpretation der noxischen Sinneseindrücke, doch die diese begründenden Elemente des Individuums zusammen, begegnen sich Körper, Wissen und Praxis. Doch im Schmerz wird der Mensch nicht nur auf auseinander tretende metaphysisch oder medizinisch kodierte Erfahrungen verwiesen. Der Schmerz und die durch ihn bewirkte Gestaltungen bedürfen zu ihrem Ausdruck der Medialisierung in sprachlichen, gestischen oder bildlichen Formen. In ihr – genauer: in deren Vermittlung – wird der Mensch jenseits medizinischer Objektivierung des Schmerzsinn auf eine Erfahrung des nicht Sichtbaren und nicht Einsichtigen verwiesen. Diese mag etwa religiös konzeptioniert werden und kann eine reiche Ikonologie aufweisen. Der nicht in der unmittelbaren Anschauung zu hinterlegende Schmerzsinn verweist den Menschen auf eine transzendente Dimension und auf deren gleichzeitige Verwirklichung im Realen der Erfahrung. Doch diese bleibt zugleich ein unmittelbar Unausprechliches. Zu ihrem angemessenen Ausdruck verlangt sie nach einer symbolischen Ordnung oder Handlung: Die erste dieser möglichen Ordnungen ist eben ein magisches Denken, das im Dienst des Schamanen der Heilkunst verbunden bleibt. Die zweite ist die Heilkunst, die in ihrer Wendung zur objektiven Wissenschaft jedoch ihre symbolische Dimension zunehmend negiert. Die dritte mögliche Ordnung wird schließlich von den Künsten gebildet, in denen die symbolischen Formen und Vermögen des sich in ihrer Praxis symbolisierenden Menschen in Anschlag gebracht werden. Vor ihrer Ausdifferenzierung als autonomes Handlungssystem und als Wissenskonzept mit den beiden anderen genannte Ordnungen eng verbunden, reagieren die Künste ebenfalls als Praxis, Haltung und Erfahrung auf die Schmerzen des Menschen. Nicht nur in Beispielen aus der mythischen und der christlichen Tradition – des leidenden Marsyas oder des Heilands als Schmerzensmann – kann der Reigen des Körpers im Schmerz

verfolgt werden.<sup>7</sup> Solche Beispiele werden nicht nur von einer Physiologie des Schmerzsinns abgelöst. Sie werden auch von den Künsten ergänzt, die sich dem gänzlich diesseitigen Menschen im Schmerz zuwenden. Die Schmerzerfahrung ist nicht nur ein prominentes Motiv von Literatur und bildender Kunst, sie geht auch in Künstlermythen und Selbstinszenierungen der Künstler ein.<sup>8</sup> Im zwanzigsten Jahrhundert kommt der Schmerz zwischen Metaphysik und Physiologie des Körpers insbesondere da ins Spiel der Künste, wo der Status des Körpers in seinem Maßverhältnis zum Bewusstsein des Menschen befragt wird.<sup>9</sup> Zugleich wird aus dieser Perspektive auch nach dem Verhältnis von Ausdrucksdynamik und strenger Form in der Gestaltung ästhetischer Produktivität gefragt. Die von der Schmerzerfahrung zu künstlerischer Arbeit, zu Einbildungskraft und Sprache unterhaltenen Verbindungen verweisen den Schmerzsinn nicht nur in den Bereich einer historischen, sondern gerade auch in den einer ästhetischen Anthropologie. Denn in den Künsten wird nicht nur eine je historische und spezifische Fassung der Schmerzerfahrung gegeben, umgekehrt haben die Verfahren und Ausdrucksformen ästhetischer Produktivität auch Einfluss auf deren Konzeption. Die in einer ästhetischen Anthropologie beschriebene, auf die Rolle der Einbildungskraft in der Hervorbringung und Erhaltung des Lebens bestehende Bildung des Menschen ist nach dem Austritt aus den Begrenzungen der *natura naturans* gerade auch auf die Kompetenz der kulturell figurierten Sinne und ihre Erfahrung verwiesen. Radikal wie in kaum einer anderen Sinneserfahrung werden gerade in der Interpretation der Schmerzerfahrung die Möglichkeiten und Grenzen eines sich in der Anwendung von Verfahren der Künste bildenden ästhetischen Menschen vermessen. Doch sowohl die Beschränkung des Schmerzsinns auf ihn objektivierende Konzepte der Physiologie als auch seine pathetische Aufladung in einer Metaphysik des Leidens – die in der christlichen Ikonographie eine starke Tradition besitzt – haben dazu beigetragen, dass seine Rolle als eine an die symbolischen Formen des Menschen gebundene psychische Energie in der Geschichte des Körpers und der Einbildungskraft vernachlässigt wird. Der Schmerz wird wie die Endlichkeit der Existenz, auf die er verweist, als ein Anderes und Fremdes aus dem Bestand eines als Teil philosophischer Kultur geführten Lebens ausgeschlossen. Zwischen den immer weiter auseinander tretenden Polen von rationalistischer Physiologie und romantischer Empathie<sup>10</sup>, denen eine je eigene, konkurrierende Sprache des Leidens zugehörig ist, können in einer ästhetischen Anthropologie des Schmerzes jedoch auch alternative Antworten auf die Frage nach dem Schmerz des Menschen verzeichnet werden: Antworten, die Schmerztherapie nicht ersetzen, Antworten, die jedoch an die Stelle von Schmerzmetaphysik treten können und den Schmerz nicht nur als Hinweis auf eine Bedro-

hung sondern auch als bildende Energie hinter der symbolischen Ordnung des Menschen kenntlich werden lassen, die gerade im Bereich der Künste ausgebildet wird. Die Zugehörigkeit auch des Schmerzsinn zu einer ästhetischen Anthropologie kann zwischen diesen Polen insbesondere mit einer Verbindung von Schmerzerfahrung und ästhetischer Produktivität begründet werden, die von wechselseitiger Wirkung ist. Diese ist jedoch nicht so zu verstehen, dass schmerzhaftes Leiden – in den Selbstmystifizierungen romantischer Künstlerkonzepte häufig aufzuspüren – die Voraussetzung der Künste wären. Auch die medizinische Einsicht in eine Hemmung der Handlungskompetenzen des Menschen durch den Schmerz oder ihre Fokussierung auf diesen kann nicht ignoriert werden.<sup>11</sup> Doch für Wahrnehmung und Bewertung von Schmerzen sind neben der (neuro-)physiologischen Ausstattung auch die Umstände und Kontexte von Bedeutung, in denen diese auftreten. Es gilt ein zeitliches und räumliches Kontinuum von Erziehung und kultureller Bildung des Menschen zu beachten, in dem bestimmt wird, was ein Schmerz sei. Auch wenn individuelle Eigenschaften einer Person, etwa ob einer extrovertiert oder introvertiert ist, nur einen schwachen Zusammenhang mit dem Schmerzverhalten besitzen, muss das, was für den einen schmerzhaft Erfahrung ist, es für den anderen noch lange nicht sein. Vor diesem in physiologischer Forschung bestätigten Hintergrund kann gefragt werden: Welche Bedeutung kommen etwa dem in der ästhetischen Bildung entfalteten Grad an Intelligenz und dem symbolisierenden Vermögen eines Menschen für die Interpretation von Schmerzerfahrungen zu? Kann der Schmerzsinn neben den Sehsinn, neben das Gehör oder neben den Tastsinn gestellt werden, die zugleich der biologischen und der kulturellen Dimension des Menschen angehören? Hat der Schmerzsinn, über seine physiologisch beschriebene Funktion hinaus, Teil an der Wandlung eines Menschen der sich gerade im Bereich und mit den Mitteln der Künste als eine ästhetische Figur erfindet? Vermittels der Sinne setzt der Mensch sich nicht nur mit seiner Umwelt in Verbindung oder erhält Daten über den Zustand seines Organismus: Ausdruck und Interpretation der diversen Sinneseindrücke haben auch Teil an der Ausbildung eines ästhetischen Menschen, der in der Lage ist die Begrenzungen seiner Existenz als Gattungswesen zu übersteigen. Gilt dies auch für den Schmerz, der so nicht nur eine Bedrohung des Organismus anzeigt, sondern auch eine Wandlung des biologischen Menschen zum Teil einer philosophischen Kultur? Wenn der Austritt des Menschen aus den Beschränkungen seiner natürlichen Existenz zugunsten eines weiteren Geltungsbereich der Einbildungskraft und der symbolischen Formen einer philosophischen Kultur zu den Grundkonstellationen ästhetischer Produktivität zählt, ist auch der Schmerz eine Produktivitätskraft der Künste ersten Ranges. Markiert doch der

Schmerz des Körpers in unmittelbarer sinnlicher Erfahrung oder in mittelbarer kultureller Tradierung die Stelle, an der die formgebundene Tarnkappe des ästhetischen, also des symbolischen und symbolisierenden Menschen zugleich in Richtung auf eine zurückgelassene unmittelbare Existenz durchbrochen und beinahe im selben Atemzug neu aufgerichtet werden kann. Die Frage nach dem Schmerz wird in der Spannung zwischen körperlich-plastischer Ausdrucksgebärde und räumlich-architektonischer Formsymbolik gestellt, die beide zu seinem konstitutiven Ausdruck beitragen. Die Frage nach dem Schmerz wird vor dem Hintergrund der Erkenntnisfähigkeit des Menschen und der Geltungsansprüche seines Bewusstseins diskutiert: am Kap der Intelligibilität erscheint der Schmerz als Verweis des Körpers auf seine vermeintlich nicht zu hintergehende Natürlichkeit und als eine Herausforderung des Konzepts eines bewussten und sich in einer philosophischen Kultur übersetzenden Menschen. – Eines Subjekts, der durch die Schmerzerfahrung gezwungen ist, auch den Schmerz den in einer ästhetischen Anthropologie notierten Konzepten zu unterstellen. Im Schmerz wird die Bindung der bildenden Energie des Menschen an die symbolische Ordnung zugleich gefährdet und gefordert. Die Schmerzerfahrung markiert zugleich die Chance und die Herausforderung einer Arbeit am ästhetischen Menschen. Einer Arbeit, in der die Begrenzungen der biologischen Existenz zugunsten der weiteren Sphäre symbolischer Ordnungen zurück gelassen werden kann.

## *II. Nociception und Sprache als symbolische Formen*

Die Tragweite seiner Philosophie der symbolischen Formen für ein auf diese begründetes Menschenbild diskutiert Cassirer gerade auch von der Schwelle der Pathologie aus. Er verweist auf die Systemkomplexe der Aphasie und der Agnosie, die ihm nicht als ein Ausfall einer umgrenzten Einzelleistung des menschlichen Vermögens gelten. Sie verweisen vielmehr auf eine Herabminderung der Intelligenz im allgemeinen. Früh sei in der medizinischen Forschung bemerkt worden, dass Störungen der Sprache (Aphasie) und des wahrnehmenden, sei es optischen oder taktilen Erkennens (Agnosie) häufig mit einer Störungen des Handelns verknüpft sind.<sup>12</sup> Dass Cassirer beiden Störungen ein so hohes Gewicht gibt, verweist im Umkehrschluss auf die Rolle, die Sprache, sinnlicher Erkenntnis und Handlung in einer Auffassung des Menschen zukommen, die auf die Bedeutung symbolischer Formen zielt, in denen der Mensch sich als kulturelle Gestaltung im Abstand zu seinem natürlichen Dasein entwirft. Auf dieses wird der Mensch nicht nur, wie in den hier genannten Beispielen, durch Krankheiten, sondern in einem weiteren Sinne durch den Schmerz verwiesen, der

ebenfalls Handlungskompetenz beeinträchtigt, das wahrnehmende Erkennen seinen Ansprüchen nach einrichtet und als unmittelbare Erfahrung nicht problemlos zur Sprache gebracht werden kann: Handlungs-, Erkenntnis- und Sprachkompetenzen – drei grundlegende Vermögen des sich symbolisierenden Menschen – werden in der Schmerzerfahrung beeinträchtigt, ohne dass eine pathologische Störung vorliegen muss, die in den Krankheitsbildern von Aphasie und Agnosie gefasst wird. Doch was Cassirer für die Pathologie der Sprache und des Handelns sagt, kann in gleicher Weise auch für die Pathologie der Schmerzerfahrung angenommen werden: ›Das pathologische Verhalten hat gewissermaßen die Kraft des geistigen Impulses eingebüßt, der den Geist immer wieder über den Kreis des unmittelbar Wahrgenommenen und des unmittelbar Begehrten hinaus drängt. Aber eben in dem Rückschritt, den es vollzieht, macht dieses Verhalten die Gesamtbewegung des Geistes und das innere Gesetz seines Aufbaus von einer neuen Seite her verständlich. Der Prozess der Vergeistigung, der Prozess der ›Symbolisierung‹ der Welt wird seinem Wert und seiner Bedeutung nach gerade dort für uns fassbar, wo er nicht mehr frei und ungehindert sich vollzieht, sondern wo er gegen Hemmungen anzukämpfen und gegen diese sich durchzusetzen hat. In diesem Sinne geben uns die Sprachpathologie und die Pathologie des Handelns einen Maßstab an die Hand, mit dem wir die Breite des Abstands messen können, der zwischen der organischen Welt und der Welt der menschlichen Kultur, zwischen dem Gebiet des Lebens und der des ›objektiven Geistes‹ besteht.‹<sup>15</sup> Gerade die Schmerzerfahrung trägt dazu bei, die Grenzen der Intelligibilität des Menschen zu bestimmen. In den Formen ihrer Bearbeitung kann der Abstand vermessen werden der zwischen der stets prekären kulturellen und der von zweifelhafter Gewissheit bestimmten organischen Welt besteht. Doch ist das, was es sei, das im Menschen schmerzt, in dieser Abgrenzung von der Geltung symbolischer Formen hinreichend bestimmt? Anders als sein sprachlicher Ausdruck kann der solipsistisch erfahrene Schmerz selbst in seiner pathologischen Konzeption nicht als eine der symbolischen Formen genommen werden, in denen der handelnde Mensch den Übergang von Natur zu Kultur vorantreibt. – Ist er doch gerade eine Sinnesempfindung, in der dieser Mensch auf eine natürliche Existenz zurückverwiesen wird aus der ihn die symbolischen Formen herausheben sollen. Doch die Schmerzerfahrung schlägt die Sprache und verlangt zugleich nach ihr, die Schmerzerfahrung beherrscht den Körper und fordert seine Gebärden zu ihrem Ausdruck. Die Benennung und sprachliche Konzeptionierung des an den Körper gehefteten Schmerzes ist der erste Schritt zu einer, wenn auch stets prekären Überwindung. Diese besteht darauf, dass dem Schmerz ein Platz im Bewusstsein und unter den symbolischen Ausdrucksformen des Men-

schen zugewiesen wird. Eine Benennung des Schmerzes – nicht nur ihn im Körperschema zu lokalisieren, sondern gerade auch ihn in der Sprache zu bezeichnen – ist der erste Schritt, ihn zu stillen. Denn indem der Schmerz zum Ausdruck kommt, findet der Körper im Schmerz den Weg zurück in die symbolische Ordnung: zur Sprache etwa und zur Gestik. Kann also die Erfahrung, die Mitteilung und die Behandlung des Schmerzes wirklich in einer so scharfen Opposition zum symbolisierenden Vermögen und den symbolischen Formen des Menschen gefasst werden? Verweist der ausgedrückte Schmerz doch nicht nur auf die biologische Existenz und Bindung der Sinne, sondern auch auf die kulturelle Sphäre des sich in der Interpretation sinnlicher Daten erfindenden Menschen. Sollte, um die Frage nach dem Schmerz des Menschen zu beantworten, daher nicht gefragt werden: Wie ist der Schmerzsinn in der Arbeit an einem ästhetischen Menschen, die er zugleich bedroht und befördert, mit der Sprache verbunden, die eine der prominentesten symbolischen Formen ist, in denen sich der Mensch als eine kulturelle Figur fasst? Die Frage nach dem Schmerz ist so auf die Begründung einer Philosophischen Anthropologie im 18. Jahrhundert verwiesen in der Sprachphilosophie mit Anthropologie verschwistert erscheint. So hat Herder die Frage nach dem Ursprung der Sprache nicht nur auf deren Vorstellung als ein göttlicher Hauch bezogen, sondern auch auf den Ausdruck des körperlichen Schmerzes und diesen so mit beiden vermittelt.<sup>14</sup> Welcher Art ist die Sprache, die mit der Schmerzerfahrung verbunden ist und in welcher Weise wird diese Verbindung ausgebildet, die weniger im Zeichen einer Ausschließung steht als in dem paradoxen Zeichen einer unmöglichen Notwendigkeit: Nämlich den Schmerz selbst in eine symbolische Form des ihn erfahrenden Menschen zu verwandeln. An kaum einem anderen Beispiel wird so radikal nach dem Verhältnis von Empfindung und Bewusstsein, von Körper und Sprache gefragt wie in der Schmerzerfahrung. Die Frage nach dem Schmerz erweist sich als Frage nach dem Gewicht, das der Sprache in der Konstitution des menschlichen Körpers zwischen Natur und Kultur zukommt, in einer Konstellation, auf die der Mensch gerade in der Schmerzerfahrung verwiesen wird. Eine als Sprachphilosophie betriebene Schmerzanthropologie verweist die Frage nach dem Schmerz auf den Zusammenhang von Wahrnehmung und Interpretation sinnlicher Daten. Die Form in der diese gefasst werden und der Prozess in dem dies geschieht ist nicht neutral: sprachliches und bildliches Vermögen und ihre Ordnungsformen bestimmen vielmehr die Ausprägung ihres Gegenstands mit. In dieser Perspektive kann Schmerz als Teil seiner Arbeit an der Sprache bestimmt werden, als ein permanent vorhandener, bisweilen überdeckter und in ihr geformter Grund der Intelligibilität des Menschen, die es diesem erlaubt sich noch und gerade im Schmerz – wenn auch

zugleich gegen ihn – zu symbolisieren. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage: Wie wird nicht nur der Ausdruck – vielleicht gar die Empfindung – des Schmerzsinns, sondern auch der sprachliche Ausdruck im allgemeinen verändert und welche Rollen spielt Gestik, in der ebenfalls ein spezifisches Verhältnis von Körper und Sprache gefasst wird, für den Ausdruck einer Schmerzempfindung? Für eine Antwort scheint es lohnend, Texte zu studieren, die einen Reigen des modernen Schmerzensmanns bilden, Texte, in denen gerade die in der Schmerzphysiologie vernachlässigte symbolische Dimension zum Gegenstand wird und in denen Schmerzmetaphysik in eine Praxis ästhetischer Produktivität überführt wird: Das Feld einer ästhetischen Anthropologie des Schmerzes im 20. Jahrhundert wird von prominenten Autoren beschrieben: Rilke und Gide sind zu nennen, von Huysmann führt eine Linie zu Valerys Monsieur Teste, von diesem zu seinem Adepten Eugen Winkler oder zu Ernst Jünger. Schließlich bilden Wittgenstein und der auf die religiösen Ekstatiker verweisende Artaud zwei Pole der Schmerzdarstellung, die weiter nicht auseinander liegen könnten.<sup>15</sup> Wird die Frage nach dem, was im Menschen schmerzt, durch den Verweis auf die dem Menschen im Schmerz mögliche Sprache beantwortet, sind insbesondere drei Elemente herauszuarbeiten. Diese kennzeichnen sowohl die Schmerzerfahrung als auch ihren sprachlichen Ausdruck, der von ihr schwer zu trennen ist: In unterschiedlicher Gewichtung können Prozessualität, Räumlichkeit und Gestik als konstitutive Elemente einer dem Schmerz verbundenen Sprache beobachtet werden. In diesem Plädoyer für eine ästhetische Anthropologie kann ich jedoch nur einige Bemerkungen zu diesen für die Sprache des Menschen im Schmerz charakteristischen Kategorien anführen. Vor ihrem Hintergrund will ich schließlich eine als Hypothese für eine Schmerzanthropologie dienende Definition wagen. Deren präzisere Konturierung muss jedoch den Lektüren vorbehalten bleiben, die dieser Einführung folgen sollen.

### *III. Prozess – Raum – Gebärde: Elemente für eine Sprache des Menschen im Schmerz*

Je deutlicher die in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts in der Forschung noch strittige Verbindung von Schmerz und Gehirn gelingt, desto stärker treten konkurrierende Verortungen des Schmerzes in den Hintergrund. In Viktor von Weizsäckers ›Die Schmerzen‹ kann 1926 eine Alternative zu der noch wenig erforschten neurophysiologischen Ansiedlung des Schmerzes studiert werden.

›Schmerz ist nie abstrakt vorhanden, sondern nur lokalisiert, konkret, im Raum, in der Zeit und da am Körper, hier in der Seele. Ganz



bestimmt wissen wir, dass der Schmerz gerade »dort« ist; er hat nicht immer einen deutlichen »Ort« im optisch vorstellbaren Raum, aber immer hat er einen präzisen Sitz, eine genaue Beziehung zu etwas in uns, zu einem Punkt an uns, einem Stück von uns.<sup>16</sup> Doch ist die hier angeführte Spannung zwischen Neurophysiologie und Seelenkonzept nicht die einzig mögliche, wenn es gilt den Ort des Schmerzes zu bestimmen. Die Beziehung die Schmerzerfahrung und Raum unterhalten verweist auch auf die Mystik und auf ihr Fortleben in der mittelalterlichen Malerei. In dieser waren ein Raum der inneren Vorstellung und ein Raum der Transzendenz mit Blick auf den Körper im Schmerz eng verbunden, eine Konstellation, die gerade auch mit Blick auf Grünewalds Issenheimer Altar, eine Inkunabel der Schmerzdarstellung, ein Nachleben in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts führt.<sup>17</sup> Gegen einen so gespannten Raumbezug der Schmerzerfahrung setzen moderne Fragen nach dem, was im Menschen schmerzt, auf die symbolische Dimension der Bestände des Raums und der Bezüge des Menschen zu diesen. Die Sprache des Schmerzes ist weder abstrakt-physiologisch noch metaphysisch, sondern medial und in ihrem Ausdruck an den Körper des Sprechers und an dessen Raum gebunden. Dieser Bezug gibt dem Schmerz einen anderen Ort als Neurophysiologie oder Metaphysik und bleibt in den Künsten fortwährend aktuell. Während beide, auf je unterschiedliche Weise, den Schmerz des Menschen im Innern suchen, weisen diese auf die Oberfläche und den Umraum des tätigen Körpers. Diese These kann etwa bei Paul Valéry studiert werden, der nicht nur die Versuche des Monsieur Teste vorführt, den ihn zur Selbstbeobachtung zwingenden Schmerz in Begriffen der Musik oder der Geometrie zu ordnen, ihm zwischen den Polen einer Verwandlung von Erkenntnis in Schmerz und von Schmerz in Erkenntnis zu begegnen.<sup>18</sup> Diesen Versuchen wird eine für die Bedeutung des Prozessualen und des Räumlichen aufmerksame Strategie zur Seite gestellt, die sich der Opposition von Schmerzerfahrung und Erkenntnis entziehen. Valéry setzt einem Menschen, dessen Schmerz im medizinischen Wissen einsichtig wird, das Bild einer »vegetativen Seele« entgegen. Der in diesem bezeichnete Mensch setzt auf die Bedeutung von Handlung und Gebärde, von sinnlicher Erfahrung und Duldsamkeit. Der Blick des Menschen ist vom Körper weg auf dessen Szene gerichtet, die Dinge der äußeren Welt gewinnen an Bedeutung und die Dimension des Raums wird aufgewertet, Prozessualität gegenüber einer Verdichtung im Werk, Offenheit und Durchführung einer – etwa botanischen – Klassifizierung gegenüber einer abgeschlossenen und abschließenden Ordnung.<sup>19</sup> Indem die Frage nach dem Schmerz von der Introspektion weg auf den Raum eines »botanischen Trümmerfelds«<sup>20</sup> und einer ihm angemessenen Haltung gerichtet wird, gewinnen konkurrierend zur analytischen Klassifizierung

drei Elemente an Bedeutung: Die Rolle des Prozessualen, in dem der Bezug des denkenden und seines Körpers habhaften Menschen zum Raum sich realisiert, wird betont. Das Gewicht der symbolisch belegten materialen Beständen und Körper im Raum, mit denen dieser Mensch in Beziehung tritt, wird hervorgehoben. Die Bedeutung von Gestik, die da an Relevanz für den Ausdruck des Menschen gewinnt, wo dieser an der Schwelle zwischen Natur und Kultur Platz hat und der Körper in seinen Handlungen und Raumbezügen in den Blick genommen wird, wird unterstrichen. Mit der Geste wird eine wichtige Kategorie zur Beschreibung des Gefühlsausdrucks in den bildenden Künsten, insbesondere in der Plastik oder in der Ikonographie der Schmerzdarstellung, aus dem Bereich der Kunstwissenschaft in den der Anthropologie überführt. Diese kann so von einem evolutionären Biologismus auf die Aufführungspraktiken von Figuren des Körper in den zu Welt geöffneten Medien Text und Bild verwiesen werden.<sup>21</sup> In der Beschreibung des Körpers im Raum und in der Aufmerksamkeit für den Handlungsprozess kommt der Ausdrucksgebärde eine wichtige Funktion zu. Während jedoch in der Neurophysiologie des Schmerzsinn die Bedeutung der gleichwohl als für die Schmerzerfahrung in ihrer psychomotorischen Äußerung konstitutive Gebärde – etwa von Mimik und Wehklage – gering veranschlagt wird, schreibt ihr Viktor von Weizsäcker eine wichtige Funktion zu: Eine Schmerzgebärde des leidenden Menschen steht neben der Geste, die von der Hand eines vertrauten Menschen ausgeübt wird und Linderung verschafft. Der erste Begriff des Arztes entstehe, so von Weizsäcker, nicht in der Objektivierung des Wissens, sondern durch eben diese Geste.<sup>22</sup> Diese Hinwendung zum Menschen im Schmerz wird von der Hinwendung zum Kunstwerk abgegrenzt. Während die hier im Feld der Krankheit beobachtete Geste in den Bereich einer unmittelbaren Natur gezogen wird, ist sie im Bereich der Künste im Bereich des mittelbaren, kulturell codierten Ausdrucks angesiedelt. – Zwei Pole werden genannt, zwischen denen sich die gestische Dimension des Schmerzes in wechselseitiger Durchdringung und Wandlung entfaltet. Lebendiger Schmerz steht in Weizsäckers Bestimmung des Arzt-Seins als eine Hinwendung gegen den im Marmor still gestellten Ausdruck des Laokoon, der nur noch mittelbar bewege.<sup>23</sup> Aber steht der Betrachter vor der Geste des einen Schmerz leidenden, nicht in ähnlicher Entfernung wie zwischen dem Ausdruck des Laokoon? Ist die gestische Dimension einer Plastik und eines schmerzenden Körpers wirklich so grundlegend unterschieden? Verlangen nicht beide durchaus ähnlich eine Wahl in einem Spektrum unterschiedlicher Modalitäten der Erfahrung und der Auslegung? Von Weizsäcker diskutiert die Rolle der Schmerz-

gebärde zwischen den Polen des Natürlichen und des Kulturellen, rechnet sie jedoch in Opposition zur begrifflichen Sprache eher einem Bereich des natürlichen Ausdrucks zu. Der Schmerz sei in seiner Aktualität nicht leicht zu vergeistigen und unterbinde ›Hingabe und Handlung‹ ebenso wie seinen gestaltenden Ausdruck: In der Erinnerung sei er ›bildlos‹. Das ›Gedächtnis der Augen und Ohren‹ hingegen gilt ihm als ›bildhaft‹. Die Konsequenz: ›Ich kann also den Schmerz dessen, der ihn hat, nicht eigentlich wissen und erkennen.‹<sup>24</sup> Mehr noch: auch der, der ihn hat, könne sich als Mensch im Schmerz kaum begreifen, da er in der Gegenwart des Schmerzes ein Anderer werde. In dieser Zwischenstellung gilt es für von Weizsäcker, den Schmerz als eine ›schwebende Entscheidung zwischen Ich und Es‹ zu denken.<sup>25</sup> Der Schmerz führe ebenso stark aus der Welt heraus, wie er den Menschen mit dieser verbinde. Er gilt als der Ursprung einer ›Entwindung‹ des Ich-Seins von einem Nichtich-Seienden. Anders als die Physiologie, die dem Schmerzsinne gerade die Kompetenz abgesprochen hat, wie die anderen Sinne auch, einen offenen Bezug zur Umwelt des Menschen zu besitzen, gilt Schmerz in der Sicht von Weizsäcker gerade als ein initialer Beginn ›aller Entdeckung der Umwelt, als Wecker aus dem Traum unserer ungestörten Identität mit der Welt.‹<sup>26</sup> In dieser Zwischenlage plädiert von Weizsäcker in Distanz zu den Naturwissenschaften, die nicht in der Lage seien, den Schmerz richtig zu denken, nicht nur für eine ›Sympathetik‹ gegenüber dem Lebendigen.<sup>27</sup> Er rät nicht nur zu einem religiös aufgeladenen Gehorsam dem Schmerz gegenüber, der ihm als der Vater des Menschen gilt.<sup>28</sup> Die Frage nach dem, was im Menschen schmerzt, wird von Weizsäcker als Frage nach dem ›Was des Sollens‹ gestellt. Diese sei nichts geringeres als die anzuerkennende Wirklichkeit des Menschen.<sup>29</sup> Dieser Haltung entspricht die Aufmerksamkeit für die Kraft der Geste sowohl im Ausdruck des Schmerzes wie auch im Umgang mit ihm. Schmerzlich sei der Mensch mit allem verbunden, das ›zerspringt, zerreißt, zergeht, zerstäubt.‹ Wie von einem zerbrechenden oder auch nur fallenden Glas sei der Mensch von der ›Gebärde des Verwundeten‹ schmerzhaft berührt.<sup>30</sup> Nicht begriffliche Sprache, sondern Ausdruck einer Gebärde die reziprok der Geste des Heiler entspricht, nicht aktive Handlung des Begreifens, sondern passives Erdulden des Begriffenen und des Ergriffen-Werdens verlange der Schmerz. Gegen ein naturwissenschaftliches Denken ruft von Weizsäcker die Kraft der Schmerz-Gebärde und der Geste des Heilers auf. In ihren Ausdrucksformen kann der spezifische Charakter des als ›Taterfahrung‹ lokalisierten Schmerzes zu einer Sprache kommen, die sich nicht in einer ›Geisterfahrung‹ und ihrer – in späterer Konsequenz neurophysiologischen – Beschreibung erschöpft.<sup>31</sup>

#### *IV. Was ist es, das schmerzt?*

Auf die Grenzen einer objektiven Beschreibung des Schmerzes in einer begrifflichen Sprache und auf die Rolle der Gebärde machte bereits Friedrich Nietzsche aufmerksam. Seine im vierten Teil der ›Dionysischen Weltanschauung‹ entwickelten Philosophie der Körpergebärde kann vor dem Hintergrund der Herausforderung des Menschen durch den Schmerz gelesen werden.<sup>52</sup> In der Spekulation über einen gesteigerten Menschen und eine neue Dichtung werden begleitende Vorstellungen des ›Gefühls‹ – Nietzsche nennt explizit den Schmerz – von einer exklusiven Bindung an die physis gelöst, der Körper vielmehr, im Bündnis mit Vorstellung und Einbildung, der Sphäre der Künste unterstellt. Die Frage nach dem Schmerz ist als Frage nach seinem Ausdruck gestellt und damit – wie bei Nietzsche – auf die Gestik, auf den Raum und die Prozessualisierung des Körpers bezogen. Sowohl Subjekt als auch Objekt der Frage können als ein Problem der Sprache des Menschen gedacht werden. Auf die Frage nach dem Schmerz des Menschen kann aus dieser Perspektive wie folgt geantwortet werden: Der Schmerz ist die in Gesten symbolischer Arbeit ausgedrückte Erfahrung einer nicht aufzuhebenden Grenze, einer Spannung zwischen Natur und Kultur des Menschen. In dieser Spannung kann der Schmerzempfindung als einer an die symbolische Ordnung gebundene, diese zugleich potentiell bedrohende und bildende Energie jenseits der Physiologie kein präziser Ort zugewiesen werden, der anderes wäre als eine fingierte Unmittelbarkeit.<sup>55</sup> Sowohl physiologische Konzepte, die den Schmerz im Aufbau des Körpers etwa in der Großhirnrinde lokalisieren, als auch metaphysische Entwürfe, die ihn in der Seele des Menschen verorten, taugen nicht, die symbolische Dimension der Schmerzerfahrung zu erfassen. Das, was im Menschen schmerzt, ist am ehesten im Übergang in eine Sphäre philosophischer Kultur zu fassen, in der auch der Körper des Menschen in dessen symbolischen Vermögen verwandelt wird. Jenseits derer hat der Schmerz keinen Ort. In Konkurrenz zu neurophysiologischen und metaphysischen Bestimmungen findet der Schmerz seine Platzierung in einer Tätigkeit und in einer Prozessualisierung, die auf den gestischen Körper des Menschen und auf Raum eines in diesem zu gestaltenden, auch nicht menschlichen Körpers bezogen bleibt. Das was im Menschen schmerzt erweist sich zu großen Teilen als ein Problem seines Ausdrucks, der Schmerz selbst eben nicht als eine symbolische Form, sondern als eine in diese eingestellte Energie des Menschen. Diese kann – wird der Bezug zur symbolischen Ordnung gestört oder gelingt es nicht, sie gegen die Schmerzerfahrung wieder zu etablieren – sowohl in die den Menschen umfangende Dumpfheit des sinnlichen Bewusstseins führen, wie – im umgekehrten Fall – in die Sphäre einer philosophischen Kultur, in der

nicht nur dem Schmerz eine klare Platzierung zugewiesen wird. In ihr wird jeder unvermittelte Blick auf die der Schmerzdimension des Menschen verbundene mythische Figur des ›Baums der Erkenntnis‹ – den Cassirer mit Berkeley hinter der ummantelnden Symbolform der Sprache einsetzt – ebenso vermieden wie der Blick in die ungeordneten ›Räume des Himmels.<sup>34</sup> Die zur Bestimmung der Schmerzerfahrung herangezogenen Momente von Prozessualität der Handlung, Räumlichkeit der Erfahrung und Gebärde des Körpers verweisen diese weniger auf die Physiologie, sondern im Durchgang eine für ihre Bestimmung bedeutende Sprachphilosophie auf eine hier angesprochene ästhetische Anthropologie des Gartens. In ihrer etwa bei Gide, Valéry oder Winkler zu studierenden, über den Verweis auf den Paradiesmythos hinaus reichenden Gestaltung sind die bestimmenden Elemente einer Sprache der Schmerzerfahrung, die sich des Gartens nicht nur als Motiv bedient, versammelt. Indem der sich im Schmerz abwendende Mensch den Garten denkt, sich in ihm und als sein Teil denkt, entzieht er sich dem so in seiner symbolischen Dimension bestimmten und lokalisierten Schmerz: verwandelt er die zerstörende in eine bildende Energie. Eine fortwährende Abwesenheit des Unmittelbaren scheint dem sich im und gegen den Schmerz erfindenden Menschen die einzige Möglichkeit, sich dessen anmaßender Gewalt zum Trotz in einer Anwesenheit des Geistigen zu behaupten. Wenn auch nicht schmerzfrei, so doch – im Leben und zumindest ahnend, was es ist, das in ihm schmerzt.

- 1 Zur Geschichte der Sinne vgl. die Einträge zu Auge, Ohr (Wulf), Nase, Mund (Mattenklott) und Hand (Gebauer) in Christoph Wulf (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim und Basel 1997, 446–488.
- 2 Zum Begriff der psychischen Energien bei Cassirer vgl.: Ders.: Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaft, in: Philosophie der symbolischen Formen – Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs, Darmstadt 1994, 200.
- 3 Vgl. hierzu Erwin Panofsky: Die Perspektive als symbolische Form, in: Ders.: Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft, hrsg. von H. Oberer und E. Verheyen, Berlin 1998, 99–168. Zur Diskussion der Kategorien Raum und Ort vgl. Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Frankfurt am Main 1994.
- 4 Ich folge hier wie später: Robert F. Schmidt: Nociception und Schmerz, in: Robert F. Schmidt und Gerhard Thews (Hrsg.): Physiologie des Menschen, Berlin, Heidelberg, New York u. a. 1987.
- 5 Die These, dass eine Schmerzempfindung wie alle anderen bewussten Sinnesindrücke nicht ohne die Mitwirkung der Großhirnrinde möglich ist, wurde insbesondere durch Beobachtung von Hirnverletzten des zweiten Weltkriegs ausgearbeitet. Insbesondere mit Blick auf sensorisch-diskriminative und kognitive Komponenten der Schmerzempfindung war zuvor, in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, die Ansicht vorherrschend, dass der Cortex für das Entstehen bewusster Schmerzempfindungen nicht unbedingt notwendig sei. Vgl. Anm. 4.
- 6 Zur Geschichte der Medizin vgl. den Eintrag: Krankheit und Gesundheit von Dieter Lenzen in: Wulf (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie,

- Weinheim und Basel 1997, 885–890. Siehe auch: Barbara Maria Stafford: *Body Criticism. Imaging the Unseen in Enlightenment Art and Medicine*, Cambridge and London (MIT Press) 1995.
- 7 Zum Marsyas-Mythos in der Kunst und zur Schmerzerfahrung allgemein vgl. Claudia Benthien: *Haut*. Reinbek bei Hamburg 1999, 8ff. Zur Geschichte der Darstellung Christi als Schmerzensmann vgl. Johann Eckart von Borries: *Albrecht Dürer. Christus als Schmerzensmann*. Karlsruhe (Bildhefte der Staatlichen Kunsthalle Nr. 9) 1972. Wiltrud Mersmann: *Der Schmerzensmann*. Düsseldorf (Lukas-Bücherei zur christlichen Ikonographie Band IV) 1952. Erwin Panofsky: *Imago Pietatis*, ein Beitrag zur Typengeschichte des Schmerzensmannes und der Maria Mediatrix, Festschrift für Max Friedländer, Leipzig 1927.
  - 8 Ich denke etwa Beuys ›Zeuge deine Wunde‹ oder Aktionen von Hermann Nitsch.
  - 9 Eine andere Ausrichtung gibt T.W. Adorno seinen Bemerkungen zu einer ›Sprache des Leidens‹. Vgl.: T. W. Adorno: *Ästhetische Theorie*, hrsg. v. Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1970, 35.
  - 10 Novalis: Hymnen an die Nacht, etwa der Vers: ›Hinüber wall ich, // Und jede Pein // Wird einst ein Stachel // der Wollust sein.‹ in: *Novalis Werke*, hrsg. von Gerhard Schulz, München 1987, 45.
  - 11 Als Beispiel für diese Tendenz kann auf Rimbaud verweisen werden, der das Muster für die Inszenierung eines aus dem Schmerz schaffenden jungen Autors in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts bildet.
  - 12 Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen*, Bd. 3, Darmstadt 1994, 305 ff.
  - 13 Cassirer: *Philosophie der symbolischen Formen*, Bd. 3, Darmstadt 1994, 324–325.
  - 14 ›Ein leidendes Tier sowohl als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen, und wäre es gleich verlassen, auf einer wüsten Insel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hilfreichen Nebengeschöpfes.‹ Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, Stuttgart 1995, 5.
  - 15 Folgende Texte der genannten Autoren sind insbesondere zu lesen: An Rilkes Kommentare zu Rodins ›Denker‹ wäre hier ebenso zu denken wie an Blanchots Rilke-Interpretationen in ›L'espace littéraire‹. An Huysmans ›A rebours‹ und seine Kommentare zu Grünewalds Issenheimer-Altar in ›Trois Primitifs‹. (Hierzu der Aufsatz von Francois-René Martin: *L'invention d'une oeuvre*, in: *Silvie-Lecoq-Ramond* (Ed.): *Regard centemporains sur Grünewald*, Katalog Musée d'Unterlinden Colmar 1995.) An Gides ›L'Immoralist‹ ist ebenso zu denken wie an Valéry's Entwurf des ›Monsieur Teste‹ oder an Ernst Jüngers Reflexion ›Über den Schmerz‹. Den Beginn einer anderen Linie, den Schmerz zu denken, markiert Antonin Artaud mit seinen Texten zu van Gogh oder dem ›Theater der Grausamkeit‹, die in der Tradition der Ekstatiker und Mystiker zu lesen sind. Diese kommen etwa in Martin Bubers ›Ekstatischen Konfessionen‹ zu Wort und bilden auch einen Traditionshintergrund des niederen Materialismus und des abseitigen Surrealismus bilden. Zu prüfen wäre auch die Rolle der Schmerzerfahrung im existentialistischen Denken. Radikal wie kaum ein anderer hat schließlich Ludwig Wittgenstein den Schmerz in seinem Bezug zur Sprache in den ›Philosophischen Betrachtungen‹ und im ›Blauen Buch‹ gedacht.
  - 16 Viktor von Weizsäcker: *Die Schmerzen*, 315–335, in: *Die Kreatur*. Jahrgang 1, Heft III, hrsg. von Martin Buber, Joseph Wittig und Viktor von Weizsäcker. Berlin 1926; 319–320. Vgl. auch: Ders.: *Körpergeschehen und Neurose*. Analytische Studie über somatische Symptombildung, Stuttgart 1947.
  - 17 August L. Mayer: *Grünewald. Der Romantiker des Schmerzes*, München 1917.

- 18 Starobinski: Herr Teste und der Schmerz; in: Ders.: Kleine Geschichte des Körpergefühls, Frankfurt am Main 1991. Dort wird auch darauf hingewiesen, dass Teste als Typus einer »extremsten Form von Sachlichkeit« (87) in der Nachfolge Huysmans »A rebour« gelten kann.
- 19 Ich kann hier nicht darauf eingehen, in welcher Weise Valéry sowohl die Ordnungsformen des Vegetativen, die Gestaltungsprozesse der Natur in ihrem Bezug zur künstlerischen Tätigkeit als auch ein Konzept der mindestens drei Körper entwickelt – alle sind der hier nur angedeuteten Raumerfahrung des »botanischen Trümmerfeldes« eng verbunden und bleiben auszuarbeiten.
- 20 Paul Valéry: Brief von Madame Émilie Teste, in : Ders.: Werke, Band 1, hrsg. v. Karl Alfred Bühler und Jürgen Schmidt-Radefeldt, Frankfurt am Main 1992, 540 ff.
- 21 Anton Mayer: Der Gefühlsausdruck des Menschen in der bildenden Kunst, Berlin (Cassirer) 1915.
- 22 Viktor von Weizsäcker: Die Schmerzen, 515 – 535, in: Die Kreatur. Jahrgang 1, Heft III, hrsg. von Martin Buber, Joseph Wittig und Viktor von Weizsäcker. Berlin 1926, 515.
- 25 a. a. O., 517.
- 24 a. a. O., 518.
- 25 a. a. O., 521.
- 26 a. a. O., 520.
- 27 a. a. O., 519.
- 28 a. a. O., 535.
- 29 a. a. O., 535.
- 50 a. a. O., 519.
- 51 a. a. O., 517.
- 52 Nietzsche: Die Dionysische Weltanschauung; in: Kritische Studienausgabe, hrsg. v. Giorgio Colli und Mazziono Montinari, Bd. 1. München 1988, 572 – 577. Vgl. hierzu vom Verf.: »Die Linie war da und trennte«. Eugen Winklers Beitrag zu einer ästhetischen Anthropologie der Geste, in: Egidi / Schneider u. a. (Hrsg.): Gestik. Figuren des Körpers ins Text und Bild, Tübingen 2000, 285 – 298.
- 53 Cassirer: Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaft, 200.
- 54 a. a. O., 199.

# Kalender der Schmerzen

Uwe Neuhold



*Januar*

*Das Vergessen*

Halb erfroren, ein Schatten inmitten von Schatten, findet man *Daidalos* in den Gedärmen der abgasverseuchten Stadt Paris. Männer in Uniformen greifen ihn auf und einer von ihnen, ein ehemaliger Söldner des Kaisers Claudius, herrscht ihn an, sich zu erklären. Der Greis jedoch sackt unter ihren Händen zusammen, verbirgt sein Gesicht in Pein und jammert leise unter dem Hupen der im Schneematsch vorbeirauschenden Autos: Ihr Götter, wie habe ich euch verehrt! Euch zum Gefallen wirkte ich Großes, schuf ewige Werke, ja ich war es, welcher der schönen Pasiphäë – des Helios' Tochter – zum hölzernen Gewande einer Kuh verhalf, um Poseidons Meeresstier zu empfangen, den Minotauros zu gebären. Nun aber ist es mir gleichviel wie nichts... Mit diesen Worten klaubt er zwischen Gerümpel eine wächserne Feder hervor, schmutzig vom Staub der Zeit. Jene habe er dem Ikaros gefertigt, seinem Sohn. ›Die Geschicke aber‹, klagt der Alte, ›ließen ihn abstürzen und so stürzte auch mein Rang, mein Name. Vergessen bin ich von der Welt, von den Menschen. Und vergessen habe ich mein Leben. Der finstere Schlund des Vergessens ist es, welcher uns Sterblichen den größten Schmerz bereitet. Wir wollen Unsterbliches schaffen, unseren lichthungrigen Söhnen ewige Begleiter sein.‹







Als *Kain* in Ostdeutschland verhaftet und vor Gericht gestellt wird, versucht er sich zu verteidigen. ›Der Vater‹, erzählt er tonlos, ›hat meinen Bruder immer mehr geliebt als mich. Was ich auch tat, wie sehr ich mich anstrengte, stets hat er ihn mir vorgezogen. Da musste ich Abel erschlagen.‹ Ob er denn kein anderes Ventil für seinen Zorn, seine Enttäuschung habe finden können, fragt ihn der Jugendrichter. Er habe gelesen, sagt Kain, und er liebe das Buch ›Jenseits von Eden‹ von Steinbeck, wo Cal gegen seinen Bruder Aaron um die Gunst der Menschen kämpft. Da habe er gespürt, wie sich etwas anbahnt in ihm. ›Und dann bist du zum Skinhead geworden?‹ setzt der Staatsanwalt nach. Kain fährt sich über seinen geschorenen Kopf, kahl wie das Ackerland, aus dessen Erde das Blut Abels schrie. Es schrie so laut, dass es nicht auszuhalten war. Die anderen haben ihn festgehalten. Und als er, Kain, zuschlug – immer wieder – da hatte er nur dieses Brennen gefühlt, den schlimmsten Schmerz der Zurückweisung. Weil er wusste, dass er nie so leben würde dürfen wie sein Bruder Abel, ein Westdeutscher von Geburt. Der Schmerz brennt noch immer, unter der Schädeldecke sitzt er. Er muss sich kratzen und fährt über sein ins kurze Haar rasierte Kainsmal, das verbotene Kreuz.

Unter den reich verzierten Decken aus Damast liegt die zerbrechliche Gestalt der greisen *Maria*. Schwer atmend erwartet sie ihren Tod, findet kaum noch die Kraft, ihre Hand zu heben und die rings um sie erscheinenden Engel zu begrüßen. Von draußen sind die Geräusche Jerusalems zu hören, Gewehrsalven mischen sich in Menschenschreie, von weiter weg dröhnt Bombenhall wie fernes Donnern. ›Der

Schmerz«, stöhnt die Sterbende, und einer der Engel beugt sich über sie. ›Was ist es, das dich peinigt?‹ fragt er und legt seine Hand auf die poröse Haut ihrer Stirn. Da flüstert sie so leise, dass vielleicht nur sie selbst es hört: ›Auserwählt wurde ich, gegen meinen Willen. Empfangen habe ich, ohne mein Einverständnis. Das Kind zog ich auf, lehrte es gehen und sprechen. Ich liebte meinen Sohn und lehrte ihn die Liebe. Habe gelitten mit ihm, gebetet für ihn, mich zu Tode gefürchtet an seiner statt. Mein ganzes Leben habe ich ihm gegeben, habe mich aufgeopfert bis zum Tag der Kreuzigung. Da wurde er mir weg genommen. Und ich musste ihn hergeben. Musste, nachdem ich tausende Opfer erbracht, auch ihn noch opfern. Wahrlich, mein Herz ist kalt und bitter geworden, und es verging kein Tag, an dem ich ohne Schmerzen war. Nun hinterlasse ich eine Welt, die es nicht verdiente.‹



April

Die Todesfurcht

›Was ist es, das euch schmerzt?‹ fragt *Parzival* den in reglosem Koma liegenden König. Da endlich, nach so viel fruchtlosen Versuchen des Zuredens, schlägt dieser die Augen auf, blickt müde und verwirrt um sich. Das grelle Licht der Intensivstation lässt ihn blinzeln, draußen patrouilliert die ihn vor der Londoner Presse und möglichen Attentätern abschirmende Leibgarde. ›Mein Junge‹, flüstert der König schwach, ›wir sind so sehr im Leben verhaftet, jeden einzelnen Tag, und dennoch ...‹ – er schnauft, während ihm zusehends die Lebenskraft schwindet. ›Dennoch bleibt ständig der Tod um uns. Von Geburt an. Ein Leben lang.‹ Zitternd fasst er Parzivals Hand und zieht ihn näher. ›Mein ganzer Reichtum, all mein Wissen und meine Macht – nichts konnte mir die lebenslange Todesfurcht nehmen. Sie hat mich gelähmt, starr und frierend gemacht. Das Schlimmste aber ist, dass ich im ständigen Kampf mit meiner Angst vergaß, mich auf ihn vorzubereiten.‹



reiten. Mein Gleichgewicht zu finden. Dass der Tod um uns ist, jederzeit, das schmerzt uns bis ins Innerste der Seele. Die letzten Worte aushauchend sinkt der König zurück aufs Sterbebett. Parzival hört das Pfeifen der eingebneten Herzlinie von den Monitoren. Sieht wie des Königs Augen brechen. Er hat ihn erlöst.

*Mai*

*Die Unzulänglichkeit*



Mitten im Reden bemerkt *Ödipus*, dass sein Vortrag zum Bekenntnis gerät. Doch er kann nicht aufhören, will und muss weiter sprechen. Mag draußen in der Megalopole Tokyo das Leben in irrwitziger Geschwindigkeit vorbei sausen. Mögen herinnen, im kreisrunden Forum der Universität, die Studenten wie das Publikum eines Amphitheatere auf das Ende warten. *Ödipus* aber wird weiter beichten. Er, der er den Lehrstuhl für Biotechnologie innehat, der er weltweit einer der gefragtesten Experten der künstlichen Zeugung ist. Er wird berichten, wie er seinen Vater tötete und mit der Mutter zu Bette lag. Nicht nur einmal sondern immer wieder. Und immer perfekter. Seit er den väter-

lichen Zeugungspart ersetzte, bekennt er, fand er Lust daran, beinahe der Schöpfer zu sein, der lebensspendende Quell in der Retorte geborener Erdenbürger. Bald aber erfasste ihn erneut die Hybris, ließ ihn feststellen dass er wohl auch keine Mutter mehr brauche. Er wurde dem Schöpfer ähnlicher, indem er den Ungeborenen Zellen entnahm und verdoppelte. Verdreifachte. Veränderte. Verbesserte. Doch heute muss er eingestehen: noch immer kenne er das Geheimnis des Lebens nicht. So sehr er auch suchte, er fand immer wieder nur seine Grenzen. Seine tagtäglich schmerzende Blindheit.

*Juni*

*Die Einsamkeit*



Runde um Runde zieht *Robinson*. Die künstliche Sonne der riesigen Biosphäre geht unter, geht wieder auf. Noch immer wandert er den leblosen Strand entlang. Führt Selbstgespräche, folgt ziellosen Gedanken. Womit hat es angefangen? fragt er sich. Als wir die Vögel ausrotteten? Die Fische? Der ewig rauschende, leere Ozean antwortet ihm nicht. Wie die Wellen anrollen, am Ufer zerspellen, so kehrt die Erkenntnis zurück, der Letzte zu sein. Mutlos irrt er umher, durchquert den synthetischen Regenwald, die geometrische Savanne. Still ist es. So still. Hätte er jemanden zum Reden hier, würde er seinen Schmerz ihm klagen. ›Das Schlimmste am Alleinsein‹, ruft er in die verlassene Weite, ›ist, dass man sich nicht aussuchen kann, wen man meidet.‹ Leise kehrt sein entferntes Echo zurück. Fast scheint es ihn trösten zu wollen. Homo Solitudinis, der neue Mensch, der einsame Mensch. Etwa ein Jahr ist es her, dass die letzten Säugetiere starben. Und die Pflanzen in der giftigen Erde verdorrten. Früher dachte er, das Chaos und die Fülle der Entscheidungen mache ihm Angst. Nun aber weiß er – und fühlt es Tag für Tag – der schlimme Schmerz in seiner Brust, der ihn ständig begleitete, war die wachsende Einsamkeit.

*Sisyphos*, Erbauer und König von Korinth, Vorbild an List und Schlaueheit, hat gefrevelt gegen Thanatos, den Tod, indem er ihn fesselte, dass niemand mehr zu sterben brauchte. Dafür nun büßt er noch immer, leidet jede Sekunde unter der schrecklichsten Strafe die er erdulden muss. Findet sich alle paar Tage in einem anderen Elendsviertel der Welt, wo er die Hungernden ernähren und die Sterbenden trösten soll. Mannigfaltig sind die Stationen seiner Reise: Mumbai, Kalkutta, Äthiopien, Eritrea, Somalia, der Jemen ... – er hat aufgehört zu zählen. Es brächte auch nichts, denn für jedes Leid, das er lindern konnte, wachsen zehn andere nach. Auf jeden Funken Hoffnung folgt ein Buschbrand der Rückschläge. Das Elend der Welt nimmt kein Ende, denkt er in einem fort. Egal wie gut es ihm auch gehen mag, stets ist der Zweifel in ihm, und die Gewissheit dass sein Glück und das der Menschen nicht von Dauer ist. Kaum leistet er es sich, mit seiner Leistung zufrieden zu sein, umringen ihn schon die Dämonen, ziehen ihn



an einen neuen Hort der mitverschuldeten Armut und der Ungerechtigkeit. Er bemüht sich so sehr, ein besserer Mensch zu werden und die Welt ein klein wenig zu verschönern, doch schon die nächste Dummheit, das nächste Versagen macht alles wieder zunichte.

Der Retter findet sich unverhofft in Ketten geschmiedet, hängt in der sengenden kaukasischen Sonne an den vom Salzwasser beleckten Felsen. Und während die Geier auf ihn nieder stürzen, findet *Prometheus* Zeit, sich der Sinnlosigkeit seiner Unterfangen klar zu werden. Hat er nicht das Feuer aus dem Olymp gestohlen, um die Menschheit weiter zu



bringen? War nicht er es, der die Länder des Kaukasus nach jahrhundertelanger Knechtschaft in die Freiheit, Unabhängigkeit führen wollte? Doch die Menschen werden nicht klüger, machen immer wieder die gleichen Fehler. Kaum der Knechtschaft entronnen, liefern sie sich schon neuen Göttern aus, lassen sich von Macht und Wohlstand korrumpieren, sich von der Politik anderer Olympier zuerst bestrafen, dann subventionieren. Da sind schon die Geier und beginnen seinen Leib aufzureißen, die warme Leber zu fressen. Er windet sich, doch mehr noch schmerzt ihn das Gefühl des Versagens. Morgen schon werden seine Gedärme wieder heil sein, werden die Götter ihr Spiel mit ihm, dem Abhängigen, aufs Neue beginnen. Eine Stimme ertönt von dort unten, zwischen den Felsen: Cheiron ist es, der Kentaur. Wie schon so oft bietet er dem Leidenden an, sich für ihn zu opfern, doch Prometheus lehnt ab und schreit: ›Es hat keinen Sinn!‹

*September*

*Die Hilflosigkeit*

Eben noch telefonierte *Hiob* mit seiner Familie, seinen Kindern, die dort oben in einem der Zwillingsstürme die Aussicht genießen wollten. Da plötzlich aber ein Blitz aus heiterem Himmel und ein stürzen die Monolithen, zuerst der eine, dann der andere. Die riesige, glänzende Stadt New York ist eingehüllt von Asche, Menschen rennen, schreien, flüchten. Und zwischen ihnen Hiob, der vom Schicksal Geprüfte, welcher schreit: ›Habt ihr meine Kinder gesehen?‹ Die Antwort ist stummes Entsetzen, unter all den Trümmern mögen sie bestattet liegen, er wird sie nie wieder sehen. Vom Donner der Erkenntnis gerührt sinkt er nieder, fleht kniend den Herrn an: ›Was habe ich getan, dass du mich so bestrafst.‹ Und Gott antwortet, spricht zu ihm aus den Gesichtern der Opfer, aus den spiegelnden Scherben, den brennenden Wägen: ›*Wer bist du, Hiob, dass du mich das fragst?*‹ Nicht mehr, nicht

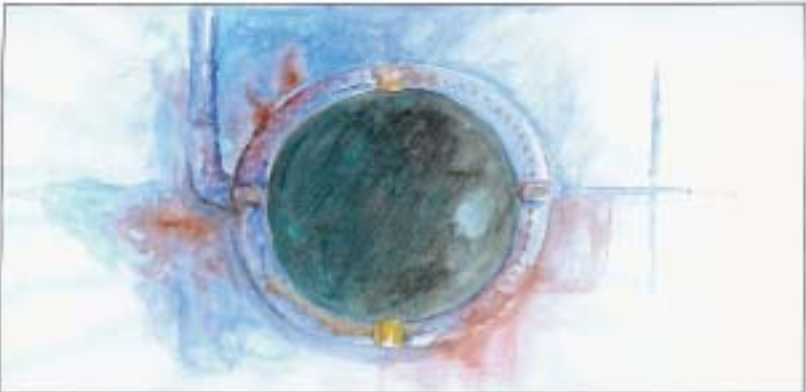


weniger. Kein Trost. Nur das. Und Hiob bricht zusammen, liegt schmerzgekrümmt weinend inmitten des Staubs. Aber mehr noch als die Trauer um seine Lieben schmerzt ihn seine unendliche Hilflosigkeit. Er ist ein Wurm im Angesicht der Welt. Doch schon mischt sich Wut in seine Verzweiflung, ein unbändiger Zorn, und er schreit: »Ich will Rache nehmen an dem, der mir das antat!«

*Oktober*

*Die Ungewissheit*

»Jetzt gibt es kein Zurück mehr«, notiert Kapitän *Columbus* in sein Logbuch, nachdem die Raumfähre den Orbit verlassen hat. »Entweder wir finden einen geeigneten Planeten, oder ...« – er hält inne. Zum ersten Mal auf seiner Mission plagen ihn Selbstzweifel. Er fühlt sie als körperlichen Schmerz, tief in seinem Innersten. Was, wenn das Projekt fehl schlägt? Was, wenn sein Weg ihn nirgendwohin führt? Wenn er im Nichts landet? Freilich, den Berechnungen zufolge sollte alles planmäßig verlaufen, die Chancen stehen gut. Aber was ist mit dem Rest-





risiko? Was, wenn seine Kalkulationen ihn betrogen haben? Wenn die Welt sich doch nicht so willenlos berechnen lässt, wie er das gerne hätte? Die anderen Crew-Mitglieder beobachten ihn verstohlen. Spüren sie, wie er mit sich hadert? Merken sie, dass er schwankt? Viel Geld hat man ihm anvertraut, um die Neue Welt zu finden. Was, wenn er scheitert? Fast möchte er verärgert aufschreien bei dem Gedanken. Es kann doch nicht sein, dass ihm ein Fehler unterlief. Aber kann er es wissen? Kann er sich hundertprozentig sicher sein? Er schließt die Augen, konzentriert sich, verbannt den an ihm nagenden Schmerz. Er schließt das Buch und blickt durch das winzige Fenster nach draußen, wo schweigend das riesige All sich öffnet.

*November*

*Die Trennung*



›Nichts ist von Bestand!‹ bricht *Julia* tränenenerstickt hervor, und *Romeo* lässt den Kopf noch tiefer sinken, kauert wortlos in einer Ecke. ›Kann es denn sein, dass es so endet?‹ Schluchzend wirft sie die Tür hinter sich zu, lässt ihren Mann allein zurück. Während ihr Schmerz die rote Farbe der Verzweiflung trägt, ist seiner von totem Schwarz. Zu lange schon hatten sie sich nichts mehr zu sagen, retteten sie sich vom einen Tag zum anderen. ›Ich habe meine Entsprechung in ihr verloren,‹ denkt *Romeo* und starrt die Zimmerwand an, wo früher über dem Flachbildfernseher noch goldumrahmte Portraits der *Capulets* hingen. Er weiß – sie beide wissen – dass sie sich nicht erst jetzt, sondern vor langer Zeit schon trennten. Irgendwann war *Romeo* am frühen Morgen aufgewacht und hatte die seltsam klare Gewissheit im Kopf, dass ihre Liebe nie wieder so groß sein würde wie zu Beginn. In ebenjenem Moment hatte *Julia* die Augen geöffnet, ihn angesehen – und gewusst, was er dachte. Das Brennen in seinem Innersten, hinter den Augen irgendwo, war mit jedem Tag größer geworden – zuerst hatte er nicht



gewusst, was es bedeutete, bald aber wurde ihm klar, dass etwas von ihm verlangte, sein glückliches Leben zu beenden. Immer stärker war dieser Schmerz geworden. Bis heute. Bis jetzt.

*Dezember*

*Die Sehnsucht*



›Mein lieber Shelley, nimm mir die Knappheit dieses Briefes nicht übel, doch gebietet mir mein Zustand, mich kurz zu fassen. Dass ich mich hierher, nach Zypern begab, um am Unabhängigkeitskampf gegen die Okkupatoren teilzunehmen, erscheint dir sicherlich als Fehler, als Frevel womöglich. Zumal ich nun niedergestreckt liege – nicht von Granatfeuer oder Bomben, sondern vom tödlichen Hauch des Lungenmilzbrands. Doch ist mir ein solches Ende bei weitem lieber, als sinnlos in den Tag hinein zu leben. Wie beengte mich die Sicherheit meines Daseins, der festgefahrene Alltag. Immer stärker wuchs in mir ein seltsames Gefühl, das ich nicht kannte und das mich förmlich wegzuziehen schien aus vertrauter Umgebung. Nun endlich kann ich das Meer betrachten, ohne den Schmerz zu spüren, der mich daheim befahl, der mir sagte: ‚Geh!‘ Durch Wüsten lief ich, mein Freund, und höchste Berge überquerte ich. Aber wo werde ich sein, wenn des Engels Posaune erschallt? Ich sehnte mich nach einem Sinn in meinem Leben und werde hier doch nur die Ruhe des Todes finden. Ich möchte dich umarmen, dir Gutes wünschen und dich warnen vor diesem süßen Schmerz, diesem Ruf, dem ich folgte. Ich sehne mich danach, endlich fort zu sein.

In Liebe, dein *Byron*.‹

# Portbou

Martina Klötzl

*Für Walter Benjamin*

über den alten  
einsamen Schmugglerpfad  
war er gekommen  
seine Hoffnung ein Bündel  
auf schweren Schultern  
und der Tritt  
müde  
von den steinigen Wegen der Flucht

ein eiserner Korridor  
führt ins  
nichts  
als  
Wellen Felsen Klippen

die junge Frau  
in der glühenden Bucht  
meine holprigen Fragen  
*simbólico*, sagt sie, *no sé*

nur zum anlehnen  
an fremde Mauern einen Moment  
bin ich gekommen  
setz' ich den Steinen  
auf seinem Grab  
noch einen  
dazu

einen Zettel darunter  
mit Worten darauf  
von allem  
was in uns schmerzt

# Das Schweigen des Schmerzes

Behandlung traumatisierter Überlebender von organisierter Gewalt  
und Verbrechen gegen die Menschlichkeit

Maggie Schauer

## *I. Vorwort*

*Das Schweigen des Schmerzes* entstand aus Tagebuchaufzeichnungen einer Forschungsreise der Nichtregierungs-Organisation *vivo* (victim's voice). In den Jahren 2000–2001 unternahm klinische Psychologen und Flüchtlingsforscher von *vivo* und der Universität Konstanz in Nord-Uganda eine großangelegte epidemiologische Untersuchung (Demography of Forced Migration) und boten Überlebenden schwerster Menschenrechtsverletzungen aus dem Sudan psychotherapeutische Behandlung an. Ein Jahr später fuhr das Psychologenteam wieder nach Uganda, zur Nachuntersuchung der Flüchtlinge. Der nachfolgende kursive Text ist dem, während der Therapie erarbeiteten Augenzeugenbericht der sudanesischen Überlebenden Agnes<sup>1</sup> entnommen.

Die Schmerzen beim Sprechen über und beim Hören von traumatischen Lebensereignissen, die Konfrontation mit der Todesangst, die Furcht nicht verstanden zu werden in der eigenen Scham, Schuld und der personalen Entwürdigung angesichts des Unausprechlichen, führt sowohl beim Opfer als auch den Helfern nicht selten dazu, die Aufarbeitung der grauenvollen Ereignisse vermeiden zu wollen. Herkömmliche psychosoziale Programme versuchen oft, von der Vergangenheit abzulenken, gegenwärtige Ressourcen zu stärken und die Gedanken auf die Zukunft zu lenken. Demgegenüber aber besteht bei den Überlebenden selbst, trotz aller Angst, ein starker Wunsch nach Mitteilung des Erlebten und nach Anerkennung der Menschenrechtsverletzung.

Traumatisierte Menschen leiden unter der Erinnerung an lebensbedrohliche Ereignisse, die in der Vergangenheit stattgefunden haben; unter erworbenen »Furchtnetzwerken«, welche unvorhersagbar zünden können. Sie leiden unter einer Störung des episodischen Gedächtnisses: Fragmente des Horrors überfallen den Überlebenden später, sodass Körper und Geist wieder und wieder in einen psycho-physiologischen Alarmzustand (Todesangst) versetzt werden und das Opfer glaubt, die Bedrohung sei immer noch gegenwärtig. Neue Forschungsergebnisse zeigen: Wenn das Durcharbeiten, das Sprechen über den erlebten Horror gelingt, wenn der Überlebende die Möglichkeit hat, die angsterregenden Bruchstücke und sensorischen Erinnerungsfetzen in

die Lebensgeschichte zurückzubinden, kann der Schmerz endlich Schweigen.

Die nachfolgenden Worte des Friedensnobelpreisträgers Elie Wiesel (Überlebender des Konzentrationslagers Auschwitz, 1944–45), die er an die Überlebenden und deren Helfer richtet, beschwören die Notwendigkeit des Sprechens über traumatischen Erinnerungen und des Hörens der Stimme der Opfer – trotz der Schmerzen:

Look, you must speak.

As poorly as we can express our feelings, our memories, but we must try. We have to tell the story as best as we can.

In truth, I have learned something: Silence never helps the victim. It only helps the victimizer ...

If I remain silent, I poison my soul. The enemy wanted to be the one who speaks, and I felt, I still feel ... that the victim should be the one who speaks and is heard ...

Therefore, all my adult life, I always tried to listen to the victim ...

Of course it hurts. Sensitivity is painful.

Think of those that you have to be sensitive to. Their pain is greater than yours.

## II. Das Schweigen des Schmerzes

*(in Yei-Stadt) ... Wir hatten Erdlöcher gegraben und mit Ästen und Schlamm bedeckt, so dass sie von der Luft aus nicht zu sehen waren. Wir krochen hinein und drückten uns auf den Boden. Wir schiefen sogar in der Hocke. Es gab keinen Platz aufrecht zu stehen, sich auszustrecken oder sich hinzulegen. Wir lebten wie Tiere immer unter der Erde. Wir hörten die Luftangriffe und Bomben, die explodierten. Zur gleichen Zeit wurden wir vom Boden aus beschossen. Wann immer eine Bombe ihr Ziel traf, wurden die Menschen in ihrem Erdloch wie in einem Grab verschüttet.*

*Unsere Nachbarn wurden entsetzlich getroffen in ihrer Höhle. Es schauten nur noch einzelne Leichenteile heraus. Wir konnten niemanden beerdigen, noch nicht einmal die Toten identifizieren. Welches Grauen! Wir versteckten uns Tag und Nacht in diesen Löchern über zwei Monate hinweg. Es war so dunkel und stickig. Wir konnten nicht atmen. Ich spüre noch in meinem Körper die Angst dort unter der Erde ...*

*Das Leid war unbeschreiblich groß. Zu jener Zeit hatte ich vier kleine Kinder, die mit mir unter der Erde lebten.*

Agnes ist barfüßig. Ihr Kleid in Fetzen, schwankt der magere Körper bedenklich auf dem Stuhl vor mir. Als erstes haben die eintreffenden Patienten Tee mit Zucker in unserer Bambushütte bekommen. Viel Zucker. Agnes hält sich mit der einen Hand am Tee, mit der anderen Hand an ihrem kleinen Jungen fest.

›Es kamen Priester aus Amerika ins Flüchtlingslager, die sagten, dein Denken muss sich nach vorne richten – Gott blickt nicht zurück. Dann kamen Ärzte von Hilfsorganisationen, die sagten, dein Denken muss sich auf die Gegenwart, auf deine Lebensprobleme richten.

Aber niemand will unsere Geschichte hören‹, sagt Agnes.

Ihre Augen blitzen im Halbdunkel der Erzählung – tränennass. Wir wagen uns gemeinsam noch einmal an die traumatischen Erlebnisse: ›Schmerzen, beim Aufschneiden der vereiterten Seele‹, so nennen es die Überlebenden. Agnes wagt, den Horror noch einmal zu durchleben. Sie atmet schwer. Zittert vor Angst. Ich kämpfe, um bei ihr zu bleiben in der unerträglichen Hitze. Kleine Rinnsale von Schweiß, die von den Beinen unbeachtet auf den Lehm Boden tropfen. Das Strohdach lebt. Es raschelt über uns. Kleine graue Schlangen schlüpfen in der Ecke unter die Holzkohle, mit der die medizinischen Instrumente abends auf einem Feuer sterilisiert werden. Agnes darf jetzt nicht abgleiten. Wir suchen gemeinsam nach ihrer Biographie. Wenn Schmerz und Angst einen Namen haben, verlieren sie an Schrecken.

Jedes Gefühl wird zum Laut. Alle Gedanken zu Worten, bis der Sinn aneinandergereiht, einsortiert in Zeit und Raum endlich Gestalt annimmt, sie ihre Lebensgeschichte qualvoll langsam zurück bekommt. Manchmal stöhnt Agnes, das Entsetzen ergreift sie und will sie wieder hinabziehen in das Dunkel des Vergessens – der Vermeidung. Der Film des Lebens reißt, in dem Moment, wenn die Todesangst ihren Höhepunkt erreicht. Die Seele bricht.

*(auf der Flucht) ... ich hatte mein kleines Baby. Ich konnte nur kurze Strecken laufen. Dann versteckte ich mich wieder. Dann hetzte und rannte ich wieder. Die anderen liefen viel schneller. Ich war so schwach zu der Zeit, nach den vielen Wochen unter der Erde. Überall waren Rebellen ... Dann fingen die Rebellen mich mit dem Baby. Sie hatten Waffen und ich musste mich nackt ausziehen. Sie nahmen mir alles. Neben mir wurden Kinder, kleine Mädchen vergewaltigt. Mein Bewusstsein war wie zerrissen vor Angst ...*

Agnes sucht meine Hand, bevor sie weiterspricht. Sie prüft die Beständigkeit meines Blickes, prüft, ob ich ertragen kann, was sie erzählt. Erst als sie sicher ist, spricht sie leise weiter:

*Sie wollen uns auslöschen, unser Volk, unsere Frauen, unsere Männer. Das Kind, das ich trug zu jener Zeit, beschützte mich vor Vergewaltigung. Die Rebellen waren so grausam, sie vergewaltigten mitten in all dem Schießen, Zerstückeln und Sterben. Ich sah vier Männer, die*

*alle nacheinander auf brutale Weise ein Mädchen vergewaltigten ... ich sah viele davon ... Ich versuchte mein Kind, das an meinen Körper gebunden war, so gut es ging zu beschützen. Es war doch noch so klein. Ich gab ihm noch die Brust.*

Tränen fließen jetzt über Agnes' Gesicht. Die Angst hat ihren Würgegriff gelockert. Bisher war der psychische Schmerz in Agnes' Leben immer gegenwärtig. Das brutale Los der Traumatisierten, zurückgeschleudert zu werden, so als ob es hier und jetzt immer wieder passieren würde. Trauer schließlich zeigt an, dass die Seele verstanden hat, zeigt an, dass Vergangenes beweint und nicht mehr Gegenwärtiges gefürchtet wird.

›Wir werden verhungern hier im Flüchtlingslager!‹ fügt Agnes plötzlich hinzu und streichelt den ausgezehrten Leib des Kindes auf ihrem Schoß, den von Würmern aufgetriebenen Bauch. Das Kind streckt das Ärmchen nach dem Tee aus. Als Agnes meine Hand nimmt und sie wie zum Segen auf den von Aussatz befallenen Kopf ihres Sohnes legt, schäme ich mich meines Zögerns. Ein unmerklicher Widerstand nur, ein kleines Zurückschrecken, hätte alles zerstört zwischen uns.

*(Ein Jahr später)* Der Wagen schlägt wieder auf. Unser Team ist müde und angespannt. Staub im Mund, in den Augen. K. lenkt schwitzend in weiten, kreisförmigen Bewegungen das schaukelnde Gefährt über die jahrzehntelang nicht mehr befahrene Sandpiste. Der Korridor nach Gulu. Man hatte uns gewarnt am Schlagbaum. Es sei zu spät heute noch durchzukommen, der bewachte Konvoi sei längst abgefahren. Rebellenbewegungen im Busch. Wir sind auf dem Weg zu unseren ehemaligen Patienten. Die Nachfolgeuntersuchung.

J. hat keine Angst beim Fahren. Der Schmerz hat diese vor langer Zeit gelöscht. Er ist selbst ein Geflohener, lebt schon lange hier. Er kennt die Wildnis, kennt die Täter. Als Kind vom Vater misshandelt, von der betäubten Mutter ignoriert, fand er erst in Afrika Vergessen und Leben. Das weite, einsame Land, das niemanden fragt, hatte den Hass zu lindern vermocht. In warmen schwarzen Augen hat K. Heimat gefunden. Als er von Zuhause fort ging, war es für immer. Jetzt begrüßte er mit offenem Herzen die Gefahren. Er wusste noch nicht, ob er lebte – aber sterben sollte er nicht von der Hand des Vaters.

Unsere Blicke wandern in die unberührte Landschaft. Unsere Rücken sind versteift – überwacht. Jeder sucht seine Erregung den Anderen zuliebe zu verbergen.

L. betet auf der Rückbank, sie will ›good spirits‹ auf die blutgetränkte Erde ringsumher rufen. Zu lange hat sie in Kampala im Hauptstadt-Büro Berichte gelesen über das Grauen. Gesichtslöse Akten hatten die Angst in sie kriechen lassen. Nie hatte sie einen

Überlebenden getroffen. Die Augen, die sie nachts mit entsetzlichen Schmerzen ansahen, waren nicht menschlich. ›Das Problem ist nicht, dass sie auch uns töten könnten‹, hatte sie gewarnt, ›das Problem ist, auf welcher langsamen Art sie es tun.‹ Jetzt will L. die Akten zum Leben erwecken. Mit uns feststellen, ob man die Krankheiten des Geistes, welche der Terror anrichtet, heilen kann. Sie hatte immer gewusst, einmal würde sie sich den Menschen stellen müssen, in ihre Gesichter sehen. L. hat ein weiches Herz, das sie besorgt beobachtet: ob der Grausamkeiten dieser Welt könnte es zerspringen. Sie ist bereit zu lieben, auch wenn es Schmerz bedeutet.

Noch immer spricht keiner ein Wort im Wagen. O. hat sich lärmende Kopfhörer aufgesetzt. Die Kugeln würden von vorne durch die Windschutzscheibe eindringen, splitterndes Glas würde ihre Haut aufreißen. Die Rebellen schießen erst, fragen nicht auf wen.

Zu laut röhrt der Motor in der Abendsonne. Meine Gedanken eilen zum Lager voraus. In welchem Zustand werden wir die Patienten vorfinden? Lebten sie noch? Alle haben wir die Sorge, was wäre, ...

Agnes hatte niemanden mehr damals, der sich um sie und ihre Kinder kümmerte.

*(das Sterben) Ich war gerade dabei mich mit meinem Bruder ein wenig auszuruhen im hohen Gras. Wir saßen ruhig nebeneinander. Wir sprachen nicht. Wir versuchten uns auszuruhen, Luft zu bekommen, endlich Luft. Dann plötzlich Maschinengewehrfeuer. Ein Schuss traf meinen Bruder ... Die Kugel ging von links nach rechts durch seinen Kopf ... Er zuckte. Sein Körper fiel rückwärts. Ich sah ihn an und rannte in Panik ... ich konnte ihn ja nicht beerdigen, niemand konnte beerdigt werden ...*

*Da waren überall tote Körper am Boden und auch viele Verletzte, die noch lebten. Sie schrieten wie wahnsinnig vor Schmerz ... sie schrieten um Hilfe! Niemand hielt an. Wir rannten um unser Leben. Wir konnten nicht helfen ... Schreie, die heute noch zu meinen Ohren finden.*

*Wir wussten nicht wo wir hintreten sollten. Wir mussten auf Zehenspitzen gehen um unseren Weg zwischen den Körpern hindurch zu finden ...*

Die Hilfeschreie hallten nach, jeden Tag, jede Nacht – quälten die Überlebenden mit Schuld.

›Überlebensschuld‹ – die Schuld lebendig geblieben zu sein, als die Bevölkerung ganzer Landstriche dem Genozid zum Opfer fiel. Schuld und Schmerz empfinden nur die Opfer, die vor Ort waren, als es geschah, die neben dem Menschen standen, den das Schicksal statt ihrer auswählte, die im Massaker die nächsten in der Reihe gewesen wären. Überlebensschuld fühlen nicht diejenigen, die verschulden.

Das plötzliche Bremsen des Wagens schreckt uns auf. Ein bewaffneter Mann vor uns auf dem Weg. Ein Militärlager am Straßenrand,

heruntergekommene Hütten. Wir grüßen auf Kishuaeli. Unsere einzigen Worte. Das Militär mag diese Sprache nicht. Die Sonne ist fast untergegangen. Für ein paar Zigaretten lassen sie uns passieren.

Je näher wir dem Lager kommen, desto unruhiger wird V. Jeder von uns hat das sichere Gefühl, dass es seine oder ihre ureigene Studie ist. Ein Trauma-Hilfspaket soll entwickelt werden. Das Erfahrungswissen der Helfer vor Ort soll wissenschaftlich abgesichert werden. Man weiß, wie viele Säcke Mehl, wie viele Decken und wie viel Wasser pro Person bei humanitären Katastrophen benötigt werden. Man weiß auch, wie viele Krankenschwestern, Spritzen und Serum bei Epidemien eingeflogen werden sollen. Für die Wunden der Seele aber, für die Schwersttraumatisierten gibt es nichts. Für die Alpträume, die jede Nacht zurückkommen, die ungewollten, qualvollen Erinnerungsfetzen, welche die Opfer unvorhersehbar überfallen, für den Horror, den die Überlebenden weder vergessen noch überwinden können, gibt es nur an westlichen Forschungsstellen erste Erfolge der Heilung.

V. ist unruhig zu sehen, ob unsere Behandlung erfolgreich sein konnte. Die andere Unruhe aber quält ihn mehr. Er hatte geheiratet, nachdem er von der Arbeit aus dem Lager zurückgekommen war: Das Leben da wieder aufnehmen, wo er es abgelegt hatte, als er nach Afrika ging. Doch dann erfüllte ihn Schmerz beim Anblick der schönen Braut, ihres reinen Sinns, ihres erwartungsvoll auf die Zukunft gerichteten Wesens. Er fürchtete, sie könnte das Entsetzen in seinen Augen sehen und mehr noch fürchtete er, sie könnte die Augen davor verschließen. Wie ein Verräter empfand er die Fremdheit des Talars mit Goldbrokat vor sich, die Blumen, die Lieder an einen Gott, den es nicht mehr geben konnte. Wirklich war die Unmenschlichkeit, der Krieg, die Opfer. Er schreckte auf, als ›bis dass der Tod ...‹ durch das Kirschenschiff hallte, und V. spürte die kalte Klinge am Ohr seines Patienten, die ins Fleisch geschnitten hatte. So sehr er sich auch mühte, das Lager auszusperren aus dem heiligen Akt und gleichzeitig die Opfer zu halten innerlich, sein Kopf war voll von Bildern aus Blut und Tränen als er ›Ja‹ sagte. ›Ja, ich will!‹ sagte er noch einmal deutlicher und hoffte, die grausam Getöteten würden ihm die Beruhigung des gesicherten Lebens, die er daraufhin empfand, verzeihen.

Er dachte an die Stunden im Lager, wenn der Generator längst ächzend zum Stillstand gekommen war und die Laute der afrikanischen Nacht ins ‚Basecamp‘ gedrungen waren, als O. bei Kerzenlicht, die Narrationen der Patienten abschrieb, Menschenrechts-Dokumente daraus machte. Er hatten ihren wütenden Schmerz beobachtet, mit dem sie das Böse auslachte, um sich dann mit derselben intensiven Lebendigkeit neuem Leiden, neuen Menschen zuzuwenden. Die Dunkelheit konnte ihr nichts anhaben.



In diesen Lagernächten vor dem Gewitterregen, wenn die Tiere unruhig wurden im Busch, kamen die Intrusionen zu Agnes zurück.

*›Morofoins‹ (Hyänen) verfolgten die Menschen durch den Busch und wilde Tiere zerrissen die Körper der Toten und fraßen sie. Ein kalter Schauer läuft mir immer noch über den Rücken wenn ich daran denke und all die Bilder kommen immer noch zurück. Meine Nichte, die Tochter meiner Schwester wurde verwundet. Sie konnte nicht mehr aufstehen und laufen. Ich sah, wie ein Biest bereits dabei war ihre Finger und ihre Hand zu zerfleischen, dabei war sie doch noch am Leben. Sie schrie um Hilfe. Niemand konnte anhalten und jemand anderem helfen. Meine Schwester fand keinen Ast um das wilde Tier zu verjagen. Sie war verzweifelt. Sie musste ihre Tochter zurücklassen und selbst um ihr Leben laufen. Meine Nachbarin trug zu dieser Zeit ebenfalls ein kleines Baby mit sich. Als die Tiere die Frau zu verfolgen begannen, schriegen die Leute: ›Dein Kind ist tot!‹ So nahm sie das Kind von ihrem Rücken und warf es auf den Boden. Die Tiere stürzten sich sofort auf das Baby und rissen den kleinen Körper in Stücke. Die Mutter versuchte ihr eigenes Leben zu retten und lief...*

Malaria bereitet keine Schmerzen.

Das Fieber hatte von mir Besitz ergriffen, wie ein weiter, bodenloser Wahn der Hitze und Schwäche. Die Therapie mit Agnes musste unterbrochen werden. Die Erinnerung wurde dünn, so wie die Verbindung zur Welt. Ich musste hinter dem kleinmaschigen Moskitonetz bleiben. Am gefährlichsten sind die Mücken, welche von den Kranken aufsteigen um sich direkt auf die Gesunden zu stürzen.

Das Team wechselte sich ab, an meinem Bett zu wachen.

I. strahlte am meisten Ruhe aus. Ihre Anwesenheit half. Mit ruhiger Stimme erzählte sie mir, sprach von sich – zu einer Fiebernden. Sie hatte die natürliche Gabe, kein Grauen vor Krankhaftem zu empfinden. Wenn auch die Wut auf das Schicksal, das sie mit verkrüppelten Händen ausgestattet hatte und Neid auf die wunderschöne, kluge, sonnengleiche Schwester sie bitter machte. Noch tobte zuviel Selbstmitleid in ihr, als dass sie andere hätte heilen können, aber die Fremde mit dem goldenen Haar spendete allein durch ihre Anwesenheit Trost bei den Flüchtlingen, die ungläubig auf die seltsamen Bewegungen ihrer Hände blickten und erkannten, dass die Frage nach dem ›warum ich?‹ auch Weiße schmerzte.

Dankbarkeit empfand auch Agnes.

*(die Hilfe) 4 Meilen später erreichten wir die Grenze zum Kongo. Dort trafen wir uns alle wieder, mein Mann und die Kinder. Meine Kinder hatten alle überlebt. Eine Hilfsorganisation war vor Ort um den dort versammelten Menschen zu helfen. Wir waren so glücklich darüber. Sie gaben uns Essen und Unterkunft. Damals hat jeder von uns eine eigene Decke bekommen!*

*Dann wurden wir auf Lastwagen verladen.*

Einmal pro Woche war plötzlich Aufregung im ›Base Camp‹. Neue Flüchtlinge wurden von der Notunterkunft in Koboko gemeldet. Sie waren müde, ausgehungert, manche krank. Die ugandischen Beamten bestanden darauf, sofort die Regeln klar zu machen: Man hat sich anzustellen um auf seine zwei Kilo Bohnen, die Ration für zwei Monate, und einen leeren Plastikkanister, zum pumpen an den Wasserstellen, zu warten. Weil die Frauen im Lager vor Durst die ganze Nacht warteten um an der Reihe zu sein, hatte es Vergewaltigungen gegeben. Jetzt, als man die Brunnen während der Trockenzeit aus ›Sicherheitsgründen‹ schloss, gab es blutige Auseinandersetzungen um das wenige Nass. Beides sehen die Verwalter in den mächtigen Glaspalästen von Genf und New York nicht gerne. In einem Lager mit 15.000 Menschen muss Ordnung herrschen.

Auf dem letzten Stück Fahrtweg denke ich an die kargen Worte, die Agnes' Lebensgeschichte vor einem Jahr beschlossen hatten:

*Nach all dem was wir erlebt haben, bekam mein Mann Bluthochdruck. Obwohl er so mager war, hatte er immer einen roten Kopf. Dieses Jahr im Juni starb er an einem Schlaganfall. Eines Abends sagte er: ›Oh, mein Kopf‹, dann wurde er bewusstlos. Sein Verstand kam nicht zurück. Er starb nach sieben Tagen.*

*Sorgen sind seither in meinem Körper zuhause, ich spüre sie immer. Wenn mein Herz nicht so stark wäre, müsste ich wohl immerzu betrübt gewesen sein. Er war so ein guter Mann ... Er hatte überlebt und dann, als wir in Sicherheit waren, konnte sein Geist das Leid nicht mehr tragen.*

Die spärlichen Lichter von Gulu, Menschen und Tiere auf der nächtlichen Straße. Endlich hat die Strecke der Angst ein Ende gefunden. Wir alle sind erleichtert, spülen mit Nil-Bier den Staub aus dem Kopf, gehen früh zu Bett. Am nächsten Morgen erfahren wir, dass ein Auto mit fünf Missionaren auf unserer Straße überfallen worden war. Fünf Kopfschüsse.

Die nächsten Tage machen wir uns auf, die versprengten Patienten zu suchen, diejenigen, die nicht mehr im Flüchtlingslager zu finden gewesen waren.

Keiner aus unserem Team durfte Überlebende untersuchen, die sie oder er selbst behandelt hatte. Wir sollten blind sein für die therapeutischen Bedingungen. T. ging aus, Agnes zu finden. Er wusste nicht, wer sie ein Jahr zuvor therapiert hatte und welche Behandlung sie bekommen hatte. Nervös wartete ich im Schatten. Andere Teammitglieder sangen Lieder mit den Kindern, die anschwärmten, wie von süßem Geruch gelockt.

Wir hatten eine Lagebesprechung gehabt einige Tage zuvor. Die unbehandelten Patienten waren schon untersucht und eine zweite

Gruppe, die mit herkömmlichen Methoden therapiert worden war. Diese Menschen saßen immer noch handlungsunfähig und hilflos im Flüchtlingslager. Die Essensrationen waren gekürzt worden. Frische Gräber für die Kinder neben den armseligen Hütten.

T. war tagelang nicht mehr er selbst. Der Schmerz in ihm, nach einem Jahr erkennen zu müssen, dass wir nicht helfen konnten, machte ihn gefühllos. Wie ein Fremder lag er nachts, zur Decke blickend. Und dann, in der Teambesprechung sagte er es, bekannte die Verzweiflung des Helfers. Seine Worte machten unsere Gruppe wieder lebendig. Noch waren nicht alle Personen nachuntersucht. Das Scheitern der alten Vorgehensweise war offen gelegt. Nun regte sich neue Hoffnung. Das Ergebnis der dritten Gruppe, mit einer neuen Kurzzeit-Therapie behandelt, kannten wir noch nicht.

Im flirrenden Sonnenlicht kann man kaum etwas erkennen. Zuerst höre ich nur den schrillen Freudeschrei, dann sehe ich die kleine Agnes im hohen Buschgras durch die Felder mit offenen Armen auf mich zukommen: Die weiße Bluse, den kräftigen Jungen. Sie strahlt.

T. geht langsam hinter ihr her. Er versucht nicht, sie einzuholen, als sie zu mir läuft. Er nickt nur zufrieden von Weitem zu uns herüber.

Agnes hat keine diagnostizierbare Krankheit mehr. Ihre Symptome sind über das Jahr so weit zurückgegangen, dass sie wieder zum Leben erwacht ist. Sie hat ihr Feld bestellen können und reiche Ernte erzielt. Von dem Erlös können ihre größeren Kinder nun zur Schule gehen. Sie alle haben genügend zu Essen. Zwei trächtige Ziegen wurden angeschafft, die schon bald werfen werden.

Nach und nach stellte sich für alle Patienten, in dieser Behandlungsgruppe ein vergleichbarer Erfolg heraus. Alle, die sich noch einmal der Vergangenheit gestellt hatten, alle, die ihre Todesangst der schmerzhaften Erinnerung zusammen mit dem Therapeuten ausgehalten hatten, bis sie sich auflöste und in Worte formte, um eingebettet zu werden in den Lebenshintergrund. Sie alle, und nur sie, waren jetzt in der Lage, ihr Leben wieder aufzunehmen, das Flüchtlingslager zu verlassen und fruchtbare Felder zu bestellen.

Ihre schriftliche Lebensgeschichte wollten sie mitnehmen, gut versteckt unter den wenigen Habseligkeiten. Ein Dokument, das die Menschenrechtsverletzung bezeugte, das ihnen die Anerkennung gab, Unrecht erlitten zu haben. Ein Dokument, das ihnen die Menschenwürde zurück gab.

Die anderen waren dem langsamen Hungertod ausgeliefert. Sie konnten nicht selbst für sich sorgen in ihrem Zustand.

Traumatisierte können ihre Geschichte nicht ohne Unterstützung erzählen, das Gedächtnis ist fragmentarisch, die Erinnerung zu schmerzhaft ... Traumatisierte können ihre Geschichte nicht erzählen, weil es keine Zuhörer gibt, die den Schmerz nicht fürchten, sie zu hören.

*(die Zukunft) Wenn Du solche Dinge erlebt hast, wie ich sie gesehen habe, dann wirst Du sie niemals mehr vergessen. Bevor ich meine Geschichte erzählt hatte, fühlten sich meine Erlebnisse an wie Wunden im Körper, die nicht heilen. Ich war immer traurig. Die Bilder waren immer wieder da und Angst schüttelte mich, sodass ich nicht graben konnte auf dem Feld.*

*Vor Schmerz konnte ich keine Worte finden. Nur Stücke von Sprache.*

*Jetzt halte ich endlich meine Geschichte im Herzen und sie steht auf dem Papier in meinen Händen. Ich kann nicht lesen, aber meine Kinder werden endlich wissen, was uns geschehen ist und für den Frieden kämpfen.*

*Weil ich noch einmal durch den Schmerz gegangen bin, habe ich die Vergangenheit zurückbekommen. Jetzt kann ich an die Zukunft denken.*

Agnes ist kräftig geworden übers Jahr. Sie schiebt ihren Ärmel zurück, als wir uns setzen, und zeigt scherzend ihre Muskeln. Es gäbe auch einen Mann, der sich für ihre starken Arme interessiere, bekennt sie, wirft den Kopf in den Nacken und lacht laut darüber. Dann schiebt sie feierlich das Kind vor sich. Der Junge erkennt mich nicht wieder. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr und er beugt folgsam den Körper nach vorn: dichtes Haar wächst auf der gesunden Kopfhaut. Sie blickt mich unverwandt an, nimmt meine Hand, und streichelt damit über den Kopf ihres Sohnes.

Ich trage den Satz eines Überlebenden in mir: ›Ihr werdet nicht verstehen, warum ihr nicht verstehen könnt, was in uns schmerzt.‹

Imvepi, Dezember 2001

### III. Epilog

Seit Mai 1985 wütet im Sudan ein grausamer Bürgerkrieg zwischen dem moslemisch-arabischen Norden und dem christlich-animistischen Süden. Über zwei Millionen Menschen im Südsudan sind den Bombardierungen und der Verfolgung schon zum Opfer gefallen. ›Ethnische Säuberung‹ und Massenvernichtung gehören ebenso zum Kriegsgeschehen wie Vergewaltigungen, Folter und Menschenraub; vorwiegend Kinder werden verschleppt und als Soldaten missbraucht. 4,5 Millionen Süd-Sudanesen sind vertrieben. Ca. 180.000 Menschen flohen über die Landesgrenzen nach Uganda und leben dort in Flüchtlingslagern. Gegenwärtig kommen jede Woche ca. 150 neue Flüchtlinge in das Lager, in dem Agnes lebte.

Humanitäre Katastrophen werden inzwischen oft effektiv von Hilfsorganisationen aus aller Welt beantwortet, die Nahrungsmittel, Kleidung und Medikamente liefern, aber erst in den letzten Jahren

erwachte ein Bewusstsein dafür, wie sehr Horror und Todesangst die Psyche der Überlebenden für lange Zeit, wenn nicht für immer schädigen und verändern können. Die Opfer extremer Traumatisierung nach Völkermord und schweren Menschenrechtsverletzungen beschreiben sich selbst oft als ›innerlich tot‹, gefangen in ›sprachlosem Terror‹, verfolgt von nie endendem Wiedererleben des Schreckens in Form intrusiver Bilder und Alpträume, was zu ausgeprägtem Vermeidungsverhalten und Übererregung führt; nicht selten folgt Handlungs- und Erwerbsunfähigkeit, was in Entwicklungsländern zu einer Frage des Überlebens wird.

Bisher fehlen systematische Studien zur Wirksamkeit verschiedener psychotherapeutischer Verfahren im entwicklungspolitischen Kontext organisierter Gewalt. Zur Prävention, Therapie und Erforschung der Folgen von traumatischen Belastungen, schweren Menschenrechtsverletzungen und ihren Auswirkungen auf Individuen und Gemeinschaften müssen spezifische Psychotrauma Programme entwickelt werden; auch und gerade in Krisengebieten und Flüchtlingslagern.

1 Name der Patientin wurde geändert.

# Wetter und Weltschmerz

Michael Schneider

## *I. Die Frage*

Was ist es, das in uns schmerzt? – Eine zur Beantwortung dieser Frage durchgeführte empirische Studie ergab: Es ist unter anderem das Wetter, das in uns schmerzt. Bei jedem Dritten der Untersuchten konnten zwischen 10 und 40 Prozent seines Weltschmerzes auf den Einfluss des Wetters zurückgeführt werden. Wie dieses Ergebnis ermittelt wurde und warum der Autor es für eine sinnvolle Antwort auf die Preisfrage der Jungen Akademie hält, soll im Folgenden erläutert werden.

Wenn man die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ anderen Menschen stellt, sind ihre Antworten sehr unterschiedlich: ›Blöde Frage.‹, ›In mir schmerzt aber grade gar nichts.‹, ›Ein bisschen allgemein die Frage, nicht?‹, ›Einsamkeit vielleicht?‹, ›Hm, gute Frage.‹, ›Die wollen doch wohl keine Hirnzentren wissen?!‹, ›Das ist bloß was für Depressive.‹, ›Ich schreib's mir auf und denk drüber nach.‹, ›Also, ich mag solche offenen Fragestellungen ganz gerne.‹, ›Spannend! Schick mir unbedingt deine Antwort.‹ – Das Spektrum der Reaktionen ist sehr breit. Die Unterschiede zwischen ihnen liegen jedoch nicht so sehr in den inhaltlichen Positionen, die recht vage bleiben, sondern vor allem in den Emotionen und Bewertungen, die Sinn und Zweck der Frage entgegengebracht werden. Doch woher stammen die schnell und klar formulierten emotionalen Reaktionen auf die Frage, wenn die intellektuell-argumentative Auseinandersetzung mit ihr so schwierig zu sein scheint?

Jedenfalls zeigen die unterschiedlichen Reaktionen, dass die Frage nach dem, was in uns schmerzt, vielschichtig ist und großen Spielraum für Interpretationen bietet. Um dieser Offenheit gerecht zu werden und ihr nicht durch willkürliche Umdeutung oder Vereinfachung auszuweichen, sollen zunächst einige sehr allgemeine Herangehensweisen an die Frage betrachtet werden. Vor diesem Hintergrund wird später die konkrete Antwort ausgearbeitet. Dabei wird auch der merkwürdige Doppelcharakter der Frage, der sie zugleich emotional bedeutsam und intellektuell ›nebulös‹ erscheinen lässt, wieder aufgegriffen werden.

## II. Zugangsweisen zur Frage

Die erste Zugangsweise, die hier betrachtet werden soll, ist die der quantitativ-empirischen Forschung. Wissenschaftler, die quantitativ vorgehen, spezifizieren zuerst auf Grundlage ihrer Theorien den Untersuchungsgegenstand, wählen dann angemessene Messinstrumente aus, um Eigenschaften des Untersuchungsgegenstandes in Zahlen abzubilden, wenden die Instrumente an und werten schließlich die so gewonnenen Daten aus. Der Nachweis des Vorliegens bzw. Nicht-Vorliegens quantitativer Regelmäßigkeiten im Datenmaterial dient anschließend dazu, schon vorhandene Theorien zu stützen oder zu falsifizieren und zur Aufstellung neuer Theorien anzuregen.<sup>1</sup> Quantitative Methoden werden in der Forschung vor allem dort eingesetzt, wo eng umgrenzte, klar definierbare Konstrukte untersucht werden, die jeweils so einfach bzw. homogen sind, dass sich wichtige Eigenschaften von ihnen durch Zahlen ausdrücken lassen.

Dies ist bei der Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ jedoch nicht der Fall. Sie fragt nicht nach einem ›wie viel‹, sondern nach einem ›was‹. Zudem ist der Forschungsgegenstand, ›was in uns schmerzt‹, nur sehr vage angegeben. Wie jeder weiß, der von Partnerin oder Partner schon einmal kräftig in das Ohr läppchen gebissen wurde oder der bei einem Rockkonzert in der Nähe der Lautsprecherboxen stand, gehen angenehme Empfindungen und Schmerzen fließend ineinander über. Die Grenzen dessen, was als Schmerz empfunden wird, sind für verschiedene Personen unterschiedlich und variieren sogar für dieselbe Person je nach Kontext. Sie hängen neben rein körperlichen Faktoren auch von den jeweils aktuellen Gedanken, Gefühlen und Absichten eines Menschen ab,<sup>2</sup> von einigen seiner Persönlichkeitseigenschaften,<sup>3</sup> seinen Kompetenz- und Kontrollüberzeugungen in Bezug auf den Schmerz,<sup>4</sup> von seiner sozialen Umwelt<sup>5</sup> und sogar von dem historischen, gesellschaftlichen und kulturellen Rahmen, in dem das jeweilige Schmerzerleben stattfindet.<sup>6</sup> Bezieht man die womöglich noch diffuseren seelischen Schmerzen mit in die Überlegungen ein, wird offensichtlich, dass unser potenzieller Untersuchungsgegenstand so inhomogen, komplex zusammengesetzt und dynamisch sich verändernd ist, dass die Idee, man könnte allgemein gültige quantitative Aussagen über ihn *als Ganzes* treffen und diese durch eine Untersuchung belegen, mehr als naiv erscheint. Welchen Sinn sollte es haben, Schmerz über den Verlust des Arbeitsplatzes und den durch Warzen am Fuß verursachten Schmerz gleichzeitig zu untersuchen und nach beiden gemeinsamen Regelmäßigkeiten oder Ursprüngen zu suchen? – Das Vorgehen, das vernünftigerweise in der quantitativ-empirischen Schmerzforschung – und allen anderen quantitativ-empirischen Forschungsfeldern – stattdessen gewählt wurde, ist, den Bereich der zu

untersuchenden Phänomene so lange aufzuteilen, bis möglichst homogene Untersuchungsgegenstände gefunden werden.<sup>7</sup> Wieder zusammengefügt werden die in diesen Teilbereichen gefundenen Erkenntnisse nur, wenn sich das als notwendig und möglich herausstellt. Die allgemeine Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ ist hier fehl am Platze.

Etwas anders liegen die Dinge bei der empirisch-qualitativen Forschung. Den verschiedenen Ansätzen auf diesem Gebiet ist gemeinsam, dass sie es vermeiden den Forschungsgegenstand vor Untersuchungsbeginn genau zu spezifizieren und es ablehnen seine Eigenschaften quantitativ zu erheben. Die Beschreibung der genauen Struktur und der für die Untersuchung relevanten Eigenschaften des Forschungsgegenstandes wird als Resultat betrachtet, das der Forschungsprozess erbringen soll. In der Schmerzforschung, aber nicht nur dort, besteht qualitatives Vorgehen häufig darin Interviews mit Patienten, ihren Angehörigen, Ärzten oder Therapeuten zu führen und die so gewonnenen Aussagen durch verschiedene Interpretations- und Zusammenfassungsmethoden zu verdichten – so weit dies möglich ist.<sup>8</sup>

Für unsere Fragestellung scheint die qualitative Herangehensweise sehr geeignet zu sein. So könnte man sich vorstellen, möglichst viele Menschen in Interviews danach zu fragen, was in ihnen schmerzt oder jemals geschmerzt hat, und sie zu bitten, den Kontext, die Ursachen, ihre eigenen Gedanken und Gefühle angesichts des Schmerzes möglichst genau zu beschreiben. Dann könnte in der Auswertung versucht werden herauszuarbeiten, was allen Schmerzbeschreibungen gemeinsam ist, und aufzulisten, was sie unterscheidet. So hätten wir schließlich die Antwort auf die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ gefunden.

Doch wie würde diese Antwort wohl aussehen? Qualitative Erhebungsmethoden haben im Gegensatz zu quantitativen Messinstrumenten den Vorteil, immer auch das jeweils Besondere jedes Einzelfalls zu registrieren. Wenn wir also Aussagen von Jugendlichen über den Schmerz nach dem Scheitern der ersten Liebe, von Kindern über den Schmerz bei Mittelohrentzündungen, Aussagen über den Schmerz von alten Leuten mit Gallensteinen, den Schmerz von Gärtnern über das Verwelken ihrer Lieblingspflanze, den Schmerz von Indianern über die Kolonialisierung ihres Landes etc. erheben und dann durch Interpretation das finden wollen, was allen Aussagen gemeinsam ist, so müssten wir dabei zwangsläufig von jeder Einzelperson, jeder ethnischen Gruppe, jedem Körperteil, jeder speziellen Ursache usw. abstrahieren, denn in all diesen Punkten unterscheiden sich die Aussagen. Ob dabei eine andere Gemeinsamkeit als das bloße Wort ›Schmerz‹ übrig bliebe, ist fraglich. Selbst wenn dies der Fall wäre, wäre das Überbleibsel doch so abstrakt, so weit vom ursprünglichen konkreten Datenmaterial entfernt und so sehr durch den Forscher interpretiert,



dass es kaum als Ergebnis einer *empirischen* Untersuchung gelten könnte. Auch dass sich ein konkreter Kontext finden ließe, in dem man die hochabstrakte Erkenntnis in irgendeiner Weise konstruktiv anwenden könnte, ist unwahrscheinlich.

Da sich nun schon zum zweiten Mal zeigte, dass sich wegen der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes nur auf sehr abstraktem Niveau allgemeine Aussagen über ihn machen lassen, und auch deutlich wurde, dass die Bedeutung des Wortes ›Schmerz‹ eine wichtige Rolle bei der Antwortfindung spielen könnte, soll als Nächstes untersucht werden, ob nicht eine philosophische begriffliche Analyse uns Aufschluss über den theoretischen Gehalt der Frage, ihre Voraussetzungen und Implikationen geben und uns damit auf die Spur einer sinnvollen Antwort führen kann.

Was bedeutet also das Wort ›Schmerz‹? Welche Bedingungen muss ein Phänomen erfüllen, damit wir es als ›Schmerz‹ bezeichnen? – Wenn jemand nur sagt, dass er Schmerz empfindet, wenn jemand lediglich Schmerzverhalten zeigt oder wenn jemand bloß physiologische Reaktionen zeigt, die normalerweise mit Schmerz einhergehen, würden wir nicht *ohne weiteres* behaupten, dass bei diesem Menschen Schmerzen vorhanden sind. Denn es besteht dann immer die Möglichkeit, dass der Mensch ein Schauspieler, ein Simulant oder eine medizinische Ausnahmeerscheinung ist. Ob wir legitimerweise vom Vorhandensein von Schmerzen sprechen, hängt alleine davon ab, ob der Mensch in dem Moment Schmerz *fühlt*. Seine subjektive Empfindung ist das wesentliche Kriterium dafür, ob Schmerz vorhanden ist oder nicht. Die Behauptung, dass jemand zwar Schmerzen empfindet, dass dies jedoch eine Illusion sei und er tatsächlich gar keine Schmerzen hat, ist sinnlos.

Ausgehend von der subjektiven Empfindung als dem wesentlichen Merkmal von Schmerz können in einem zweiten Schritt empirisch weitere Merkmale bestimmt werden, die mit Schmerz einhergehen. Man kann zum Beispiel die Hirnströme eines Menschen mittels EEG aufzeichnen und gleichzeitig die subjektive Schmerzempfindung von (glaubwürdigen) Menschen erheben, in dem man nach dem Vorhandensein dieser Empfindung fragt. So könnte man überprüfen, ob immer dann, wenn die Menschen Schmerz berichten, auch bestimmte Hirnströme fließen.<sup>9</sup> Von großer Bedeutung ist dabei die Feststellung, dass man den Hirnströmen (oder beliebigen anderen physiologischen oder neurochemischen Phänomenen) *alleine* nicht ansehen kann, ob eine subjektive Schmerzempfindung mit ihnen einhergeht. Auch der Ort, an dem die Reize im Hirn verarbeitet werden, gibt uns keinen direkten Aufschluss über ihre subjektive Erlebnisqualität. Denn man sieht den einzelnen Bereichen im Hirn nicht an und kann nicht messen, wie es sich subjektiv *anfühlt*, wenn dort Informationen verarbei-

tet werden.<sup>10</sup> Dies erfährt man wieder nur durch korelative Studien, in denen die Berichte von Menschen über ihre subjektiven Empfindungen einerseits mit den Orten erhöhter Aktivität im Gehirn andererseits in Verbindung gebracht werden.

Dieses und eine ganze Reihe weiterer Probleme haben in Hirnforschung und Philosophie des Geistes zu sehr intensiven kontroversen Diskussionen darüber geführt, was Bewusstseinszustände ausmacht, wie man sie erklären kann und – vor allem – ob dies im Rahmen schon bestehender physikalischer, biologischer, psychologischer und philosophischer Paradigmen möglich ist oder nicht.<sup>11</sup> Diese Debatte ist jedoch bis jetzt an kein befriedigendes Ende gelangt, d.h. es wurde noch keine allen Argumenten gerecht werdende Erklärung für Bewusstsein vorgelegt.<sup>12</sup>

Schmerzen sind also Bewusstseinszustände. Aber was genau Bewusstseinszustände sind und nach welchen Mechanismen sie entstehen, ist eines der großen Rätsel, vor denen die heutige Wissenschaft steht. Was ist es also, das in uns schmerzt?

Ungeduldige Leser werden spätestens an dieser Stelle fragen, was all diese Überlegungen sollen. Wir überlegen hin und her, kommen vom Hundertsten ins Tausendste. Nur der Antwort kommen wir offenbar nicht näher. Ich teile den Frust dieser Leser. Denn obwohl die Untersuchung der drei verschiedenen Herangehensweisen an die Preisfrage nur oberflächlich und bruchstückhaft durchgeführt wurde, zeigten sich dabei doch *prinzipielle* Probleme, die einer Beantwortung der Frage entgegenstehen – jedenfalls so lange man die Frage als Ganzes ernst nehmen und nicht willkürlich durch leichter handhabbare Teilfragen ersetzen will.

Angesichts dieser Probleme ist verständlich, was sich eingangs zeigte: dass vielen Menschen die Frage schwammig, nebulös oder naiv vorkommt, so lange sie sie aus einer intellektuellen Perspektive betrachten und nach argumentativ begründbaren Antworten suchen. Offen bleibt dabei, warum die Preisfrage für viele Menschen eine gewisse emotionale Bedeutung zu haben scheint. Dies wird jedoch einsichtig, wenn man bedenkt, aus welchen Situationen wir die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ kennen: Wir wachen morgens auf, fühlen uns grauenhaft, fragen uns ›Was ist es, dass in mir schmerzt?‹, spüren das Pochen im Kopf, sehen die schmutzigen Gläser auf dem Tisch, die leeren Flaschen darunter und greifen zur Aspirin. Ein heulendes Kind kommt auf uns zu gerannt, wir fragen uns ›Was ist es, das in ihm schmerzt?‹, sehen das aufgeschürfte Knie, zücken ein Taschentuch und beruhigen das Kind. Wir treffen uns mit Freunden, sind ungewöhnlich ruhig oder sehen traurig aus, werden von ihnen gefragt ›Was ist es, das in dir schmerzt?‹ und werden dann, wenn sie die Antwort kennen, getröstet und wieder aufgemuntert. Die Frage, die sich

eben im wissenschaftlichen Kontext als so kompliziert und unproduktiv erwies, wird von uns im Alltag also oft mit Leichtigkeit und mit großem Nutzen beantwortet.

Über diesen merkwürdigen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis schreibt Ludwig Wittgenstein in seinem *Tractatus logico-philosophicus*: ›Wir fühlen, daß, selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort.‹<sup>15</sup>

Nach den bisherigen Überlegungen ist also anzunehmen, dass es sich bei der Preisfrage weniger um eine wissenschaftliche Frage, als vielmehr um ein in Frageform dargestelltes lebenspraktisches Problem handelt. Darum erscheint sie uns emotional bedeutsam, während sie doch sprachlich nicht sinnvoll beantwortet werden kann. Und ›wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.‹<sup>14</sup>

Tatsächlich brauchen wir über unsere lebenspraktischen Probleme jedoch nicht zu schweigen, und wir tun das auch nicht. Wir reden über sie, oft sogar. Manche Leute reden über kaum etwas anderes. Was wir dabei austauschen, sind freilich nicht einfache allgemeingültige Antworten und Lösungen. Stattdessen werden Formulierungen gebraucht wie: ›Also bei mir war es damals so-und-so.‹, ›Ich habe gehört, man sollte ...‹, ›Du darfst auf gar keinen Fall ...‹, ›Mein Arzt sagt auch immer ...‹. Im Wesentlichen macht man sich beim Sprechen über Lebensprobleme also Handlungsvorschläge, die exemplarisch durch den Bericht eigener oder fremder Erfahrungen belegt werden. Dieses heuristische Vorgehen ist keineswegs irrational, sondern oft die einzige Möglichkeit, die wir überhaupt haben, um Probleme anzugehen, die so komplex oder voraussetzungsreich sind, dass wir ihre Lösung nicht einfach ausrechnen könnten.<sup>15</sup> Diese im Umgang mit Lebensproblemen seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden bewährte Methode soll nun probeweise auch auf unser Problem, die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹, angewandt werden.

### *III. Herleitung der Antwort*

Die oben angeführten Beispiele für alltägliche Situationen, in denen wir uns fragen, was es ist, das in uns schmerzt, zeigen, wie auch evolutionsbiologische und emotionstheoretische Arbeiten,<sup>16</sup> dass Schmerz eine wichtige adaptive Funktion erfüllt: Er dient als Signal, das uns auf drohende oder schon erfolgte Schädigungen unseres Körpers oder unserer Psyche aufmerksam macht. Das Signal ›Schmerz‹ alleine nützt aber natürlich wenig, wenn wir es nicht jeweils interpretieren, indem wir uns die Frage stellen ›Was ist es, das in mir schmerzt?‹. In manchen

Situationen, etwa wenn wir uns in den Finger geschnitten haben oder unter Liebeskummer leiden, ist der Ursprung dieser Schmerzen offensichtlich und es ist nicht nötig, nach ihm zu suchen. Wenn wir Kopfschmerzen haben oder auf einer Familienfeier plötzlich furchtbar melancholisch werden, ist der Ursprung unserer Schmerzen jedoch schon wesentlich unklarer. In solchen Situationen stellt die Frage nach dem, was in uns schmerzt, ein lebenspraktisches Problem dar. Dieses besteht nicht nur darin, den Ursprung der Schmerzen herauszufinden, sondern auch und zuerst darin, sich darüber klar zu werden, ob man sich überhaupt mit den Schmerzen beschäftigen möchte. Schließlich kommt es oft genug vor, dass Schmerzen – ein Stechen in einem Zahn, ein kurzer Moment der Traurigkeit – von selbst wieder verschwinden und anscheinend keine wichtige Signalfunktion erfüllen. In solche Schmerzen will man sich nicht hineinsteigern und ihre Wichtigkeit vergrößern, indem man ihnen Aufmerksamkeit schenkt. Andererseits können die andauernde Ignorierung körperlicher und seelischer Schmerzen und das damit verbundene Verbleiben in einer schädigenden Situation viel Kraft kosten, zur Chronifizierung oder Verschlimmerung von Schäden führen. Menschen, die trotz ständiger und stärker werdender Rückenschmerzen ihren Lebensstil nicht ändern, und Menschen, die langsam aber stetig in eine Depression abgleiten ohne sich Hilfe zu suchen, sind nur zwei von vielen Beispielen.

Das lebenspraktische Problem, auf das uns die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ hinweist, besteht also darin, dass wir unsere Schmerzen differenziert wahrnehmen und interpretieren sollten. Dabei gilt es, die eigenen Schmerzen ernst zu nehmen, ohne sich jedoch in sie hineinzusteigern. Dies sind *Fähigkeiten*, und das macht deutlich, warum eine *wissenschaftliche* Behandlung der lebenspraktischen Frage zu keiner vollständig befriedigenden Antwort führen kann. Die Fähigkeiten von Menschen können aber indirekt beeinflusst werden, indem man ihnen, wie oben geschildert, Beispiele und Anregungen gibt.

Ein dazu sehr gut geeignetes Beispiel ist der Weltschmerz. Die meisten Menschen nehmen ihn recht undifferenziert wahr. Manche Menschen wehren sich gegen ihn, halten ihn für unproduktiv und für eine Form versteckten Selbstmitleids, die mit dem Schlechten in der Welt nichts zu tun hat. Andere wiederum empfinden oft Weltschmerz, reden häufig darüber, schreiben vielleicht sogar Lieder und Gedichte über ihn und halten ihn angesichts des Leidens in der Welt für eine Selbstverständlichkeit oder sogar für eine moralische Pflicht. Die meisten Menschen ignorieren das Thema jedoch einfach. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Schmerz ist schließlich nicht angenehm.

Wie viel der Weltschmerz tatsächlich mit dem Schlechten in der Welt zu tun hat, kann nicht direkt untersucht werden, weil das

Schlechte in der Welt schwer bestimmbar ist. Deswegen soll nun der umgekehrte Weg beschritten werden. Es soll untersucht werden, wie stark der Einfluss des Wetters auf den Weltschmerz ist. Je höher er ist, um so weniger kann Weltschmerz mit den wirklichen Probleme in der Welt, wie Hunger, Krieg und Krankheiten zu tun haben.

Die Einzelheiten der Untersuchungsdurchführung sind für den Gedankengang dieser Arbeit ohne große Bedeutung. Sie sollen daher nur so weit vorgestellt werden, wie es zum Verständnis der Untersuchungsergebnisse erforderlich ist. Leser, die Fragen zu methodischen Details haben, können sich gerne an mich wenden.

Als erstes wurde der Begriff Weltschmerz so genau wie möglich bestimmt. Er ist kein wissenschaftlicher Fachterminus und wird hier in seiner normalen lebensweltlichen Bedeutung gebraucht. Diese Bedeutung wurde fünf Wörterbüchern<sup>17</sup> und zwei Lexika<sup>18</sup> entnommen. Die sieben Einträge wurden additiv zu einer einzigen Begriffsbestimmung zusammengefasst, aus der dann offensichtliche Redundanzen gestrichen wurden. Übrig blieb folgender Text:

Weltschmerz ist ein Lebensgefühl, das geprägt ist durch Schmerz, Trauer, Leiden, Pessimismus und Resignation aufgrund von Diskrepanzen zwischen den eigenen Wünschen, Erwartungen, Ansprüchen, Absichten, Bedürfnissen einerseits und den eigenen Fähigkeiten, der Gesellschaft, dem Zustand der Welt, den bestehenden Verhältnissen, dem Sinn der Welt und des Lebens andererseits.

Auf diese Begriffsbestimmung aufbauend wurde dann nach den derzeit gültigen Standards der Testentwicklung in den Sozialwissenschaften<sup>19</sup> der am Ende dieser Arbeit wiedergegebene Weltschmerzfragebogen abgeleitet.<sup>20</sup> Er setzt sich aus fünfzehn Aussagesätzen zusammen. Die Testpersonen sollen auf einer siebenstufigen Rating-skala ankreuzen, wie sehr sie den einzelnen Sätzen jeweils zustimmen. Weil jeder der Sätze sich auf einen Teilaspekt von Weltschmerz bezieht, können die sich so ergebenden fünfzehn angekreuzten Werte pro Fragebogen zu einem Weltschmerzscore addiert werden.

Die Fragebögen wurden im Oktober und November 2001 von 78 Studenten im Grundstudium, die über Kontext und Fragestellung der Untersuchung nicht informiert waren, jeweils an 28 Tagen ausgefüllt. Das Durchschnittsalter der Teilnehmenden betrug 23,2 Jahre, die Altersspanne reichte von 18 bis 58. Bei drei Vierteln der Teilnehmenden handelte es sich um Frauen.

Die Testpersonen wurden aufgefordert, die Bögen erst nach 18 Uhr zu bearbeiten und die zu bewertenden Sätze immer auf den jeweils aktuellen Tag zu beziehen, so dass die erhobenen Scores Tageswerte darstellen. Für jeden der Tage sollten die Teilnehmenden auch angeben, in welcher Stadt sie sich am längsten aufgehalten haben. Dies ermöglichte es, nachträglich für jeden ausgefüllten Fragebogen das

Tageswetter der Stadt zu ermitteln, in der sich der Teilnehmende aufgehalten hatte.

Das Tageswetter wurde operationalisiert über die Tagesmittelwerte der fünf Variablen Temperatur, Luftdruck, Windgeschwindigkeit, Niederschlag und Sonnenstunden, d.h. Stunden, in denen die Sonne nicht durch Wolken verdeckt wurde. Die Messungen wurden nicht selbst durchgeführt, die Daten wurden statt dessen zwei geeigneten Internetdatenbanken entnommen.<sup>21</sup> Zwischen den Daten aus beiden Quellen gab es nur minimale Abweichungen. Weil die Werte lediglich an einem Punkt pro Stadt, gewöhnlich dem Flughafen, gemessen wurden, stellen sie eine nur ungenaue Schätzung des Wetters dar, dem die Untersuchungsteilnehmer tatsächlich ausgesetzt waren. Der Einfluss des tatsächlichen Wetters auf den Weltschmerz wird angesichts der Daten darum eventuell leicht unterschätzt werden. Zusätzlich zum Wetter an dem Tag, an dem die Weltschmerzmessung erfolgte, wurde auch das Wetter des jeweiligen Vortages erhoben.

Für die Auswertung standen schließlich 2047 Sätze von jeweils einem Weltschmerzscore, fünf Wettervariablen des aktuellen Tages und fünf Wettervariablen des Vortages zur Verfügung. Um aus diesen Daten zu berechnen wie groß der Einfluss des Wetters auf den Weltschmerz war, wurden sog. Regressionsanalysen<sup>22</sup> durchgeführt. Ihr Grundgedanke, angewandt auf unsere Fragestellung, besteht darin, die Schwankungen in den Weltschmerzdaten einzuteilen in Schwankungen, die mit Schwankungen der Wetterdaten einhergehen und Schwankungen, bei denen das nicht der Fall ist. Der prozentuale Anteil der Weltschmerزشwankungen, die mit Wetterschwankungen einhergehen, an den gesamten Weltschmerزشwankungen ist dann ein sinnvolles Maß für die Stärke des Zusammenhangs zwischen Wetter und Weltschmerz<sup>23</sup> und wird als ›Varianzaufklärung‹ bezeichnet. Auch zwischen Messgrößen, die in der Wirklichkeit gar nichts miteinander zu tun haben, wird man einen kleinen, zufällig zustande gekommenen statistischen Zusammenhang finden können. Ob ein Zusammenhang so schwach ist, dass man ihn als lediglich zufällig zustande gekommen betrachten muss, oder ob er stark genug ist, dass man ihn mit hinreichender Sicherheit als überzufällig ansehen kann, lässt sich mit Hilfe statistischer Methoden abschätzen.<sup>24</sup> Überzufällig starke Zusammenhänge werden dabei als ›signifikant‹ bezeichnet.

Tabelle 1:  
Signifikante Zusammenhänge zwischen Wetter und Weltschmerz

| Name der Wettervariablen | Anzahl der Personen, auf deren Weltschmerz die Wettervariable einen signifikanten Einfluss hatte |  |
|--------------------------|--|--|
|                          | Wettervariable des jeweils aktuellen Tages<br>(Anzahl/prozentualer Anteil an der Stichprobe)     | Wettervariable des jeweiligen Vortages<br>(Anzahl/prozentualer Anteil an der Stichprobe) |
| Temperatur               | 13 / 16,1  | 8 / 10,5   |
| Luftdruck                | 11 / 14,1  | 6 / 7,7  |
| Windstärke               | 4 / 5,1  | 3 / 3,9  |
| Niederschlag             | 5 / 6,4  | 6 / 7,7  |
| Sonnenstunden            | 4 / 5,1  | 3 / 3,9  |

Die Anzahlen der Personen, bei denen ein signifikanter Zusammenhang zwischen ihrem Weltschmerz und einer der zehn Wettervariablen festgestellt wurde, werden in Tabelle 1 wiedergegeben<sup>25</sup>. (Man beachte, dass dieselbe Person in mehreren Zellen ›auftauchen‹ kann.) Es lässt sich erkennen, dass am häufigsten, nämlich bei dreizehn Personen, die Tagestemperatur einen überzufällig starken Einfluss auf den Weltschmerz hatte, gefolgt vom Tagesluftdruck und der Vortages-temperatur. Das Tageswetter hatte häufiger einen Einfluss als das Vortageswetter. Insgesamt ließ sich der signifikante Einfluss einer oder mehrerer Wettervariablen bei 23 Personen, d.h. bei 29,5 Prozent der Teilnehmer, nachweisen.

Die berechneten Varianzaufklärungen<sup>26</sup> aller Wettervariablen zusammen sind bei den einzelnen Personen von sehr unterschiedlicher Größe. Die meisten Werte verteilen sich gleichmäßig im Bereich von 10 bis 40 Prozent. Wenn man bedenkt, wie viele verschiedene Faktoren auf unser emotionales Befinden einwirken, ist dies ein bemerkenswert starker Zusammenhang – der freilich nur bei einem Bruchteil der Untersuchungsteilnehmer gefunden wurde.

Statt den Zusammenhang zwischen Wetter und Weltschmerz für jede Person einzeln zu bestimmen kann man ihn auch für die untersuchte Stichprobe als Ganzes berechnen. Tabelle 2 gibt einen Überblick über die so ermittelten Signifikanzen der Zusammenhänge. Das Wetter des aktuellen Tages hat keinen nachweisbaren Einfluss auf die Weltschmerزشwankungen in der Gesamtstichprobe. Temperatur, Luftdruck und Niederschlag des jeweiligen Vortages üben einen signifikanten Einfluss aus, liefern zusammengenommen aber nur 0,5 Prozent Varianzaufklärung, was sehr wenig ist.

Tabelle 2:

Wettervariablen mit signifikantem Einfluss auf der Stichprobenebene

| Name der Wettervariablen | Signifikanter Einfluss einer Wettervariablen auf den Weltschmerz |  |
|--------------------------|--|--|
|                          | Wettervariable des jeweils aktuellen Tages                       | Wettervariable des jeweiligen Vortages |
| Temperatur               | nein   | ja                                     |
| Luftdruck                | nein   | ja                                     |
| Windstärke               | nein   | nein                                   |
| Niederschlag             | nein   | ja                                     |
| Sonnenstunden            | nein   | nein                                   |

Als Ergebnis der Untersuchung kann festgehalten werden, dass sich für die Gesamtstichprobe ein extrem schwacher Einfluss des Wetters auf den Weltschmerz nachweisen ließ. Bei differenzierter Betrachtung der einzelnen Versuchspersonen zeigte sich, dass das Wetter auf den Weltschmerz eines Drittels der Personen einen großen Einfluss hatte, während sich bei zwei Dritteln kein signifikanter Einfluss nachweisen ließ. Dies passt zu den Befunden, die in den relativ wenigen vorhandenen Studien zum Einfluss des Tageswetters auf täglich erhobene psychologische Stimmungsmaße wiedergegeben werden.<sup>27</sup>

#### IV. Beantwortung der Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹

Die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ wurde nacheinander als empirisch-quantitative, empirisch-qualitative und philosophisch-begriffliche Frage betrachtet und analysiert. Unter allen drei Perspektiven verwies die Frage auf wichtige Forschungsfelder und Einzelprobleme. Es zeigte sich aber auch, dass die Frage als Ganzes sich beim derzeitigen Stand der Forschung weder nach wissenschaftlichen noch nach philosophischen Kriterien befriedigend beantworten lässt.

Angeregt von Wittgenstein, der in seinem *Tractatus logico-philosophicus* den sprachlich beantwortbaren wissenschaftlichen und philosophischen Fragen die nichtsprachlichen lebensweltlichen Probleme gegenüberstellt, wurde die Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ als ein in Frageform gefasstes lebensweltliches Problem betrachtet. Es zeigte sich, dass dies eine fruchtbare Perspektive ist. Denn immer, wenn etwas in uns schmerzt, müssen wir entscheiden, ob und wie wir auf den Schmerz reagieren wollen. Dies können wir aber nur tun, wenn wir für jeden Schmerz eine Antwort auf die Frage ›Was ist es, das in



uns schmerzt?« finden. Dazu müssen wir unseren Schmerz und seine Ursprünge differenziert wahrnehmen und zwischen Schmerzen unterscheiden, die uns auf körperliche oder seelische Schädigungen aufmerksam machen, und Schmerzen, die diese Signalfunktion nicht erfüllen. Dies wurde als das lebenspraktische Problem betrachtet, das sich hinter der Frage ›Was ist es, das in uns schmerzt?« verbirgt.

Wie gezeigt wurde, geht man lebenspraktische Probleme anders an als wissenschaftliche. Man sucht nicht nach einer möglichst objektiven allgemeingültigen Antwort, sondern arbeitet heuristisch, berichtet sich gegenseitig Beispiele und macht einander Vorschläge darüber, welche Lösungen ausprobiert werden sollten. Dabei kommt es nicht so sehr auf den Austausch möglichst ›wahrer‹ sprachlicher Informationen an, sondern eher darauf, den anderen zu möglichst sinnvollen Handlungen zu animieren. Es geht bei der ›Beantwortung‹ einer lebenspraktischen Frage also nicht darum so zu antworten, dass der andere danach mehr *weiß* als vorher, sondern so, dass der andere sich danach geschickter *verhält* als vorher.

In diesem Sinne ist die Antwort auf die Preisfrage zu verstehen, die hier mittels einer empirischen Studie hergeleitet wurde, und die lautet: Was in uns schmerzt, ist unter anderem das Wetter. Diese Antwort kann Leser anregen, über den eigenen Weltschmerz nachzudenken und sich die Frage zu stellen, ob sie wohl zu dem Anteil der Menschen gehören, bei denen das Wetter einen großen Einfluss auf den Weltschmerz hat. In der berichteten Untersuchung waren das immerhin 50 Prozent der Teilnehmenden. Die Leser können sich auch überlegen, ob Weltschmerz uns manchmal, so wie viele körperliche Schmerzen, auf Sachverhalte hinweist, die wir ernst nehmen und möglichst schnell verändern sollten. Diese Überlegungen können sie auf andere Schmerzen übertragen oder auf viel angenehmere Empfindungen und Gefühle. Vielleicht werden sogar Leser über 0,5 Prozent ihrer Schmerzen lächeln können. Denn was in uns schmerzt, ist unter anderem das Wetter.

## Literatur

- Bell, P. A., Green, T. C., Fisher, J. D. & Baum, A. (1996). *Environmental Psychology* (4<sup>th</sup> Edition). Fort Worth: Harcourt Brace.
- Bibliographisches Institut (Hrsg.) (1979). *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (Bd 25: Waq-Zz) (9. Auflage). Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Bortz, J. (1995). *Statistik für Sozialwissenschaftler* (4. Auflage). Berlin: Springer.
- Bortz, J. & Döring, N. (2002). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler* (5. Auflage). Berlin: Springer.
- Brandstätter, H., Frühwirth, M. & Kirchler, E. (1988). Effects of Weather and Air Pollution on Mood: An Individual Difference Approach. In: Canter, D., Jesuino, J. C., Soczka, L. & Stephenson, G. M. (Hrsg.). *Environmental Social Psychology* (Nato Asi Series. Series D. Vol 45). Dordrecht: Kluwer.
- Brockhaus (Hrsg.) (1999). *Brockhaus – Die Enzyklopädie* (Bd 24: Vek-Zz) (20. Auflage). Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Bünting, K.-D. (1996). *Deutsches Wörterbuch*. Chur: Isis Verlag.
- Chalmers, D. J. (1996). *The Conscious Mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Craig, K. D. (1986). Social Modeling Influences: Pain in Context. In: Sternbach, R. A. (Hrsg.). *The Psychology of Pain* (2. Auflage). New York: Raven.
- Dennett, D. C. (1991). *Consciousness Explained*. New York: Little, Brown.
- Ditton, H. (1998). *Mehrebenenanalyse. Grundlagen und Anwendungen des Hierarchisch Linearen Modells*. Weinheim: Juventa.
- Dörner, D. (1999). *Bauplan für eine Seele*. Hamburg: Rowohlt.
- Dudenverlag (Hrsg.) (1995). *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden* (Bd 8: Uri-Zz) (2. Auflage). Mannheim: Dudenverlag.
- Egle, U. T. & Hoffmann, S. O. (1995). Gibt es eine Schmerzpersönlichkeit? In: Egle, U. T. & Hoffmann, S. O. (Hrsg.). *Der Schmerzkranken*. Stuttgart: Schattauer.
- Fisseni, H.-J. (1990). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, J. (Hrsg.) (2000). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hamburg: Rowohlt.
- Geissner, E. (1992). Psychologische Modelle des Schmerzes und der Schmerzverarbeitung. In: Geissner, E. & Jungnitsch, G. (Hrsg.). *Psychologie des Schmerzes. Diagnose und Therapie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Gigerenzer, G. & Goldstein, D. G. (1996). Reasoning the Fast and Frugal Way: Models of Bounded Rationality. *Psychological Review*, 103, 650-669.
- Goldstein, K. M. (1972). Weather, Mood, and Internal-External Control. *Perceptual and Motor Skills*, 35, 786.
- Heck, M. & Fresenius, M. (2000). *Repetitorium Anästhesiologie*. Berlin: Springer.
- Howarth, E. & Hoffman, M. S. (1984). A Multidimensional Approach to the Relationship Between Mood and Weather. *British Journal of Psychology*, 75, 15-25.
- Joraschky, P. (1995). Familiendynamische und systemische Ansätze zum Schmerzverständnis. In: Egle, U. T. & Hoffmann, S. O. (Hrsg.). *Der Schmerzkranken*. Stuttgart: Schattauer.
- Klappenbach, R. & Steinitz, W. (Hrsg.) (1977). *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Mackensen, L. (1955). *Deutsches Wörterbuch* (5. Auflage). Gütersloh: Bertelsmann.
- Metzinger, T. (Hrsg.) (1996). *Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Morris, D. B. (1995). *The Culture of Pain*. Berkeley: University of California Press.
- Nagel, T. (1970). What is it like to be a bat? *Philosophical Review*, 4, 435-450.

- Nilges, P. (1992). Schmerz und Kontrollüberzeugungen. In: Geissner, E. und Jungnitsch, G. (Hrsg.). *Psychologie des Schmerzes. Diagnose und Therapie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Pinel, J. P. J. (1997). *Biopsychologie. Eine Einführung*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Rosenzweig, M. R., Leiman, A. L. & Breedlove, S. M. (1996). *Biological Psychology*. Sunderland, Mass.: Sinauer.
- Roth, G. (1998). *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophische Konsequenzen* (2. Auflage). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sanders, J. L. & Brizzolara, M. S. (1982). Relationships between weather and mood. *The Journal of General Psychology*, 107, 155–156.
- Schermelleh-Engel, K. (1992). Die Bedeutung der Kompetenzeinschätzung für die Schmerzbewältigung. In: Geissner, E. und Jungnitsch, G. (Hrsg.). *Psychologie des Schmerzes. Diagnose und Therapie*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Simon, H. A. (1955). A behavioral model of rational choice. *Quarterly Journal of Economics*, 69, 99–118.
- van Gulick, R. (1996). Was würde als eine Erklärung von Bewußtsein zählen? In: Metzinger, T. (Hrsg.). *Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Wahrig (Hrsg.) (2000). *Deutsches Wörterbuch* (7. Auflage). Gütersloh: Bertelsmann.
- Wittgenstein, L. (1996). Tractatus logico-philosophicus. In: Kenny, A. (Hrsg.). *Ludwig Wittgenstein. Ein Reader*. Stuttgart: Reclam.
- Zenz, J. (Hrsg.) (1995). *Lehrbuch der Schmerztherapie*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.

### Anmerkungen

- 1 Siehe z.B. Bortz/Döring, 2002, S. 5 ff.
- 2 Geissner, 1992.
- 3 Egle & Hoffmann, 1995.
- 4 Schermelleh-Engel, 1992; Nilges, 1992.
- 5 Craig, 1986; Joraschky, 1993.
- 6 Morris, 1995.
- 7 Siehe als Beispiele Zenz, 1995, sowie Heck & Fresenius, 2000.
- 8 Überblicke über qualitative Methoden geben Bortz & Döring, 2002, S. 307 ff., sowie Flick, v. Kardorff & Steinke, 2000.
- 9 Roth, 1998, S. 274 ff.
- 10 Nagel, 1970.
- 11 Siehe z.B. Metzinger, 1996; Chalmers, 1996; Dennett, 1991; Roth, 1998, S. 271 ff.
- 12 Siehe dazu van Gulick, 1996.
- 13 Wittgenstein, 1996, S. 44.
- 14 Wittgenstein, 1996, S. 45.
- 15 Siehe z.B. Simon, 1955; Gigerenzer & Goldstein, 1996.
- 16 Rosenzweig, Leiman & Breedlove, 1996, S. 270f.; Pinel, 1997, S. 207f.; Dörner, 1999, S. 551 ff.
- 17 Mackensen, 1955; Klappenbach & Steinitz, 1977; Dudenverlag, 1995; Bünting, 1996; Wahrig, 2000.
- 18 Bibliographisches Institut, 1979; Brockhaus, 1999.
- 19 Bortz & Döring, 2002, S. 188 ff.; Fisseni, 1990, S. 22 ff.

- 20 Anwendung der klassischen Testtheorie; Bestimmung der Itemkennwerte mit  $n = 65$  Testpersonen; Cronbachs Alpha der Testendform:  $(\alpha = 0,78$ .
- 21 WetterOnline, <http://www.wetteronline.de> und Weather Underground, <http://www.wunderground.com>.
- 22 Wegen der Abhängigkeit der Daten aufgrund der Messwiederholung wurde statt eines gewöhnlichen Regressionsmodells das angemessenere Hierarchisch Lineare Modell mit Messwiederholungsdesign (Ditton, 1998, S. 148 ff.) benutzt. Die 28 Messungen pro Person stellen dabei die Messwiederholungsebene, die 78 Personen die Aggregatebene dar.
- 23 Z.B. Bortz, 1995, S. 415 ff.
- 24 Bortz, 1995, S. 104ff. und S. 417.
- 25 Alphafehlerniveau:  $(\alpha = 0,05$ . Weil es sich um eine explorative Analyse handelt und der Einfluss des Wetters aufgrund der Daten unterschätzt wird (s.o.), wurde auf eine Alphafehlerkorrektur verzichtet.
- 26 Es wurde der quadrierte multiple Korrelationskoeffizient mit Schrumpfungskorrektur:  $R^2_{corr}$  verwendet.
- 27 Überblick bei Bell, Green, Fisher & Baum, 1996, S. 186 ff.; zu interindividuellen Unterschieden siehe Brandstätter, Frühwirth & Kirchler, 1988, sowie Goldstein, 1972; Gruppenuntersuchungen berichten Sanders & Brizzolara, 1982, sowie Howarth & Hoffman, 1984.

*Anhang: Der Weltschmerzfragebogen*

*Bitte beachten Sie:*

- Machen Sie im mittleren Kasten die Zeitangaben auf eine halbe Stunde genau.
- Kreuzen Sie im unteren Kasten an, wie sehr Sie den einzelnen Sätzen zustimmen.
- Denken Sie dabei nicht lange nach, sondern folgen Sie *spontan* Ihrem Gefühl.
- Beziehen Sie alle Angaben immer nur auf Ihre *heutigen* Gefühle.
- Machen Sie in *jeder* Zeile ein (und nur ein) Kreuz!

---

Welches Datum hat der heutige Tag?

---

In welcher Stadt haben Sie sich heute am längsten aufgehalten?

---

Wie viele Stunden haben Sie heute draußen (unter freiem Himmel) verbracht?

---

Wie viele Stunden Freizeit standen Ihnen heute zur Verfügung?

|  | stimmt<br>gar nicht      |                          |                          |                          |                          |                          | stimmt<br>völlig         |
|--|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|--------------------------|
| Ich glaube heute, dass es der Menschheit in hundert Jahren besser gehen wird als zur Zeit. | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich musste heute gelegentlich an den Zustand unserer Welt denken und das tat mir weh.      | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich habe wichtige Wünsche, die wohl niemals in Erfüllung gehen werden.                     | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich bin heute unglücklich, weil es mir schwer fällt meine Ziele zu erreichen.              | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich freue mich sehr über das, was ich heute geschafft habe.                                | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich habe heute mehr Gutes als Schlechtes erlebt.   | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich bin heute fröhlich.  | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich empfinde das Leben heute als eher schwer.  | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich bin heute mit mir und der Welt im reinen.  | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Mir scheint heute, dass viele gesellschaftliche Probleme unlösbar sind.                    | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Es fällt mir heute schwer einen Sinn in meinem Leben zu sehen.                             | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich bin heute wunschlos glücklich.   | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich habe heute das Gefühl, dass mich kaum jemand wirklich verstehen kann.                  | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Ich empfinde heute so etwas wie Weltschmerz.   | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |
| Heute wünschte ich manchmal, die Welt wäre anders als sie ist.                             | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> | <input type="checkbox"/> |

# Tilgung

Nikolaus Supersberger

Sein ungeduldiges Schreien hallt mir noch in den Ohren. Ich vermisse ihn. Obwohl es schon einige Stunden her sein mag, dass ich meinen Sohn das letzte Mal gesehen habe, ist mir sein Schreien noch gegenwärtig. Eine Pfeife gellt durch die Gänge, sie erinnert mich an ihn. Wenn ich mir die Stunden seither nochmals durch den Kopf gehen lasse, erscheint mir das alles wie ein Traum. Die Szenerie ist völlig surreal, ich gehöre nicht hierher. Ich gehöre nach Hause zu meiner Frau und meinem Sohn. Stattdessen suggeriert mir mein Gehirn, dass ich mich in einem kleinen Raum befände mit nur einer kleinen Fensteröffnung in drei Metern Höhe. Im Halbdunkel soll ich auf einer Holzpritsche sitzen, die nach Schimmel riecht. Warum sollte ich hier sein? Es gibt keinen Grund. Also kann ich nicht hier sein. Die Halluzination ist sehr eindrücklich. Ich spüre sogar leichtes Frösteln.

Es muss so sein: dass ich mir dies hier einbilde oder sogar träume. Allerdings war ich immer ein sehr bodenständiger Mensch, der in seinem Kopf keinen Platz für Einbildungen hatte. Manchmal habe ich das auch sehr bedauert, aber das ist im Moment nicht wichtig. Ja, ich bin wirklich hier, ich bilde es mir nicht ein. Seltsam. Ich sitze auf einer nach Schimmel riechenden Holzpritsche in einem halbdunklen Raum und fröstele. Das nehme ich an.

Meine Frau ist eine sehr liebende Gattin und zartfühlende Mutter. Ich danke Gott jeden Tag, dass sie sich damals in mich verliebt hat. Jeden Morgen mit ihr aufzuwachen ist jeden Morgen mit der Sonne im Gesicht aufzuwachen. Ein Leben ohne sie wäre keines. Aber jetzt bin ich hier.

Wir lagen im Bett, als die Haustüre eingetreten wurde. Unser Sohn lag zwischen mir und meiner Frau, er hatte seine Finger im Mund. Seine weit aufgerissenen Augen zitterten nach dem Schlag von einer Seite zur anderen, bis er begann zu weinen und fürchterlich zu schreien. Meine Frau starrte entsetzt zur Schlafzimmertür, in der vier verummte Männer standen und Gewehre auf uns richteten. Dann begann auch sie zu schreien. Ein stechender Schmerz durchstieß meinen Kopf. Ich hatte Angst. Was würde aus meinem Sohn, was aus meiner Frau. Die Männer zerrten mich in meinem Pyjama aus dem Haus. Die Situation verlor an Realität, als ich im Wagen saß und mich mit einem

der Männer unterhielt. Er war sehr freundlich und völlig anders, als ich vermutet hatte. Schließlich haben er und seine Kollegen meine Tür eingetreten. Wie ein Schauspiel wirkte diese Fahrt.

Mein Pyjama sagt mir, ja, das hier ist die Realität. Die Männer holen mich aus dem Wagen und bringen mich hierher. Ihre Freundlichkeit hat sich da in Grenzen gehalten. Sie waren nicht sehr sanft mit mir. Der größte der vier hat mich dann in die Zelle hineingestoßen. Warum bin ich denn überhaupt hier? Ich habe keine Informationen aus dem Mann im Wagen herausbekommen. Das fällt mir sonst doch ziemlich leicht.

So ohne Information in einem ungemütlichen Raum zu sitzen ist nicht angenehm. Warum haben sie mich weggezerrt. Was meine Frau und mein Sohn wohl machen? Beunruhigend, beunruhigend. Es geht ihnen gut. Meine Finger sind kühl, meine Zehen kalt, ohne Schuhe auf dem Steinboden ist das ja auch nicht verwunderlich.

Das ist nicht lustig. Meine Zehen schlagen an die Holztür, ich will hier raus. Schreit mein Marco vielleicht gerade? Warum bin ich hier drin. Noch mal von vorn. Wir lagen im Bett, und die Türe wurde eingetreten, vier vermummte, schwarz gekleidete Männer nehmen mich mit, wir fahren in einem Wagen über Land, sie holen mich aus dem Auto und führen mich unsanft in das Gebäude, der Putz fällt von den Wänden, in großen Teilen hängt er auch von der Decke, ein Riss zieht sich durch die Wand, an der entlang ich gedrängt werde, ich höre den Schlüssel sich im Schloss drehen und den Riegel in die Tür fahren. Im ersten Moment habe ich ja gar nichts erkannt, so dunkel war es. Warum bin ich hier. Mercedes und ich haben in der vergangenen Nacht miteinander geschlafen, unser Sohn lag im Nebenzimmer in seiner Wiege. Wir umarmten uns und schliefen ein. Der Morgen kündigt sich an mit einem Sonnenaufgang, der eigentlich zu schön ist, um ihn zu verpassen, dann steht meine Frau auf und holt unseren Sohn ins Schlafzimmer; er liegt zwischen uns und schläft wieder ein, wir schlafen auch noch ein wenig, bis Marco uns mit einem Gurgeln weckt, er hat seine Hand im Mund und kaut darauf herum. Mercedes und ich sehen uns an. Ich liebe sie. Dann treten die Männer die Haustüre ein und Marco beginnt zu weinen, der Mann im Wagen bietet mir eine Zigarette an, dann sehe ich das Gebäude, das mir noch nie aufgefallen ist und ich werde in den Raum gestoßen. Das passt nicht zusammen. Ich schmecke die salzige Haut von Mercedes nach meinem Höhepunkt, die Grillen zirpen draußen wie jede Nacht, der Hund zieht wahrscheinlich um die Häuser und sucht nach einem Weibchen; Marco wacht in der Nacht auf und schreit, worauf Mercedes ins andere Zimmer geht und ihn beruhigt. Kurze Zeit später kommt sie zurück, ihr nackter Körper leuchtet matt. Die Splitter spritzen von der Türe, ein schwarzer Stiefel kommt hinterher und der Rest eines Mannes und

drei weitere, sie rauchen im Auto, und als sich die Tür hinter mir schließt, drücke ich mich mit den Handflächen vom Boden hoch. Da habe ich doch was übersehen. Die nächtliche Schwüle dringt durch das Fenster, Marco liegt ruhig in seiner Wiege, er hatte Probleme beim Einschlafen, und wenn er Probleme hat, haben Mercedes und ich sie auch, wir gehen ins Bett, und irgendwann verstummen auch die Grillen für kurze Zeit; die Maschinenpistolen glänzen im Morgenlicht, meine Hände werden mir auf den Rücken gebunden und ich falle auf den Rücksitz des Berudo, der Tacho zeigt an, dass wir etwa hundert Kilometer gefahren sind, bei einer Geschwindigkeit von etwa fünfzig macht das zwei Stunden. Die Wärme wandelt sich in frühe Hitze; die Fesseln werden mir schon zu Beginn der Fahrt abgenommen. Hinter einem Hügel entdecke ich ein Gebäude, das sehr heruntergekommen ist, es fehlen schon Fensterläden. An mehreren Türen vorbei werde ich in diesen Raum gesteckt, mein Pyjama ist zerrissen.

Ich kann es immer noch nicht glauben, dass ich festgenommen wurde. Was Mercedes und Marco wohl machen? Ich vermisse sie. Warum sie mich wohl festgenommen haben. Es geht ja drunter und drüber zur Zeit, aber das ist schon seltsam. Jeder kann ins Haus, wenn die Tür kaputt ist. Gleich die Tür einzutreten, ist überzogen. Das müssen die bezahlen. Gut, schon nach der letzten Ausgabe hat es einige seltsame Vorfälle gegeben, die Sache mit dem einstürzenden Vordach und dann das ungebremste Auto. Tonio meinte, es wären Attentate von religiösen Fanatikern gewesen, aber ich denke, das ist Unsinn. Was macht denn die Zeitung heute ohne mich? Ob es? Unsinn. Wir bekommen doch eine Demokratie, wir sind auf dem Weg der Besserung. Es wird besser. Die letzten Jahre sind bei mir doch sehr ruhig verlaufen. Das Militär hat mich rausgeworfen, ja vielleicht bin ich deshalb hier, weil sie, nein, das geht nicht. Manchmal, wenn ich Marco ansehe, schäme ich mich für die Dinge, die ich getan habe. Vielleicht muss ich jetzt dafür bezahlen. Das wäre zynisch. Aber es wäre in Ordnung. Ich habe bereut. Aber wenn ich zur Rechenschaft gezogen werden soll, so bin ich bereit.

Wenn die nur Mercedes und Marco nichts tun. Die Assel auf meinem Bein ist ein wenig träge. Ein leises Knack, als ich sie zerdrücke. Ihre Beine spreizen sich und machen anschließend eine Krümmung nach unten, als wollte sich das Tier noch mal aufrichten. Aber ihr Körper klebt am Stoff.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 15, 17, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25 Quadrate sind über der Tür. Sie werden vom einfallenden Licht an die Wand geworfen. Vier mal vier Stäbe machen das Fenster zu einem Gitter. Ein Gefängnis. Ich. Das darf doch nicht wahr sein. Das würde den ganzen Neubeginn ad absurdum führen, nach der Generalamnestie.

Meinen Kopf lasse ich mir nicht mehr nehmen. Auf dem Boden liegt allerhand Schmutz. Der Haufen aus kleinen Erdklumpen und



Langeweile reicht mir bis über die Fußknöchel. An meinen Füßen klebt ja auch der Dreck. Das Holz der Pritsche riecht modrig. Der Geruch gibt mir das Gefühl, als wäre ich irgendwo ganz weit weg. Wo sind Marco und Mercedes?

Meine Ohren bluten. Das tut so weh, mein Nasenbein ist gebrochen. Das ist der Dreckhaufen, wo ich mein Gesicht gerade hineindrücke. Mein ganzer Körper vibriert dumpf. Das fühlt sich ja an, als wäre er ein klopfender Klangkörper. Mein Rücken krümmt sich, als hätte man mich mit einem Stahlseil zusammengebunden. Die Faust des Riesen rast direkt auf mein Gesicht zu. Schon wieder. Dann der dumpfe Schlag. Das helle Geräusch des Brechens meiner Nase. Jetzt weiß ich, wie es ist, wenn es die eigenen Knochen sind, die brechen. Die taube Stelle über meiner rechten Braue ist feucht. Seit wann ist eine Platzwunde taub? Auf dem rechten Auge sehe ich nicht mehr. Es ist geschwollen. Wie ein Golfball fühlt sich das an. Sie werden mich nicht brechen. Wenn ihr mich brechen wollt, werdet ihr es nicht schaffen. Zwei Dinge habe ich während des Unrechts gelernt: erstens dass ich einen freien Willen habe, zweitens dass ich dafür einstehe. Erstens ich habe einen freien Willen zweitens ich stehe dafür ein. Die Zeitung wird es auch morgen noch geben. Wo sind Mercedes und Marco? Ich habe einen freien Willen, und ich stehe dafür ein. Gewissermaßen ist mir außer Marco, Mercedes und meinem Willen nichts geblieben.

Ich rieche nach Kotze. Viel war nicht drin im Magen. In den ganzen Körper strahlt dieser dumpfe Schmerz. Als würde ich auf einem Lautsprecher sitzen. Ich kenne das. Am Anfang gibt es nur Schläge in die Weichteile. Dann weicht der Körper auf. Wird geschmeidig. Alles füllt sich mit Schmerz. Den kann man nicht lokalisieren. Ein vibrierendes Etwas, in dem der Schmerz in Wellen kreist. Der Riese ist ein Anfänger. Er hat mir ins Gesicht geschlagen. Ich habe Angst. Ich weiß, was kommt. Wenn sie mich noch mal holen. Sie werden mich nicht brechen. Sie wollen nichts wissen, sie wollen mir Angst machen. Wenn ich rauskomme, habe ich keine äußeren Kennzeichen der Behandlung. Normalerweise. Aber der Riese ist ein Anfänger. Die denken, sie haben mir genug Angst gemacht. Eigentlich könnten sie mich nach Hause schicken. Aber was mache ich dann da? Ich werde nicht aufgeben, ich kann es nicht. Ich spanne mich an. Jeden Teil meines Körpers, bis ich hart bin wie Stein, unverrückbar wie die Felsen des Roque de los Moheires. Mein Rücken schmerzt. Wann mir dort Schläge beigebracht wurden, weiß ich gar nicht mehr. Sie werden mich nicht fällen. Ich bin die ewigen Bäume der Wüste. Nichts dörft sie aus.

Ohne Uhr keine Orientierung. Die Dunkelheit lässt die Quadrate an der Wand matt leuchten, oder eher der Mond. Der Mond lässt sie

leuchten. Ich warte auf den Tag und darauf, endlich wieder hier rauszukommen. Mir ist langweilig. Ein ungutes Gefühl, je länger ich in diesem Loch sitze. Der Morgen dämmt schon herauf, ich liege mit Mercedes im Bett und Marco räkelt sich im Nebenzimmer. Für sie gebe ich nicht auf. Ich werde alle Schmerzen ertragen, die sie mir antun. Die beiden einzigen Menschen, die ich habe, die mich lieben, glauben an mich. Auch wenn die schmutzige Realität dieser Welt mich leiden lässt, so ist es der schöne Teil dieser Welt, der es mich ertragen lässt. Ich freue mich auf den Tag. Nicht der Schmerz selbst ist das Übel – wenn man auf einem Stuhl festgebunden ist – es ist das Herannahen des Messers – des Lötkolbens – das einen verrücktverrücktwerden lässt – kratze hinter mir mit Metall – und ich rase vor Angst – zeige mir Dein Skalpell – verrückt – sage mir – was Du machen wirst – ich sage Dir – was – Du – willst – der Körper wird selbständig – lässt den Geist hinter sich – Vernunft ruft Körper – appelliert – sich nicht zu beugen – aber der Körper hört nicht mehr – vielleicht ist es der Körper – der vernünftig ist – und der Geist ist Unvernunft und Dummheit.

Lunge beschädigt. Röcheln ist schlimm. Nur gekrümmt kann ich atmen. Ich schmecke Blut. An Wangen festgeklebt. Wenn ich sehen könnte. Blase geplatzt, als schon wieder ein glühendes Messer auf meiner Stirn. Eine Spinne auf meinem Arm, kann ich fühlen. Daneben eine Beule, pulsiert, fast zu sehen. Einbildung? Will raus. Mein Kreuz Schmerzen, mein Bewusstsein kann sich nicht wehren. Blut aus meinen Ohren, festgeklebt. Meine Finger Zinken eines Rechens, reißt über mein Gesicht. Trockenes Blut unter Fingernägeln.

Schnitt am linken Arm klafft auseinander, Schimmer der Dämmerung zeigt Graben am Arm, alles Blut, zwei Wälle aus Fleisch, dazwischen Graben, mit Blut voll. Sau auf meinem Arm, Sau, mit Zigaretten. Ich keine Sau, ihr Sau. Pochendes Hirn treibt Schmerz durch Glieder. Ich denke, das tut weh, Denken tut weh, aber Strom fährt durch meinen Körper, denn Denken lohnt sich, wenn richtig denkt. Dröhnt mein Kopf, Summen, Pfeifen, Trommeln, alles kein Schreien von Baby, wo. Baby weg. Finger sind alle tot. Metall unter Fingern. Kopf offen wie Finger, Denken geht nicht. Denken ohne Kopf nicht. Zähne genommen. Strom nimmt Kopf, Strom nimmt alles. Strom Unrecht was ihr macht. Wird besser wird nicht besser. Ihr macht es kaputt. Denken ist im Kopf, kalter Boden kühlt Wunden, im Dreck liege ich, dann meine Schmerzen nachlassen. Starkes Pulsieren im Gesicht, Blut hochgepumpt bis Wunde verklebt am Kiefer. Er ist offen. Ihr wollt Denken, mein Denken. Hunger macht mürbe, eure Schläge nicht dachte ich, aber nicht richtig. Nimm mich, wenn du willst. Essig in Zahnstümpfen brennt wie angezündet. Ich bepisse mich und Männer treten mich in Genitalien, Druck wie tausend Kilo, Explosion im Körper, auch zähe

schleichende Welle Schmerz, wie dickflüssige Lava alles umgibt und kleben bleibt. Schockwelle schießt in meinen Kopf durch Hals ins Hirn wo jede Synapse zerbricht helle Punkte in dunkler Nacht, dunkle Nacht sie tanzen und lenken ab vom zwielichtigen Zimmer ohne Einrichtung Betonboden Tische Stühle Rauch Zigaretten auf Boden esse abgerauchte Zigaretten, in Nase und glühen weiter. Sie verbrennt. Jeder Knochen, bricht, im Hirn Kaskade von Gedanken. Soll ich, soll ich, nein, soll ich, nein soll ich, mein mein, soll ich denn, soll ich soll ich, Leben weg und was soll ich tun Wo Mercedes Marco Wo mein Leben ohne sie? Wo mein Leben ohne Körper offene Stellen und getrocknetes Blut Fliegen um mich Körper spürt nicht mehr. Lass Zeit vergehen Dämmerung, morgens abends weiß nicht, keine Uhr jetzt gebrochener Knochen dort. Woher Sonne weiß nicht kann nicht sagen, Augen zu schwach. Heizung gefesselt Welle um Welle Strom, ich halte nicht aus schreie Schmerz aus habe lange angehalten geschwiegen, habe gewehrt habe mich nicht preisgegeben, hart wie Stein. Messer hat mich geöffnet, habe losgelassen. Mein Körper in einem Bad voll Lindering, jeder Schmerz gekostet bin bereit für Vergessen Ruhe, Kopf geht wird kleiner. Wille ist frei habe freigelassen, können ihn haben, bin bereit für Vergessen. Besserung Lüge alles durch mich Stich Schlag Hieb Messer, schon kenne. Rechnung für mein Leben ist es nicht, nicht dafür bestraft, nur meinen Kopf Zeitung? alle Leute Gefahr, Besserung Lüge Wille nicht frei Ruhe so sanft in Meer Schmerz Blut. Füße leicht, weicher Pelz nur dicke Schicht aber Füße ganz weit weg Ich bäume auf geschworen aber Schwur gebrochen, versagt. Wille tot bereit mich Vergessen stellen Vergesse mich Mercedes Marco leben, müssen leben keine kleinen Finger mehr an Hand, weg, zwei Lumpen dafür sanftes Licht durch Quadrate fällt tröstet. Mercedes so ähnlich. Schrei von Marco für ich lebe, meine Ellenbogen, aber kein Verhältnis neben mir, dick wie Schenkel sind meine trotzdem grotesk, dass meine sein. Ellenbogen Mauer Kopf. Kind ist Hoffnung wo alle Hoffnung von mir ist ergebe mich. Lasse los warte den, mich auslöschen bereit, mich Geist, bereit Vergessen zu werden Hoffnung auf Besserung begraben aller Schmerz aus Gedächtnis löscht aber dann Rest auch verloren mein Gesicht erkenne nicht wieder riecht verbrannt. Haut fällt von Fleisch, Körper totes Gewebe abwerfen, will nicht mehr haben ich will Gedanken nicht mehr aber immer im Kopf, so viel erlebt oft auf falscher Seite jetzt nicht mehr jetzt richtig und dafür leide grotesk, befreit durch Erkenntnis Denken Menschen fliegen lässt wenn wollen zu lange gehindert zu fliegen. Denken ist Schmerz, lohnen Einige Finger sind Brei Eisenrohr Schleim husten an Hand kleben Krampf durch Glieder zucke wie Aal in Salz Rückgrat beschädigt aber nicht gelähmt Sie wollen nichts wissen nichts kann ich sagen nur Auslöschung meines Kopfes ersticke in Blut, Atemzug gurgelt Zahnstümpfe

zerschneiden Lippen Wangen von innen Fliegen überall Fliegen totes  
Fleisch Eier bald Maden fressen mich und gar nicht tot Schwarzhaariger  
drückt Zigarette in Auge Erst heiß hell dann Zischen und helle  
Punkte Druck, unangenehm vergesse andere Schmerzen Erholung, bis  
neuer Schmerz ich zerspringe Kehle aufreißt Kiefer knackt Niemand  
hört mich nur Männer Schenkel lösen sich auf rutschen aus Empfindung  
Liege ich auf dem Boden Gelenke steif liege da rühre nicht spüre  
Schmerzen weniger Kälte Gelenke von Kälte gelähmt oder gebrochen  
Glieder weg verschwinden aus Leben Kälte von unten nach oben alles  
kalt und stirbt Kopf pulsiert wieder Körper so fremd jetzt Alles kreist  
ist meine Sonne Schnitte im Bauch verschwinden Haut löst vom  
Fleisch Lücke zwischen Körper und sich Denken verliert sich, Kopf,  
kein Körper denke aber Denken löst vom Körper und ohne Gegenstand  
Nur Denken aber nutzlos bereit aufgeben, Körper weg spüre wie stirbt  
und ohne Körper brauche kein Denken Denken im Körper ohne  
Körper nichts keine Beine Arme weg weit Konzentration Kopf Kreisen  
selbst eigen Sonne eigen Sonn kein Planet kein Planet kreis nicht  
umkreis von selbst Denken einzig aber Denke ohne Kör nichts Denken  
Kör Kör Denk ohne Denk nichts Kälte fließ Adern überall Fleisch  
bereit Denk hingeb woll nicht aufgeb aber jetzt Denk auslösch und  
selbst. Letz Schrei Energie Kraft zusammen Denken bin ich ich durch  
mein Denken ich bin bereit auslöschen lassen Nimm Denk, mich ohne  
Kör Denk nichts Schmerz Kör auch Schmerz Denken Denken ohne  
Körper nicht Ruhe will Ruhe alles ruhig Mar Merce Tür hell Revolver  
Nimmich nimm

# Das Gefängnis des Denkers

H.-G. Ullmann

*Fünf Fragmente über Prometheus und den Schmerz des Menschen, aufgefunden und zusammengetragen von Tim Wurzer bei seinem Versuch, die Preisfrage der Jungen Akademie für das Jahr 2001: ›Was ist es, das in uns schmerzt‹ zu beantworten – Eingesandt von Mirja Rasic, Kellnerin im Café Metropol, wo sie nachfolgende Aufzeichnungen samt der besagten Fragmente vorfand.*

## I.

Wenn's schmerzt: Ablenkung! Besser als Trost. Ein paar Weilen den Schmerz vergessen. Egal welchen. Auch den Schmerz jetzt im Kopf, im Herz oder sonstwo in mir. Nicht mehr an und um ihn herumdenken. Kein: ›Warum habe ich nur? Wie konnte sie überhaupt? Woran hat es bloß?‹ mehr. Keine Gründe dafür. Keinen Sinn davon. Kein Fragen danach. Bloß weg. Nach Paris, ausgerechnet. Aber passt gerade. Will diese Figur von Rodin ansehen. Wegen dem Wettbewerb. Obwohl der mich wieder erinnert: Was schreiben oder machen zum Thema ›Schmerz‹. Ausgerechnet. Ausgerechnet Schmerz, ausgerechnet Paris. Aber jetzt alles abstrakt, intellektuell. Ich komme von hinten, das merkt MEIN Schmerz vielleicht nicht. Das besonders Schmerzende im allgemein Betrachteten wenigstens verdünnen. Auch eine Methode, geht manchmal. Chemie des Denkens. Für den Schmerz von innen. Paris allein, klar, ist Mist. Aber erstens nicht zu ändern und zweitens jetzt besser als in den Schmerzkulissen sitzen bleiben. Wände sprechen, Räume, Anblicke. Und wenigstens waren WIR nie in Paris. Wollten zwar immer, aber waren nicht. Also Fahrplan, drei Stunden braucht's bloß, Tasche und los. Warten am Gleis. Beobachten, Menschen unterwegs, manch offensichtliche und viele verborgene Motive. Viel verborgener Schmerz auch vielleicht. Der Wettbewerb. Ich werde was schreiben. Mehr Kunst kann ich nicht. Habe aber Glück: In einem ausgeliehenen Rodin-Bildband getippte Abschrift gefunden. Gute Inspiration, wirklich ...

## *1. Aus einem angeblichen Brief Rodins an Camille Claudel*

... aber das ist falsch, sagen sie dann, Prometheus muss an einen Felsen geschmiedet hängen, und ein Adler Tag um Tag an seiner Leber fressen. Aber sie vergessen, dass er nicht am Felsen starb, an den die olympischen Götter ihn für seine Tat geschmiedet hatten. Oh nein! Prometheus wurde befreit, und er starb als ein freier Mann. Mein Prometheus ist der Freie und wieder Befreite und doch Gefangene: kein Felsen, kein Adler. Die sind nicht nötig, um ihm die tiefsten Qualen zu verursachen. Denn sein Leiden endete gerade nicht mit seiner Freiheit. Es änderte sich nur, und es wurde sogar schlimmer. Denn schau, als er gefangen war und leiden musste, da wusste er, warum oder besser: gegen wen er litt. Die ihm aufgezwungene Strafe stärkte erst recht seinen Trotz. Und er litt stolz, obwohl die Schmerzen natürlich grausam waren. Es waren vor allem körperliche Schmerzen, die er während seiner Gefangenschaft aushalten mußte, Schmerzen, die man ihm von außen zufügte. Aber im Innern widerstand er diesen Qualen, die ihm eine größere Macht auferlegt hatte, weil er sich im Recht fühlte, und weil er als Sieger litt! Was er getan hatte, war nicht mehr rückgängig zu machen. Was blieb, war nur Rache, eine Rache, die nichts mehr änderte, die Rache an ihm, der das Irreversible getan hatte: Die Saat des Untergangs der größeren Macht auszustreuen. Er hatte dem schlafenden Menschengeschlecht das Brennen des Bewußtseins, das Feuer der Freiheit, die Hoheit des Handelns gebracht. Und damit war der Untergang aller Götter besiegelt. Mit dem Feuer als dem Element der grenzenlosen Verwandlung aller Dinge war auch der Glaube in die Hände der Menschen gelegt. Und wir wissen, daß keine Religion mehr ganz den Zweifel tilgen kann. Kein Gott und kein Glaube regiert mehr ungebrochen, wenn man sie auch immer wieder zum Instrument für eine absolute Herrschaft von Menschen über Menschen gemacht hat. Das war sein Werk! Prometheus hatte das Feuer aus den Händen der höheren Macht gestohlen, die es den Menschen verwehren wollte, weil sie deren wuchernde Freiheit fürchtete. Dafür strafte sie ihn. Aber schau, dann wurde er befreit, und die Qualen seiner Gefangenschaft endeten. Und da interessiert er mich. Er war dann frei, frei von den Schmerzen, denen er getrotzt, frei von der Gewalt, der er seinen Stolz entgegengesetzt hatte. Aber der Trotz wurde stumpf, der Stolz verblasste, und sein unbeugsamer innerer Widerstand gegen die äußere Gewalt der größeren Macht löste sich auf. Er begann nachzudenken. Darüber, was er getan hatte. Zum ersten Mal dachte er darüber nach, jenseits von Trotz und Stolz, nur sich und seinem Nachdenken überlassen. Aber Prometheus war ein Rebell. Und so will ich ihn modellieren: Als einen auch körperlich mächtigen Täter. Man soll ihm seine Kraft immer noch ansehen. Die Kraft des Titanen der Freiheit! Er

hatte gegen die größere Macht rebelliert und gesiegt. Und mit Stolz und Trotz ihre Strafe oder Rache ertragen. Denn sein titanischer Wille war geschehen auf Erden! Aber dann, schau, fasste sein Blick zum ersten Mal die Folgen dessen, das er getan hatte, und das nicht mehr rückgängig zu machen war. Und es kamen die Fragen: Hatte er wirklich das Recht gehabt, diese unwiderrufliche Tat zu begehen? Hatte er die Menschen durch die Gabe des Bewußtseins und Handlungsvermögens in den bodenlosen Raum dieser Freiheit stürzen dürfen? Da begann mit den Fragen der Zweifel an ihm zu nagen, von innen an ihm zu fressen, verstehst Du? Und so, schau: Nicht mehr an den Felsen geschmiedet und vom Adler gequält, sondern frei, aber an die eigene Ungewißheit gefesselt und vom eigenen Zweifel gepeinigt, so versank er im Nachdenken über sein eigenes Tun. Der mächtige Täter erstarrte zum ohnmächtigen Denker, ganz seinem Denken ausgeliefert. Prometheus geriet in die Gefangenschaft seiner eigenen Freiheit, und im Bewußtsein denken und handeln zu können, gedacht und gehandelt zu haben, wird er bedrängt von der Verantwortung und seinem Gewissen, und niemand konnte ihn daraus mehr befreien. Und das will ich modellieren: Den grübelnden Titanen, ich will die Macht des Geistes sichtbar werden lassen, durch den mächtigen Körper, der ganz Denken wird. Und schau: Ich werde ihn so über meine Pforte zur Hölle setzen! Das ist es, was die Menschen durch ihr Bewußtsein erleiden müssen, das er ihnen geöffnet hat, das ist es, was sie aus ihrer Freiheit, die er ihnen geschenkt hat, gemacht haben, das ist es, was ihr Handeln bewirkt, das er ihnen ermöglicht hat. Im Angesicht dessen muß er die Gewißheit seiner unwiderruflichen Tat und ihrer Folgen aushalten, und ich glaube, das ist die schlimmste Strafe ...

## II.

Zugfahrt o.k. Einfach sitzen und Aussicht vorbeinebeln lassen. Buch blieb zu, Zeit flog über die Schienen. Keine Ahnung, was ich gedacht habe. Gut so. Großraumwagen. Kein Gesprächszwang in der Luft wie im Abteilkäfig. Sehr gut so. Voilà Paris! Und die verfluchte Frage: Wer fährt einfach so nach Paris – und ALLEIN? Ganz Paris ist diese eine Frage. Paris ist eine sehr gereifte Frau, sehr erfahren, aber immer noch attraktiv. Elegant, verrucht, mondän, kokett. Existenziell sinnlich und umgekehrt. Französín. Raucht, Gauloise, trinkt Pernod, fragt mit Augenzwinkern, lächelnd und Akzent auf rauchiger Stimme: Warum so allein in Paris? Ich gehe schnell und mir ist, als zucke ich ständig die Schultern vor der allgewärtigen Frage. Stadt der Liebe. C'est la vie. C'est la vie! Bloß nicht so ein Gespräch jetzt. Nicht mal in Gedanken. Das ist das Plus an Minus. Dass im Fall Mensch alles noch mal in Kopf

oder Seele oder weiß ich dazukommt. An Schmerzen und an Ursachen dafür. Immer gefährdet. Wirklich oder eben menschlich. Und nicht weniger wirklich. Das sind dann: Vorstellungen, Einbildungen, Erinnerungen, Zweifel undsoweiter. Nichts eindeutig, viele Welten, viele Iche. Und dieses Wandern in der Zeit: Nach vorn, nach hinten, losgerissen. Sonst übrigens wieder Glück: Auf der Zugtoilette lag ein Hefter. Notizen, Kopien, Skripten. Nochmal was zum Thema gefunden. Mitgenommen. Aber nur die paar Blätter, wieder interessant, wirklich...

## *2. Aus einem angeblichen Brief Rilkes an Magda von Hattingberg*

... und sie leiden doch wie er gelitten hat, er, der an den Felsen gekettet war, seine immer wieder nachwachsende Leber einem Adler zum täglichen Fraß geboten, sie leiden, weil er ihnen gegeben hat, was die Götter ihnen verweigern wollten. Es hätte doch der Pandorischen Büchse gar nicht mehr bedurft, um das Übel in die Welt zu streuen. Prometheus' Nachwuchs leidet wie er: An den Felsen des Bewusstseins geschlagen und dem Adler des Wissens preisgegeben, sind die Menschen selbst zu Gefäßen des Übels geworden, das nichts ist als die Kehrseite der Größe, die aus ihrer Freiheit wachsen kann. Und erinnerne Dich unserer Gedanken im Angesicht der von schimmerndem Eis bekrönten Gipfel: Es stimmt nicht, daß Wissen befreite, Wissen bedeutet im Gegenteil eine doppelte Last: Die Last dessen, das wir wissen und die Last dessen, von dem wir wissen, es nicht zu wissen. Und Wissen-Können, Wissen-Müssen, Wissen-Wollen – Sind es nicht Bürde, Zwang und Trieb? Und die Leber, bleiben wir beim ewigen Bild, sie ist Hoffnung, die, wenn sie gesund ist, nachwächst, immer wieder, der Pein zur Nahrung. Die Hoffnung fesselt uns ans Dasein wie das Bewusstsein ans Leiden. Aber Bewusstsein, wirst Du und zu Recht einwenden wollen, heißt doch nicht weniger Freude, Genus und Glück größter Art. Ja! Und eben die Hoffnung darauf oder nur einen Teil davon, einen kleinen Teil, hält uns im Leben. Die Furcht vor dem Gegenteil aber, vor Leid, Entsagung, Unglück, hält uns in Sorge. Zwischen Hoffnung und Sorge pendelt unser Bewusstsein durch die vergehende Zeit in eine unabsehbar offenstehende Zukunft, wohin alles unaufhaltsam fließt. Unheimlich sehen wir es strömen und hören es rauschen, und der Strom verliert sich irgendwo dem Blick, das Rauschen irgendwann dem Ohr. Das Wissen um das Vermögen zu wissen reicht weiter als das Wissen, und aus dem Wissen darum kommt die Ungewissheit, denn was wird, ist doch nicht gewiss, was so erscheint, kann doch anders sein, und nur was war, wird immer mehr, ungewiss dabei, ob gewesenes Sein oder gewesener Schein. Endlich ist die Erinnerung unser einziges Eigentum, haben wir auch nicht einmal



darüber willkürliche Verfügung, denn als ob ihre Bilder nicht kämen, wann sie es wollten! Die Erinnerung beeinflusst die Erwartung, aber die Vergangenheit gibt niemals Gewissheit über die Zukunft. Unser Bewusstsein der Zeit ist uns Bewusstsein der Ungewissheit. Wir vermöchten sie zwar zu messen, die Zeit, aber schon eine Stunde kann uns Ewigkeit sein, endlos, oder nur Augenblick, verfliegen. Da zeigt die Ungewissheit sich, auch über das Maß, das feste Maß der Zeit und nicht nur der Zeit im Fluss des unaufhaltsamen Vergehens. Woran sich festhalten im Strom der Veränderung? Sich überhaupt festhalten? Nicht jeder kann es aushalten, Treibholz zu sein. Ungewissheit aber bedingt Maßlosigkeit, sich selbst und anderen gegenüber. Auch da sind es fließende Grenzen, die im Trennen verbinden, und kein Wissen schützt uns davor, sowenig wie Unwissenheit vor der Verantwortung schützt. Das Maß liegt, wenn, nicht im Wissen, sondern im Gewissen, und nur das Gewissen vermag das Bewusstsein vor der Maßlosigkeit zu schützen, die ihm innewohnt, denn es ist gerade das Bewusstsein, das Gewissheit vernichtet. So heißt Bewusstsein nicht vor allem: Zweifeln-Können, sogar: Zweifeln-Müssen und Verzweifeln? Denn im Zweifeln, meine Freundin, steckt die Zwei, die Zweiheit, der Zwiespalt und die unstillbare Sehnsucht nach Vereinigung, nach Einheit und Gewissheit, dem Urgrund menschlicher Liebe. Das prometheische Feuer hat diesen Spalt erhellt, den Spalt, durch den man schlüpfen kann, hinaus ins ungewiss Mögliche. Den Spalt, der unschließbar im Innern bleibt, die offene Tür, hinter der das Ungewisse ewig lauend liegt und drohend oder lockend seinen Schatten wirft im prometheischen Licht. Wahnsinn, Fanatismus oder Glaube stillen manchen Durst, den Durchlass endlich mit Gewissheit zu versprengen, und der Epochen Halbgewissheiten winken immer wieder mit dem Schlüssel für die Tür ohne Schloss. Das Ungewisse drängt uns: Denken, Nachdenken, Entscheiden, Handeln, doch jenseits von Instinkt und Trieb bleibt das freie Maß dafür gefordert, aber der Mensch ist von Prometheus verurteilt worden, selbst sein ungewisses Maß zu sein, gefesselt endlich an die Ungewissheit und zugleich erfüllt vom Drang, ihr unendlich zu entfliehen. Es bleibt uns als Gewissheit auf Erden nur der Spalt, der Spalt zwischen Ich und Welt, der Spalt zwischen Ich und sich, der Spalt, mit Fragen gefüllt, nie versiegenden Fragen. Und das ist unsere Frage: Ist Menschsein eine Strafe? Die Strafe, unendlich antworten zu müssen auf die nie versiegenden Fragen aus dem schmerzenden Spalt der Ungewissheit, den das Licht des Bewusstseins in die sich selbst genügende Gewissheit der Natur gebrochen hat ...

### III.

Da war er dann, Rodins Denker, saß und dachte. Ich stand, sah und dachte auch: Was denkt er? Und ich dachte: Endlich Paris vergessen. Das könnte hier überall sein. Auch so ein Ding, das mit Paris. Warum verbinden wir Paris, das Wort, die Stadt, mit – Liebe, Zweisamkeit, Romantik. Kopfleistung. Neben der Stadt aus Stein, gibt es die Stadt aus Phantasie. Ein Wort, ein Bild, eine Vorstellung, ein Gefühl. So einfach. So schön. Aber es funktioniert auch umgekehrt: Worte und Bilder, Vorstellungen und Gefühle, die Schmerzen machen. Im Kopf, im Herz, irgendwo und überall innen. Ich sehe dem Denker ins Gesicht. Er grübelt mit seinem ganzen Körper. Und sein Gesicht: Fröhlich nicht, gelassen nein, angestrengt eher, bedrückt doch, traurig: möglich, schmerzvoll: vielleicht. Worüber denkt er? Was Wichtiges verloren – Er denkt verzweifelt WO? Was Bedeutendes entscheiden – Er denkt verzweifelt WIE? Was Schlimmes passiert – Er denkt verzweifelt WARUM? Die Figur scheint vor Denken zu vibrieren. Fragen, Fragen. Tiere leiden ja auch, keine Frage. Aber sie können sich eben keine Fragen stellen. Sie leiden, aber wissen's wenigstens nicht. Seltsam: Ein komischer Mann hat mich beim Betrachten des Denkers betrachtet und mir ein paar knittrige Papiere in die Hand gedrückt. Schweigend, mit tosendem Blick...

#### *3. Aus einem angeblichen Brief Camus' an Maria Casarés (Übersetzung)*

... denn Prometheus war der erste Revolutionär und gab dem Menschen sein Schicksal vor: In der Revolte leben zu müssen, gleich ob er sie lebt oder sie verdrängt. Das spielt keine Rolle, es ändert nichts. Und es ist das Schicksal des Sisyphos, die Ungewissheit auszuhalten, ob seine Existenz einen Sinn hat. Das Schicksal entscheidet sich nicht mit der Antwort auf die Frage, denn auch die Antwort ist gleichgültig. Das Schicksal ist entschieden mit der Tatsache, dass der Mensch nach dem Sinn fragen muss. Es kommt nur darauf an, im Angesicht der Frage zu leben und sich einzugestehen, dass es keine Antwort auf sie gibt, die mehr wäre als Illusion. Die einzige Wahrheit ist die Ungewissheit allen Sinns. Das ist der Stein, den Sisyphos wälzt, solange er bewusst existiert. Und seine bewusste Freiheit liegt im Paradox der revoltierenden Annahme seines sinnlosen Schicksals. Die menschliche Freiheit ist in dem Sinn absurd wie es die menschliche Existenz selber ist, deshalb muss existenzielle Freiheit notwendig absurden Charakter haben. Existenzielle Freiheit kann sich nicht auf Täuschungen gründen, sie entspringt dem klaren Angesicht der Abgründigkeit des menschlichen

Schicksals. Es geht nicht um Erlösung, sondern um Bewusstsein. Mit der Tatsache des Bewusstseins wird dem Menschen die Bewusstheit der Absurdität zum einzig wahrhaftigen Gradmesser seiner Freiheit. Für Prometheus wird sie, darauf komme ich gleich, umgekehrt zum Gradmesser seiner Unfreiheit. Er hat dem Menschen das Feuer des Bewusstseins und der Erkenntnis gebracht und damit das ›Loch‹ in die Natur gebrannt. Du magst vielleicht staunen, aber diese Metapher JPS' nehme ich überzeugt auf, wenn auch er selber in den Konsequenzen, die er daraus zieht, weit hinter sich zurückgefallen ist, indem er das von ihm entdeckte Loch wieder zu verstopfen versucht, um jeden Preis, und den schlimmsten Terror dafür zu dulden, sogar zu verteidigen bereit ist, nur um vor den Konsequenzen seiner eigenen Entdeckung zu fliehen! Aber lass mich zu Prometheus zurückkommen. Mit seinem ›Denker‹ hat Rodin ein großes Bild geschaffen: Den mit seiner Tat selbst in den Abgrund des Denkens gefallenen Gott, den unermüdlich wie Sisyphos seinen Stein wälzt über seine Tat und ihre Folgen denkenden Titanen. Mit seiner Tat zeugte Prometheus das Absurde, dem weder er selber noch der von ihm geschaffene Sisyphos entkommen können, denn das Absurde betrifft den aus seiner Göttlichkeit hinabgestürzten Gott und das aus seiner Tierhaftigkeit hinaufgerissene Tier. Durch das prometheische Loch konnte der Mensch in den Raum seiner absurden Freiheit treten, in dem er mehr als das Tier wurde und doch weniger als ein Gott blieb. Tier und Gott existieren für sich nicht absurd, sondern absolut, das Tier in seiner natürlichen Ohnmacht, der Gott in seiner transzendentalen Allmacht. Dazwischen, für immer auf halbem Wege zwischen beiden gefesselt, entstand durch die prometheische Tat der Mensch, der das Tier unterwirft und den Gott bedrängt, ohne je vom Tier loszukommen und ohne je den Gott zu erreichen. Zwischen Tier und Gott zittert die menschliche Freiheit, die zugleich das Absurde bedeutet: Die Freiheit zu erkennen, die Freiheit zu handeln und das Bewusstsein davon, das immer Bewusstsein von Möglichkeit und Beschränktheit zugleich ist. Der Mensch kann erkennen, ohne sich der Wahrheit seiner Erkenntnis, und der Mensch kann handeln, ohne sich der Richtigkeit seines Handelns je sicher sein zu können. Aus dem Zusammenfall von Möglichkeit und Beschränktheit wächst die Frage nach dem Sinn als Garantie des Gelingens oder Erklärung des Scheiterns. Jeder Sinn, den sich der zwischen Möglichkeit und Beschränktheit gespannte Mensch erfindet, ist ein existenziell aussichtsloser Fluchtversuch aus der Absurdität. So bleibt Sisyphos nichts, als ohne Antwort den Stein seiner Existenz zu wälzen wie Prometheus ohne Antwort den Gedanken seiner Tat wälzen muss. Und er ist die eigentlich tragische Figur, die Rodin meisterhaft gebildet hat: Die im unendlichen Nachdenken über den Sinn seiner Tat gelähmte Macht des göttlichen Revolutionärs, der weiß, dass er den

Menschen unwiderruflich in das Gefängnis der absurden Freiheit gesperrt und sich selbst, aller göttlichen Handlungsmacht beraubt, unwiderruflich in die göttlich absurde Unfreiheit gestürzt hat. Er war ein Gott! Die Freiheit, die er entfesselte, hat ihn vernichtet, wie sie alle Götter vernichtet. Erschüttert sitzt er da und denkt nach dem Sinn, den er nicht findet. Aber sein Schmerz ist unendlich wie es einem Gott gebührt, und wir können uns Prometheus nicht als einen glücklichen Gott vorstellen, denn ihm, dem gewordenen Gott, ist der existenzielle Weg des Sisyphos verwehrt, im höchstmöglichen Bewusstsein der Absurdität seines Schicksals, die Freiheit der paradoxen Revolte gegen ein Los zu erfüllen, das er sich nicht selbst gegeben hat ...

#### IV.

Fahre Metro, kreuz, quer. Ein Fahrschein, keine Grenzen. So einfach kann es sein. Ist bei uns anders. Tausend Tarife, U-Bahnfahrten so kompliziert wie die Welt. Das Denken lässt jede Möglichkeit zu. Hier unten drängt Paris sich nicht so auf. Trotzdem auch hier alles sehr existenzialistisch, französisch, pariserisch. Gesichter, Gesten, das sichtbar Unsichtbare. Schade, dass er nicht Metro fahren kann, der Denker. Tausende Welten um mich. Keine Aussichten, nur die anderen. Oder das Wegsehen, das Vor-Sich-Hin-, das In-Sich-Sehen. Oder Lesen, Blättern. Konzentriert oder nur, den anderen Blicken zu entkommen. Weil man sich nackt fühlt, preisgegeben. Tausende Welten kreuzen sich hier. Auch Schmerz. Unsichtbar hinter den Gesichtern. Manchmal irrumsanfällig zu ahnen. An den Bewegungen, Augen, Haltungen entlang. Vielleicht auch nichts dahinter. Die Leute sind nur unterwegs. Zwischen dem schnellen Woher und Wohin einfach nur da. Für ein paar Weilen bewusstlos dahindämmern. Auf einem Sitz ein schmales Heftchen gefunden. Alt und abgegriffen. Sauber übertragene Hölderlin-Schriften, Französisch. Hölderlin wusste, was Schmerz ist, Menschenschmerz ...

#### 4. Ein angebliches Hölderlin-Fragment (ohne Titel, Rückübersetzung)

Über unsrer Leiber Hüllen weit greift er hinaus und flieht hinein  
Der uns zugehauchte Geist in fernste Sphären dieses Seins  
Und trägt gefährlich nah heran, was er von weit, so weit erspät.  
Er ist wie den Alten es der kühne Schiffer einstmal war,  
Die Grenzen im Wind dahin, wo Nichts gedacht, duchstechend,  
Zu Gestaden jenseits aller Götter Willen Weg und Mittel fand.  
Aber wie der Leib im Raume sich Erfahrung schon erschmerzt,

Bringt entfesselt er und maßlos treibend außer sich herbei  
Aus fernsten Zeiten Ränder, von keinem Auge je zu schaun,  
Von Räumen raumlos her den Ätherschmerz, der Leib uns wird  
Als würd mit Teufels Zangen am Leibe selbst gemartert  
Durch unsichtbarer Schergen lustvoll Strafgericht für das,  
Was Natur nicht ist an uns, das uns promethisches Geschlecht  
Nach höchsten Himmeln treibt und in Höllen dafür stürzen läßt,  
Deren Tiefe noch von keinem Geistbefreiten jemals zu ermessen ...

## K.

Wieder im Zug. Rückfahrt. Schneller Entschluss: Mit der Metro zum Bahnhof, nächster Zug und ab. Glück gehabt, nur zehn Minuten gewartet. Keine Lust auf Paris. In Bewegung bleiben und Gedanken. Die Gedanken über Rodins Denker, den Schmerz im Allgemeinen verdünnen meinen besonderen Schmerz wirklich. Dieser Wettbewerb kam wie gerufen. Es klappt. Aber wenn ich jetzt durch Paris gelaufen wäre – bloß nicht! Dann wäre mir immer nur eingefallen, dass sie nicht dabei ist. Weil wir doch immer mal nach Paris wollten, zusammen. Weil man nach Paris mal eben so eben nicht allein fährt. Das ist das Paris im Kopf. Stadt der Liebe. Die Stadt kann ja nichts dafür. Dafür kann, was ›Leib nicht ist an uns‹. Als ob der ›Leib‹ nicht schon anfällig genug wäre für Schmerz. Von außen, durch Verletzung, oder innen, also Krankheit. Aber seine Angriffsfläche ist nichts gegen die im Kopf, im Herz oder sonstwo. Da reicht ein Blick oder Nichtblick, ein Wort oder Nichtwort, da reicht irgendein Einfall, und es brennt. Im Kopf, im Herz, überall dann. Was gibt's nicht alles: Eifersucht, Kränkung, Verrat, Enttäuschung. Und der Keim kann bloß im Hirn sein. Trotzdem wuchern die Schmerzen. Wie Tumore. Und genauso gefährlich. Wahnsinn eigentlich. Diesmal Abteil, leider. Noch zwei Leute, aber mit sich beschäftigt, gut. Manchmal ist mir die Nähe von Leuten schon zuviel, Stimmung. Wie Raskolnikow im Treppenhaus. Aber ohne Mordgedanken. Ein Typ, Beethovenmähne plus Bart, grau. Schrieb die ganze Zeit in einem zerlesenen Buch. Fast manisch. Irgendwo stieg er aus. Ein Zettel lag auf dem Boden. Aufgehoben, mitgenommen. Passt wieder. Lustig, wirklich, als ob alle helfen wollen. Mir soll's recht sein ...

### *5. Aus einer angeblichen Skizze Blochs*

... und das erste ist Schmerz, der Schmerz der Geburt. Aus dem Warmen, Dunklen, Ungefährten, treten wir ins Kalte, Grelle, Konkrete. Wir sind Gestalt im Raum, begrenzt und bedrängt. Wir haben keinen

Begriff, nur Gefühl. Das Gefühl ist unangenehm, die erste Berührung mit der Welt liegt dem Schmerz näher als der Lust. Wir sind ausgedehnt und dehnen uns aus, folgen dem treibenden Impuls des Lebens: Wachsen. Wir verfügen über die Kraft des Gewöhnens, machen uns das Ungewohnte zu eigen, beginnen es zu bewohnen. Mit dem Körper berühren wir andere Körper, belebte und unbelebte. Andere belebte Körper berühren uns. Jede Berührung markiert die Grenze unserer Körperlichkeit. Da wo wir auf Welt treffen, ist Widerstand. Im Widerstand der Welt messen wir uns aus, unsere Grenzen. Schmerz und Lust sind die äußersten Pole des Widerstands, des Widerstands, den wir suchen, des Widerstands, den wir fliehen. Weit über unseren Körper dehnt sich aus, was wir Bewusstsein nennen, das prometheische Element. Es dehnt sich über den unmittelbaren Raum des Daseins in den Raum an sich, über das unmittelbar Gegenwärtige des Seins in die Zeit an sich. Wir sind nicht bloß am Ort, im Augenblick, sondern dehnen uns in Raum und Zeit. Auch die bewusste Welt lehrt uns Widerstand und Grenzen. Dadurch erst kommen wir zu uns, zum Selbstbewusstsein. Nicht von Ungefähr ist das Ziel der hinduistischen und buddhistischen Lehren die Entselbstung und damit Entgrenzung. Was im All aufgeht, wird von keinem Widerstand mehr betroffen, es verliert den Schmerz, aber auch die Lust. Kein Selbst kann All werden. Was selbst ist, kann nur begrenzt sein, nämlich geworden aus der Erfahrung und seiend im Bewusstsein von Grenzen. Irdisches Leben und irdisches Bewusstsein bestimmt sich durch Grenzen, durch das Andere, die Anderen, das Nochnicht und Nichtmehr. Hier wurzelt das doppelte Streben: Sich gegen die Grenzen dehnen und hinter den Grenzen schützen. In welches Verhältnis das Dehnen und Schützen zueinander kommen, hängt vom Charakter und den Bedingungen seiner Entwicklung ab. Im Anfang überwiegt das Dehnen, denn mit der Zeugung beginnend, dehnen wir uns aus. Das Dehnen ist aktiv, der treibende Impuls des Lebens und alles Lebendigen, auch des Bewusstseins. So ergreift das wachsende Kind unermüdlich dehnend Besitz von sich und der Welt, greifend und begreifend. Das Schützen ist passiv, im Ursprung der sorgende Hüter und folgt dem Dehnen. Wo das Schützen das Dehnen überwiegt, ist der treibende Impuls des Lebens gebrochen. Die Furcht vor Schmerz überwiegt das Begehren von Lust. Lust dehnt sich aus, Schmerz zieht sich zusammen. Die erste Begegnung mit der Welt ist Schmerz. Die Urerfahrung des Schmerzes ist die Geburt, der Verlust der Höhle, das plötzliche Bedrängtsein durch die Welt: Das Geborene zieht sich zusammen im Angefühl der Welt. Dem setzt das Leben das Vergessen entgegen und die Urlust, in das Bedrängende zu dringen: Zur Welt zu kommen und zu sich. Der treibende Impuls gewinnt die Oberhand. Die Wärme der Mutter ist erste weltliche Lust. Der Säugling beginnt sich zu dehnen. Jeder ist Entdecker seiner Welt

und seiner Selbst. Auf dem Weg zur Welt, zum Selbst sammelt sich das Bewusstsein von Körperlichkeit und Geistigkeit. Sie werden erfahren als Dimensionen von Möglichkeit und Gefährdung. Ihre Erfahrung bestimmt das Verhältnis von Lust und Schmerz, von Dehnen und Schützen. Mit dem Tier gemeinsam hat der Mensch die körperlichen Schmerzquellen, einige höherentwickelte Tiere teilen den menschlichen Schmerz des Verlustes, der Trauer, der Einsamkeit als Gefühlsregung auf unmittelbare Zustände. Physisch ursächlicher Schmerz durch Krankheit oder Verletzung und psychisch ursächlicher Schmerz im Angesicht des Gewärtigen nehmen ihren Ausgang vom objektiv begrenzten Zustand oder Ereignis. Neben der Dimension des Gewärtigen, also Wirklichen, wird dem Menschen die Sphäre des ungewärtig Möglichen und das Labyrinth des allgewärtig Persönlichen zum Ausgang psychischen Schmerzes. Subjektiv entgrenzte Zustände oder Ereignisse treten aus dem Möglichen und Persönlichen in die Wirklichkeit des Bewusstseins. Der Schmerzhorizont des Menschen wird durch das entgrenzende Bewusstsein über das Ort des Körpers und Augenblick des Unmittelbaren hinaus nach innen wie außen in den Raum und die Zeit hinein gedehnt ...

## VI.

Im Café. Besser als zuhause. Da flüstert laut das Schweigen. Hier lautet und rumort es, vom Schweigen nichts zu hören. Die Leute stören nicht, im Gegenteil. Geselliges Alleinsein, genau richtig dosiert. In Zugabteilen, bei Pech, wird man vom Redezwang umzingelt. Wenn Leute sich nicht beschäftigen oder das Nichtreden in Nähe von anderen nicht aushalten. Im Cafe kann man mittendrin ein Separee bauen. Meine gesammelten Papiere, einen Stapel leerer Blätter vor mir, Kaffee, Cognac, Stück Kuchen, Zigarette, ganz klassisch. Gibt zwei, drei Cafes, wo keiner, den ich kenne, verkehrt. Denkhalbinseln. Also, mal los jetzt – ›Was ist es, das in uns schmerzt?‹ Mich zum Beispiel, ja, warum nicht, Induktion, mich schmerzt, dass sie weg ist. Das schmerzt jeden, wenn die oder der weg ist, die oder den man liebt. Verlust schmerzt. Und Vorverlust, also etwas nicht zu bekommen, was man in Kopf oder Herz oder sonstwo schon für sich hat. Aber nur da. Kann genauso schmerzen wie Verlust von wirklich Gehabtem. Zurückweisung schmerzt. Niederlage, Verrat, Demütigung. Ob und was und wie es wen schmerzt, hängt von Spannweite und Empfindlichkeit des betroffenen Bewusstseins ab. Vom Schamgefühl und von der Eitelkeit zum Beispiel. Und ›Weltschmerz?‹ Müsste eigentlich Selbstschmerz heißen. Die Weltschmerzler leiden an sich genauso wie an der Welt, sie leiden an sich in der Welt, halten selbst die Welt nicht aus. Spannweite riesig,

Empfindlichkeit höchst. Und keine Antwort auf die große Sinnfrage. Sowieso: Dieses immer nach dem Sinn fragen müssen. Noch mal die Sachen lesen, die ich zusammengesammelt habe...

#### *6. Abhandlungsfragment von Tim Wurzer*

Irgendwann machte Prometheus das Licht an. Da sah und begriff der Mensch die Welt. Das heißt, er sah sie, aber er begriff sie nicht. Sich sah er auch und begriff sich nicht mehr als die Welt. Lauter Fragen im Licht. Und sehen, das alles immer weiter geht und reicht, als man selber kommen, fassen kann. Das Licht hat uns aus uns herausgeworfen, ohne dass wir uns ganz losgeworden sind. Nichts Halbes, nichts Ganzes, zwischen den Stühlen...

#### *Aus der beigefügten Erklärung von Mirja Rasic*

... er hat da die ganze Zeit gesessen und gelesen und geschrieben, und dann ist da plötzlich eine junge Frau reingekommen und zu ihm gegangen, und er war ganz überrascht, und die beiden haben sich angesehen und geredet, und ich habe irgendwas von Paris verstanden, und die junge Frau hatte wohl Fahrkarten für den Zug, und dann haben die sich umarmt, und geweint haben die auch und gelacht, und er hat mir dann einfach fünfzig Mark gegeben und gesagt, das wäre schon gut so, und dann sind sie einfach gegangen, das heißt richtig gelaufen sind sie, so Hand in Hand, und ich hab noch gedacht, wie schön das ist, so was zu sehen und ein bisschen traurig war ich auch, weil mich das natürlich so erinnert hat an (*ein paar unkenntlich gemachte Worte*) und jedenfalls die Sachen von ihm lagen da noch auf dem Tisch und er war weg ...



# Heimwehen I–VII

Alexander A. Zeiger

## *I. Glaubenswunden*

Gleich bei den Zedern  
um die Ecke  
verschlafen Menschen  
die Welt, das Leben,  
im Bus der Bürgerkrieg,  
Besatzung  
Macht den Nachbarn!

Die Armee sitzt  
in Trance müde  
vom Feuern, vom Feiern auch  
so jung  
5000 Jahre mauern  
18jährige Mädchen  
mit uralten Zöpfen, roten Köpfen  
im Gleichschritt Männerträumen  
verloren gerannt,  
ohne Jugend die Jungen  
alt gefroren das Lachen.

Zugestopft die Poren  
alle  
mit Essen ohne Lust  
kein Bissen mehr reicht  
weil Krieg die Preise  
treibt,  
es verschlingt sich Arm in Arm  
die Armut mit den Opfern.

Kreuze im Laden  
hängen Gebete in der Kirche  
gehen darin verloren Kerzen  
Punktlicht spenden  
so wenig  
als Hölle in der Heiligkeit,  
Achselschweiß im Felsendom  
vor lauter Stille  
El Aqsar geschlossen vor  
Touristen  
blicken  
erschossen voneinander  
was, das Klagelied erwürgt?  
Keine Worte mehr im Hals  
auch wenn Liebe geht  
Den Bach hinunter  
wo kein Wasser fließt  
so ohne Strom  
Leitungen lange  
Trauer bewacht von Militär  
und Polizei,  
wo Glaubenswunden  
spürbar Stich um Stich.  
Wer will den Frieden?  
Hab acht  
Hab sucht  
Aussicht auf den nächsten Feind  
Wo einziges Glück  
so bombensicher Klagen tränen.

## II. See sucht

Grüner Samt im Noblen  
Wiesengrün im süßen Saft,  
Herodes vor  
dem Kreuz  
Rittern gleich gestellt  
gewaltig  
Schornstein dreimal.  
Wie Kanonen in den Himmel zielen  
als ob zu treffen oben  
was erlahmt ist  
Land unter.

Zu spüren die Sehnsucht  
der Wolken  
wenn eigene erstickt  
vor plumper Ehr.de  
Strom nur mit Kohle eigen nennen  
damit die Welt ruhig andockt  
am Land,  
auf See zu sehen  
was Staat macht  
und stärken soll,  
was anders Herz  
Schwächen  
vergeigt der Puls  
umgekommen zum Schluss  
am Erz.

*III. Arab women Jewish men*

Hupen im Auto  
weg den Vordermann  
ohne Redezeit  
                                  totschlagen des  
Brüllen in brütender Hitze  
die Wut aus dem Fond  
immer mehr zurück  
schauen  
ohne Weggefährten  
niemals Helden werden  
vorwärts.

Telefone laufen heiß  
an Mauern entlang  
Plastikflaschen zu Klumpen  
verschmelzen Gebete  
tausendfach  
Wo niemals ist  
das Landsmänner eint,  
in den Toiletten geteilt

Arab men Je wish women

missverstanden die Kunst als wahr

Jewish men Arab wo  
                                  men

alles nur Super! Schluss!  
                                  verkauft  
verraten im Rausch  
dann verneint.

*IV. Wunder die Seele*

Von Würzen  
versüßt die Liebe  
Mär!  
Vom Kampf erschlagen das Militär

Jungen weinen nicht  
ihrer Zukunft hinterher  
gelaufen die Mädchen  
Spaß haben  
der Rat  
Bloß Vulkane glühen  
wenn Lippen sich kosen  
Beißen Sie nicht in des andern Mund

So wund  
er ist die Seele  
so zart die Art von Hand  
auflegen  
anlegen  
abdrücken  
die Waffen im Spalier  
Spieß lass Ruten laufen ein  
bis gestorben auf Papier  
alle Küsse  
In Erinnerung nur:  
Stein!

V. Zeitzündler

Zeit abschreiten  
im Welten Spiel  
                    Zeugen zündeln  
mit der Zeit  
wenn Augen mich nicht leuchten  
fallen  
nach dem Stand der Sonne  
meine Augen  
                    Blicken einfach zu

erst vorhin  
Gaben Deiner Seele  
empfangen nicht  
durch Muschelklang  
Ton in Ton im Mehr  
wie zu hören  
und sehen  
                    der ich sein werde

am Morgen  
Röte in der Sprache  
von Mund zu Mund  
                    Art ist er  
Zu denken im Traum  
an Dir zu liegen frei  
                    zügig mir das Wort vergeht  
über Lippen  
Bekenntnis geben

wohin mit meinem Schmerz  
Morpheus über diesen Geist  
so furchtbar um halb vier  
und noch viel später  
Dich zu Tage bringen  
untertags zu lesen laut  
                    malerisch das Du  
Zu sein in Deinem Antlitz  
gib endlich ruh  
geh Heim  
                    weh der weg  
noch Ziel dazu

*VI. Freudenfeuer*

Freudenfeuer  
Böllerwerk  
Schiffe im Mondlicht karg  
blass das Meer  
durchtrennt an Steuerbord  
der Spiegel.

Kein Gesang  
wo Männer ohne Rhythmus  
im Manöver exerzieren  
ihren Hüftschwung weg.  
Weiter oben  
da!

Hornissen fliegen  
mal rot  
vor Zorn  
die Augen  
          blicken durch die Nacht,  
Wellen schallen  
Stacheln an  
das Feindesfeuer  
dass niemand es  
mehr hören kann.

*VII. Brückenschlag*

Brücken zu schlagen  
Räder zu drehen  
zwischen den Zeilen  
Größe gewinnen

wenn Wunden spürbar  
Stich um Stich  
Eros  
    Ionen gleich  
Glückseligkeit zusammensetzt

Grenzen zwischen  
                    Menschlichkeit  
vermessen das Bedauern  
vergessen in Augen  
                    blickt so  
dicht  
    er gab sich hin  
dem Brückenschlag



# Was ist es, das in uns schmerzt?

Monodram

Michaela Adelberger, Dominik Sack, Helene Schruff

Für Mezzosopran, sechs Frauenstimmen, sechs Männerstimmen und Instrumentalensemble (Oboe, Klarinette, Saxophon, Horn, Posaune, Tuba, Bratsche, Cello, Kontrabass, Klavier, Schlagzeug)

Idee und Text: Michaela Adelberger (Berlin), Helene Schruff (Bonn)

Komposition: Dominik Sack (Köln)

## *Warten auf den Text*

*Was ist es, das in uns schmerzt?* Die Zukunft der Musik, meint Karlheinz Stockhausen, liege in ihrer Vertikalisation. So auch hier. ›Warten auf den Text‹ (Morton Feldman): Die sieben einsilbigen Wörter der Preisfrage werden vollständig vertikalisiert: Sieben Sprechstimmen sprechen die sieben Wörter

Was  
ist  
es  
das  
in  
uns  
schmerzt?

einmal, gleichzeitig, und geben damit einen Impuls.

Doch der Weg von einem einzigen Impuls zu einem musikalischen Zusammenhang braucht mehr: Zeit. Aus einem (vertikalen) Ereignis sollen mehrere Ereignisse werden, aber wie? Schlaginstrumente und andere (z. B. ein Klavier) dehnen den Impuls nach einem affinen – verzerrten – Metrum und strukturieren so die Wartezeit. Wie ein affines Koordinatensystem, dessen Achsen nicht im rechten Winkel zueinander stehen. Impulse (nicht Rhythmen) sind nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten angeordnet. Jeder Impuls verfügt über eine eigene Klangcharakteristik. Die komponierten Stimmen geben Reihen wieder, keine Klangfarben. Klangfarben entstehen durch Diagonallinien.

Dann setzt irgendwann, irgendwann, der Sprechchor ein und spricht die Frage in vertikalisierter Form (s. o.). Die erste Stimme fährt

mit einem Abstand von 5/8 fort, die zweite mit 6/8 und die dritte mit 7/8. Beim kleinsten gemeinsamen Vielfachen endlich treffen sie sich wieder. Entvertikalisierte Vertikalisierung. Darunter liegt ein Resultatrythmus, der sich aus den einzelnen Stimmen ergibt.

## OUVERTÜRE

Sprechstimmen: Was ist es, das in uns schmerzt?

### *Exposition (Erstes Thema)*

[A] Der Text enthüllt eine klassische Sonatenform: Exposition (1. Thema), Wiederholung der Exposition (2. Thema), Durchführung, Reprise, Solokadenz und Koda. Hierüber liegt die Musik. Vorgegeben ist die Tonfolge cis a fis cis d h fis.

Fis Moll/h-Moll – Tonika/Subdominante: keine ungewohnte Chiffre für offene Fragen. Hiervon leitet sich das Tonmaterial ab. Das Vorgefundene wird einer, nein zwei Operationen unterzogen: Projektion und Multiplikation. Die Intervalle der Tonfolge wurden mit 5 und 7 multipliziert. Daraus ergibt sich eine Skala im chromatischen Raum. Sie wird vorwiegend absteigend eingesetzt. Das ist eine Energiefrage, denn eine konkave Linie ist die kraftloseste melodische Form.

In den Sprechchor der Ouvertüre setzen die Fragen der Frauenstimme ein. *Was ist es, das in uns schmerzt?* Das ist das erste Thema der Sonate.

### *Sonate*

[A] *Frauenstimme*: Was ist es, das in uns schmerzt?

*Chor*: Was ist es?

*Frauenstimme*: Ist es der Verlust?

*Chor*: Der Verlust?

*Frauenstimme*: Ist es die Angst?

*Chor*: Die Angst?

*Frauenstimme*: Ist es die Erinnerung?

*Chor*: Die Erinnerung?

*Frauenstimme*: Ist es die Sehnsucht?

*Chor*: Sehnsucht?

*Frauenstimme*: Ist es die Erwartung?

Oder die Enttäuschung?

A handwritten musical score for a string quartet and piano. The score is organized into three systems. The first system includes staves for Violin I, Violin II, Viola, and Cello/Double Bass. The second system includes staves for Violin I, Violin II, Viola, and Cello/Double Bass. The third system includes staves for Violin I, Violin II, Viola, and Cello/Double Bass. The notation is dense with notes, rests, and dynamic markings. The piano part is written on a grand staff (treble and bass clefs). The score is written in ink on aged paper.

## Wiederholung der Exposition (Zweites Thema)

[B] Das zweite Thema hat kontrastierende Struktur. Ungerade Rhythmen: ›Die *Schuld*, die *Liebe* oder das *Glück*, die *Schuld*, die *Liebe* oder das *Glück*, ...‹. Die Tonskala wird durchlaufen und auf die einzelnen Silben verteilt. Immer absteigend und immer fortlaufend. Daraus entsteht ein kreisender Effekt. Vorsicht! Denn verschiedene Dinge sind zusammengekommen: der Skalenverlauf, melodische Elemente und rhythmische, die im Text angelegt sind. Die Skalen aber hören irgendwann auf. Nein, werden durchbrochen, zum Beispiel durch eine Umkehrung des Themas. Zum Beispiel bei [B], dem zweiten Thema im Sonatensatz. Die Skala wechselt. Da nun das zweite Thema dran ist, muss anderes Material her. Das sind jetzt Quint- und Quartmultiplikation über einen Oktavraum notiert, was eine Tonleiter ergibt. Die beiden Skalen ergänzen sich zu einer oktavfüllenden Skala.

[B] *Chor*: Was ist es?

*Frauenstimme*: Ist es die Schuld?

*Chor*: Die Schuld?

*Frauenstimme*: Ist es die Liebe?

*Chor*: Die Liebe?

*Frauenstimme*: Ist es das Glück?

*Chor*: Die Liebe? Oder das Glück?

*Frauenstimme*: Ist es die Versuchung?

Ist es die Entsagung?

## *Durchführung*

Bei [C] beginnt die Durchführung. Das Material aus [A] und [B] wird zusammenmontiert. Und hier beginnt die Musik sich von der Sonatenform des Textes zu lösen.

[C] *Chor*: Was ist es?

*Frauenstimme*: Ist es die Eitelkeit?

*Chor*: Die Eitelkeit?

*Frauenstimme*: Ist es der Betrug?

*Chor*: Der Betrug?

*Frauenstimme*: Oder die Ungerechtigkeit?

*Chor*: Warum die Ungerechtigkeit?

*Frauenstimme*: Ist es die Hoffnung?

*Chor*: Die Hoffnung?

*Frauenstimme*: Ist es der Irrtum?

*Chor*: Der Irrtum?

Handwritten musical score for a string quartet, page 16. The score includes staves for Violin I, Violin II, Viola, and Cello/Double Bass. It features complex rhythmic patterns, dynamic markings like 'p' and 'f', and performance instructions such as 'solo in C' and 'solo in B-flat'. The bottom of the page has a 'p' marking and the word 'Chord'.

*Frauenstimme:* Ist es das Entzücken?  
*Chor:* Das Entzücken?  
*Frauenstimme:* Ist es die Mittelmäßigkeit?  
*Chor:* Die Mittelmäßigkeit?  
*Frauenstimme:* Ist es die Reue?  
*Chor:* Die Reue!?  
*Frauenstimme:* Ist es des Tages Jammer?  
*Chor:* Vielleicht!  
*Frauenstimme:* Ist es die Dummheit?  
Oder ist es die Wahrheit?

### *Reprise*

[D] Endgültig keine richtige Reprise. Dafür aber zwei Textelemente von besonderer Bedeutung: Das Fragezeichen, und der Begriff der Einsamkeit. *Einsamkeit!* Taucht erstmals auf, will betont werden, herausgestellt, besonders.

Die Musik versucht den Stillstand der Generalpause vorwegzunehmen. Das Mittel: Ein statischer Klang im Klavier. Durch den Klang wandert eine Stimme hindurch. Der Klang, der Akkord, bleibt immer gleich und wird immer wiederholt.

Beim ersten Mal ist die Oberstimme betont. Beim zweiten Mal nicht mehr die Oberstimme, sondern eine darunter. Beim dritten die dritte. Und so fort. Die Linie steigt ab mit der Stimme, die durch den Klang wandert.

#### *Die Einsamkeit!*

Im Chor ist ihr ein Klang zugeordnet, der sich aus der Tonfolge cis a fis cis d h fis, der Ausgangssituation, herleitet. Doch die Einsamkeit besteht aus anderem Tonmaterial als die vorhergehenden und nachfolgenden Passagen. Es ist dasselbe Thema, das später vom Chorglissando [E] übernommen wird. Hier vom Ensemble. Unter [A] auch schon vom Mezzosopran.

[D] *Chor:* Was ist es?  
*Frauenstimme:* Ist es die Heimatlosigkeit?  
*Chor:* ?  
*Frauenstimme:* Ist es die Gewissheit?  
*Chor:* Die Gewissheit?  
*Frauenstimme:* Ist es die Einsamkeit?  
*Chor:* Die Einsamkeit!  
*Frauenstimme:* Ist es die Wollust?  
*Chor:* Die Wollust?  
*Frauenstimme:* Ist es die Verzweiflung?  
*Chor:* Die Verzweiflung?

This image shows a page of handwritten musical notation for a string quartet. The score is arranged in four systems, each corresponding to a different instrument: Violin I (top), Violin II, Viola, and Cello/Double Bass (bottom). The notation includes various musical symbols such as clefs, time signatures, notes, rests, and dynamic markings. The paper shows signs of age, with some staining and wear. At the bottom center of the page, there is a small handwritten number, possibly a page or measure number.

## Solokadenz

Es passiert nichts. Wenn nichts passiert, hat das zur Folge, dass alles, was passiert, mit gesteigerter Aufmerksamkeit betrachtet, wahrgenommen wird. Zufällige Dinge. Das löst Chor und Ensemble, den Mezzosopran aus der Starre.

Ein Reißverschluss wird geöffnet. Ein Schuh scharrt auf dem Boden. Ein Drahtnotenpult wird zusammengefaltet. Jemand setzt sich um, streicht über die Jacke.

Durch das Faktum der Generalpause haben die Zufälligkeiten musikalische Funktion. Eine Solokadenz wie beim Instrumentalkonzert ist das natürlich nicht.

## GENERALPAUSE

### Coda

Ein Chorglissando zieht sich durch ganz [E]. Es ist kein echtes. Halb- und Vierteltonschritte bewegen sich abwärts. Die rhythmisch-metrische Disposition korrespondiert mit dem Anfang, ist identisch mit dem Prinzip des Sprechchors. Allein, es werden keine einzelnen Impulse wie oben, sondern liegende Klänge verarbeitet. Die Töne der einzelnen Stimmen sind gleich lang. Doch jeder Stimme ist ein unterschiedlich langer Ton zugeordnet: 84 Dauereinheiten im Sopran, 60 im Alt, 105 im Tenor, 55 im Bass. Die zugrunde liegende Einheit (5/6/7) wird variiert: Zweiunddreißigstel-Sextolen, Zweiunddreißigstel-Quintolen, Zweiunddreißigstel, Sechzehntel-Sextolen. So kommt es zu einer proportionalen Spreizung. Das Chorglissando wiederholt sich mehrfach. Die Dehnung wird immer breiter, das Gesamt wird immer länger. Es dauert gut neun Takte (erster Durchlauf). Dann zehneinhalb (Wiederholung). Dann mehr als dreizehn Takte (drittens). Zum Schluss: achtzehn Takte.

[E] *Chor*: Was?

*Frauenstimme*: Ist es der Abschied?

*Chor*: Der Abschied?

*Frauenstimme*: Ist es der Zweifel?

*Chor*: Vielleicht?

*Frauenstimme*: Ist es der Neid oder die Eifersucht?

*Chor*: Der Neid? Die Eifersucht?

*Frauenstimme*: Ist es das Schicksal?

*Chor*: Schicksal?

*Frauenstimme*: Ist es der Tod?



Handwritten musical score for a symphony, page 23. The score includes vocal parts (Soprano, Alto, Tenor, Bass) and instrumental parts (Flute, Oboe, Clarinet, Bassoon, Trumpet, Trombone, Tuba, Percussion, and Cello/Double Bass). The vocal parts have lyrics in German. The instrumental parts show complex rhythmic and melodic lines. The page is numbered -23- at the bottom.

**Vocal Parts:**

- Soprano:** *Ich hab' die Hand' in die Hand' - fass' dich!*
- Alto:** *Ich hab' die Hand' in die Hand' - fass' dich!*
- Tenor:** *Ich hab' die Hand' in die Hand' - fass' dich!*
- Bass:** *Ich hab' die Hand' in die Hand' - fass' dich!*

**Instrumental Parts:**

- Flute:** *Fl.*
- Oboe:** *Obo.*
- Clarinet:** *Cl.*
- Bassoon:** *Fag.*
- Trumpet:** *Tr.*
- Trombone:** *Tbn.*
- Tuba:** *Tuba*
- Percussion:** *Perc.*
- Cello/Double Bass:** *Viola*

23 - Fortsetzung

*Chor:* Der Tod!

*Frauenstimme:* Ist es die Schönheit?

*Chor:* Die Schönheit?

*Frauenstimme:* Ist es das Sein?

*Chor:* Das Sein??

*Ende*

Ein Regenrohr, gefüllt mit Sand, wird hin und her bewegt.  
Beim Kippen rieselt's. Eine ganze Weile noch. Rieselt sich aus.  
Was-s-s-s-s?

*Frauenstimme:* Es ist

*Chor:* Was ist es?

*Frauenstimme:* Es ist

*Chor:* Was?

## Kurzbiographien

*Michaela Adelberger*, geb. 1965, studierte Pharmazie und Philosophie in Berlin. Derzeit Geschäftsführung und Direktionsassistentin am Einstein Forum, Potsdam. Sie lebt in Berlin.

*Hansrainer Bosbach*, Dipl.-Psych. Dr., geb. 1945, lebt in Ramsen/Pfalz. Er ist freiberuflicher Berater.

*Gregor Damschen*, M.A., geb. 1969, lebt in Halle an der Saale. Er ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Philosophie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

*Rudolf Dilthey*, geb. 1964, lebt in Berlin und München. Studium der Germanistik und Jura. Er ist Journalist.

*Walter Dorsch*, geb. 1949, lebt und arbeitet in München, ist eigentlich Kinderarzt (Univ.-Prof. für Kinderheilkunde, Jugendmedizin, Allergologie, Naturheilkunde), glücklich verheiratet und Vater von sieben Kindern.

*Susanne Göltzer*, geb. 1966, lebt in Frankfurt am Main. Sie arbeitet als Wissenschaftlerin und Schriftstellerin.

*Franck Hofmann*, Dr., geb. 1971, lebt in Strasbourg und Berlin. Er ist Komparatist und arbeitet für den DAAD am UFR Etudes Germaniques der Université Lille 3.

*Rainer Maria Kiesow*, geb. 1965, Dr. jur., studierte Rechtswissenschaften in Frankfurt am Main, Paris, Neapel und New York und ist Referent am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt am Main. 2003 habilitierte er sich mit einer Arbeit über ›Das Alphabet des Rechts‹. Von 2001 bis 2002 war er Vorstandssprecher der Jungen Akademie.

*Martina Klötzl*, geb. 1964, lebt in Rosenheim. Sie ist Hausfrau und Mutter und schreibt nebenbei.

*Annette Jael Lehmann*, Dr. phil., geb. 1965 in Berlin, seit 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft in Berlin und im interdisziplinären DFG-Sonderforschungsbereich ›Kulturen des Performativen‹. Fellow am Rothermere American Institute der University of Oxford.

*Maria Lucchese-Thomasberger* ist in Mailand geboren. Seit 1988 lebt die Künstlerin in Berlin. Neben ihrer Malerei widmet sie sich der

Erforschung neuer musikalischer Ausdrucksformen und der Improvisation. Sie spielt Didgeridoo. In Performances, Workshops und Tonaufnahmen wird ihre Kunst lebendig.

*Christl Mudrak*, geb. 1972, lebt in Berlin. Sie studiert Malerei und Photographie an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee.

*Uwe Neuhold*, geb. 1971, lebt in Klagenfurt. Er arbeitet als freier Schriftsteller, Drehbuchautor, Kunstmaler und Gestalter von Erlebniswelten ([www.uweneuhold.at](http://www.uweneuhold.at)).

*Manfred Pasiëka*, geb. 1955 in Meißen, lebt in Senheim an der Mosel, seit 1960 freischaffend als Maler, Grafiker und Bildhauer tätig.

*Katharina Razumovsky*, geb. 1961, lebt zur Zeit in Wien. Sie arbeitet mit Öl auf Leinwand und neuen, unerprobten Techniken.

*Dominik Sack*, geb. 1967, studierte 1988 bis 1994 bei Mauricio Kagel an der Kölner Musikhochschule (Komposition/Neues Musiktheater), zugleich Studium in den Fächern Soziologie, Philosophie und Musikwissenschaft an der Universität zu Köln.

*Maggie Schauer*, Dr., geb. 1964, lebt am Bodensee. Sie ist als Psycho-  
traumatologin an der Universität Konstanz wissenschaftlich tätig und für ›VIVO international‹ in Kriegs- und Krisengebieten für Überlebende von Menschenrechtsverletzungen und organisierter Gewalt im Einsatz ([www.vivo.org](http://www.vivo.org)).

*Michael Schneider*, geb. 1975, lebt in Berlin. Er promoviert am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

*Helene Schruiff*, geb. 1967, Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft. Sie arbeitet als wissenschaftliche Referentin bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bonn.

*Sibylle Summerer*, geb. 1967, lebt in Konstanz und Ermatingen in der Schweiz. Sie ist Kommunikations-Designerin und Malerin.

*Nikolaus Supersberger*, geb. 1971, lebt in Wuppertal. Er ist Meereskundler und Energietechniker

*H.-G. Ullmann*, geb. 1963, lebt bei Köln. Er arbeitet als freier Lektor und Texter.

*Ulrike Wilkens*, Dr. Ing., geb. 1956, lebt in Achim bei Bremen. Lehrerin und Diplom-Informatikerin. Künstlerische Arbeiten mit Digitalen Medien und Stein.

*Alexander A. Zeiger*, geb. 1964, lebt und arbeitet in Berlin und Basel. Der studierte Jurist und Politologe ist Zeitungsredakteur und betreibt nebenbei eine Art Consulting Agentur für junge Künstler.

## Die Jury der Preisfrage 2001

*Katja Becker-Brandenburg*, Medizin, Interdisziplinäres Forschungszentrum der Universität Gießen.

*Giovanni Galizia*, Biologie, Department of Entomology, University of California, Riverside/CA, USA.

*Oliver Grau*, Kunstgeschichte, Kunstgeschichtliches Seminar, Humboldt-Universität zu Berlin.

*Marc-Thorsten Hütt*, Theoretische Physik, Institut für Botanik, Technische Universität Darmstadt.

*Rainer Maria Kiesow*, Rechtswissenschaft, Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte, Frankfurt am Main.

*Martin Korte*, Neurobiologie, Max-Planck-Institut für Neurobiologie, München (Vorsitzender der Jury).

*Barbara Stiebels*, Allgemeine Sprachwissenschaft, Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft, Berlin.

# Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Preisfrage 2001 der Jungen Akademie

- Michaela Adelberger, Berlin  
H. D. Aigner, Linz  
Stephan Alfare, Wien  
Heinz Altmann, Pfinztal-Berghausen  
Johannes Am Ende, Berlin  
Annette Angermann, Hildesheim  
Panajota Apostolidou, Hannover  
Dr. med. Heino Arnold, Rehau  
Vala Maria Babovic, Bremen  
Mohamed Badache, Hamburg  
Praduman Bakshi, Wernau  
Bettina Baláka, Wien  
Jürgen F. Baraniak, Dessau  
Johannes Batzdorf, Fulda  
Barbara Bauer, München  
Anna-Magdalena Becker, Kassel  
Dietmar Becker, Hannover  
Susanne Becker, Gschwend-Frickenhofen  
Ilse Behl, Kiel  
Susanne Berger, Elmshorn  
Viktoria Bergmann, Wiesbaden  
Dr. des. Klaus Berndl, Berlin  
Alexandra Bernstorff, Düsseldorf  
Frank Berzbach, Bonn  
Saskia Beyer, Neustadt an der Orla  
Markus Bhonsle, Karlsruhe  
Johannes Bickendorf, Volkesfeld  
Harald Bild, Hamburg  
Knut Birkholz, Weimar  
Andreas Bock, Hamburg  
Heinz Boemer, Aidlingen  
Margret Bohle-Heemke, Ludwigshafen  
Christiane Böhme, Kospoda  
Mascha Böhm-Dohrmann, Ellingen  
Bernd Bohmeier, Köln  
Mag. Marietta Böhning, Wien  
Moritz Bormann, Hildesheim  
Hansrainer Bosbach, Ramsen  
Sabine Bovenkerk-Müller, Bergisch Gladbach  
Jörg Brause, Hannover  
Dr. phil. Andreas Brenner, Basel  
Michael Brockmann, Bergisch Gladbach  
C. Brökelmann, Berlin  
Jan Bruck, Berlin  
Alexandra Brückner, Brühl  
Beate Bukowski, Speyer  
Stefan Bundfuss, Berlin  
Christa Butry, Aachen  
Alfons Butz, Neuburg  
Michaela Fabrizia Cessari, Frankfurt am Main  
Thomas Dahm, Hamburg  
Gregor Damschen, M. A., Halle (Saale)  
Mathilde Dandl, Tübingen  
Wolfgang Davis, Berlin  
Heiko Daxl, Berlin  
Tobias Degenhardt, Ankrug  
Karl-Heinz Dehn, Mühlheim an der Ruhr  
Eva Deigendesch, Gmünd  
Dipl.-Geogr. Anka Derichs, Dortmund  
Maria Anna Dewes, Düsseldorf  
Claude Diebolt, Montpellier  
Rudolf Dilthey, Berlin  
Prof. Dr. Walter Dorsch, München  
Günter Ebert, Berlin  
Johannes Ehrlich, Bonn  
Coletta Ehrmann, Berlin  
Stephanie Einhauser, Gmünd  
Franziska Enck, Neustadt an der Orla

Melanie Enderlein, Kempten  
Waltraud Engfer, Berlin  
Katja Enseling, Barcelona  
Dr. Albert-Franz Ernst, Duisburg  
Stefanie Esan, Hohenfelde  
Dr. Christina Escher-Weingart, Frankfurt  
am Main  
Oliver Eser, Langeoog  
W. Fabian, Bad Schussenried  
Nicolas Fallmeier, Stolzenau  
Sanine Fay, Braunschweig  
Robert Fiedel, Wien  
Klaus Fischer, Berlin  
Christine Forster, Schwäbisch-Gmünd  
Robert Freitag, Karlsruhe  
Karolin Freund, Neustadt an der Orla  
Julia Friedrich, Aachen  
Claudia Friedrich, Hamburg  
Roland Fritsche, Raisting  
Joachim Fritz, Nürnberg  
Thorsten Fuchs, Waldorf  
Clemens Füsers, Berlin  
Igor Galan, Kiev  
Michael Gallmeister, Erxleben  
Corinna Garling, Berlin  
Annett Gebel, Erfurt  
Christiane Geets, Innsbruck  
Baldur Geipel, München  
Klaus Geiselhart, Erlangen  
Christoph Geiser, Wegberg  
Miriam Geldmacher, München  
Catherine Gerberon, Berlin  
Katrin Gerlach, Reutlingen  
Rasmus Gerlach, Hamburg  
Margot Elisabeth Gerlach,  
Marburg/Lahn  
Darinsh Ghobad, Hildesheim  
Dr. Michele Gialdroni, Tübingen  
Herbert Gibbon, Berlin  
Petra Gimmi, Efringen-Kirchen  
Kristina Girke, Berlin  
Gisela Gläser, Hamburg  
Lilo Gleuwitz, Nürnberg  
Martina Godbersen, Clermont

Kelly Goldsmith, Berlin  
Dr. Susanne Göltzner, Frankfurt am Main  
Christof Görlich, Braunschweig  
Katharina Grammel, Leipzig  
Christl Greller, Wien  
Frank Grimm, Altenburg  
Dietrich W. Grobe, Göttingen  
Julia Gröning, Havixbeck  
Marc Gronwald, Bad Salzuflen  
Dr. Jürgen Große, Berlin  
Henri J. Gruber, Schimborn  
Heidi Gruhn-Prager, Dossenheim  
Annette Haaß, Lübeck  
Anastasia Hacopian, Berlin  
Anja Häfner, Neckargemünd  
Christiane Hahn, Köln  
Robert Hak, München  
Dipl. Kfm. Wolfgang Hanauer, Nürnberg  
Stefanie Hänfler, Berlin  
Wolfgang Hanfstein, Frankfurt am Main  
Henrietta Hartl, Neustadt a. Main  
Bettina Hartz, Berlin  
Hana Hasilik, Marburg  
Eberhard Haug-Adrion, Wezembeck-  
Oppem  
Till Heene, Cuenca  
Jana Heilmann, Berlin  
Renate Heidler, Lorsch  
Arndt Heinemann, Magdeburg  
Lars Heinisch, Mannheim  
Steffen Heinze, Berlin  
Julia Heithoff, Dortmund  
Dominic Heitz, Köln  
Elke Hemminger, Freudenstadt  
Andreas Hemminger, Tübingen  
Patricia Hempel, Berlin  
Wendel Hennen, Köln  
Andrea Hennicke, Neustadt an der Orla  
Andreas Henschel, Dresden  
Isabel Herzog, Neustadt an der Orla  
Susanne Heß, Stuttgart  
Anke Henrike Hoffmann, Hannover  
Dr. med. Manfred Hoffmann, Donau-  
eschingen

Daniela Hoffmann, Köln  
 Max Hoffmann, Köln  
 Melanie Hoffmann, Hamburg  
 Dr. des. Franck Hofmann, Strasbourg  
 Eva-Katrin Hoger, Berlin  
 Carsten Holke, Hamburg  
 Erna Holleis, Wals-Himmelreich  
 G. Holst, Berlin  
 Ursula Homberg, Nürnberg  
 Matthias Homeister, Göttingen  
 Jana Hopfe, Neustadt an der Orla  
 C. H. Huber, Innsbruck  
 Mag. Gerlinde Hudl, Wien  
 Michael Huesmann, Stadthagen  
 Elisabeth Humboldt, Langenhennersdorf  
 Iris Humme-Zester, Raeren  
 Hannah Hunt, Berlin  
 Irene Hurst, Schwäbisch Gmünd  
 Johannes Illenseer, Steinhagen  
 Astrid Jäger, Neuss  
 Lieselotte Jenning, Glücksburg  
 Paul Josiger, Neustadt an der Orla  
 Nicole Kahler, Efringen-Kirchen  
 Dr. Christof Kalb, Berlin  
 Carola Kammerinke, Köln  
 Karoline Kantenwein, Berlin  
 Gabriele Kanz-Schmidt, Wuppertal  
 Dr. med. Matthias Karst, Hildesheim  
 Mathias Karsupke, Frankfurt am Main  
 Dipl.-Ing. Birgit Kasper, Dortmund  
 Judith Kasper, Paris  
 Nicolas Kerksieck, Berlin  
 Matthias Keupp, Mannheim  
 Susanne Kiewitz, Regensburg  
 Steffen Klein, München  
 Nele Kleyer-Zey, Berlin  
 Werner Kließ, Berlin  
 Martina Klötzl, Rosenheim  
 Brigitte Klump, München  
 Marianne Klumpp, Heidelberg  
 Karoline Kmetetz-Becker, Karlsruhe  
 Dipl.-Phys. Roger Knecktys, Erlangen  
 Sven Koch, Berlin  
 Andreas A. Koch, Berlin  
 Peter Köhn, Berlin  
 Roman Kokschi, Korbach  
 Nadine Komann, Neustadt an der Orla  
 Sebastian Komarnicki, Berlin  
 Jeannine Konrad, Neustadt an der Orla  
 Dipl.-Ing. Arch. Jörn Köppler, Graz  
 Wolfgang Kopplin, Plettenberg  
 Yolande J. Korb, Berlin  
 Katharina Körting, Berlin  
 Sabine Kraft, Darmstadt  
 Guido Kramann, Dormagen  
 Florian Krautkrämer, Braunschweig  
 Dr. Björn Kröger, Berlin  
 Theresa Krull, Hemmingen  
 Ulrike Kruse, Potsdam  
 Ernst Josef Krzywon, Neubiberg  
 Ingrid Kübler, Wien  
 Verena Kulesa, Hürtgenwald  
 Beate Kulpe, Neustadt an der Orla  
 Sandra Künne, Neustadt an der Orla  
 Roswitha Kupkow, Berlin  
 Tobias Kürner, Stuttgart  
 Alexandra Kusche, Ampfing  
 Kristin Kuznik, Neustadt an der Orla  
 Achim Kyrion, Rheinbreitbach  
 Barbara Labner, Wien  
 M. Lagrange, Bad Dür rheim  
 Barbara Laminger, Graz  
 Dr. Sigrid Landau, Ahorn-Schillingstadt  
 Peggy Langen, Dresden  
 Elmar Langner, Siedenbüssow 39  
 Marie Laurenti, Gmunden  
 Amila Leese, Alfter  
 Jutta Lehmann, Düsseldorf  
 Dr. Annette Jael Lehmann, Berlin  
 Thomas Lehmann, Bad Endbach  
 Margarete Lehnhoff, Mülheim an  
 der Ruhr  
 Wiebke Leister, Düsseldorf  
 Reimar Lenz, Berlin  
 Marcel Lepper, Münster  
 Richard Lipp, Xanten  
 Andrea Lippoldt, Berlin  
 Simona Lotti, Berlin



Maria Lucchese-Thomasberger, Berlin  
Daniela Lucha, Montabaur  
Herlinde Luchini, Villach  
Karin Lüder, Hamburg  
Christine Ludwig, Wetztenberg  
Jo Lueg, Wilnsdorf  
Angela Macht, Kümmersbruck  
Jaqueline Mädell, Neustadt an der Orla  
Martin Maier, Berlin  
Sabine Mangold, Luzern  
Martina Mann, Berlin  
Magdalena Markowski, Mönchengladbach  
Maren März, Köln  
Albert M. Maurer, Berlin  
Mayan, Steinberg  
Alexander Meerheim, Neustadt an der Orla  
Daniel und Jürgen Meissner, Altenplos  
Eva Mench, Frankfurt am Main  
Jakob Mendel, Berlin  
Wolfgang Mennecke, Hannover  
Linda Mentner, Dortmund  
Olaf Mies, Berlin  
Alexander Mionskowski, Berlin  
Soichiko Mitsuya, Berlin  
Wiltrud Mohilo, Neu-Ilseburg  
Christine Mudrak, Berlin  
Tanja Mühlbeck, Gerstetten-Deitingen  
Reinhold Müller, Engelthal  
Katharina Müller, Bayreuth  
Marco Müller, Stuttgart  
Susanne Müller, Heidelberg  
Jorg U. E. Müller, Frankfurt am Main  
Anna-Lena Müller-Bergen, München  
Christoph Müller-Luckwald, Bingen  
Heidi Mumenthaler, Berlin  
Harald Münster, München  
Enite Murswiek, Tübingen  
Christiane Musketa, Marburg  
Geert-Ulrich Mutzenbecher, Hamburg  
Antje Neppach, Berlin  
Judith Neschma Klein, Osnabrück  
Uwe Neuhold, Klagenfurt

Anita Nill, Riehen/BS  
H. Noack, Berlin  
Patrick Noll, Berlin  
Michael Noll-Hussong, München  
Marco Obermueller, Bonn  
Johannes Oldenettel, Vechelde  
Omnus, Köln  
Johan Ondra, Amsterdam  
Henryk A. Oswald, Berlin  
Lisa Otte, Berlin  
Erkin Özgüç, Berlin  
Heidrun Pahl, Berlin  
Manfred Pasiëka, Senheim  
Philipp Passarge, Berlin  
Caroline Pathe, Neustadt an der Orla  
Uwe Petersen, Flensburg  
Jonathan Petry, Burghausen  
Anja Pfau, Haßfurt  
Magnus Pfeiffer, Koblenz  
Erich Pick, Hamburg  
Alfons Pohl, Zornheim  
Anne Pohl, Zornheim  
Dipl. Designerin Elke Post, Troisdorf  
Maria Pötsch, Blankenhain  
Oliver Proebst, Bayreuth  
Manuela Radde, Stockach-Wahlwies  
Wilma Rademacher-Braik, M. A., Koblenz  
Dr. Martina Raith, Hamburg  
Dorothea Razumovsky, Lich  
Dr. phil. Katharina Razumovsky, Wien  
Doris Reckewell, Schönenberg  
Matthias Reddig, Köln  
Hagen Rehborn, Köln  
Dipl. Betriebswirt Martin Reichel, Hamburg  
Dinah Reimnitz, Hannover  
Bart Rensink, Ratingen  
Siegfried Reusch, Stuttgart  
Julia Reuter, Frankfurt am Main  
Martin Richter, Berlin  
Bernd Riedel, Wunstorf  
Valentin Riedl, München  
Julius Riese, Berlin  
Christel Ritters, Büsumer-Deichhausen

Dany Rohlf, Münster  
 Jessica Rohrbach, Berlin  
 Julia Roth, Karlsruhe  
 Erika Ruckdäschel, Neuendettelsau  
 Ingrid Lisa Ruff, Ebern  
 Kirsten Rulf, Mendig  
 Jörg Rutenbeck, Köln  
 Jan Saathoff, Landau  
 Dominik Sack, Köln  
 Babette Saebisch, M. A., Frankfurt  
     am Main  
 Jutta Schaeidt, Attenkirchen  
 Valentin Schaeidt, Attenkirchen  
 Dr. des. Martin Jörn Schäfer, Hamburg  
 Dr. Uwe Schäffer, Neustetten  
 Simone Sartori, München  
 Dr. Maggie Schauer, Konstanz  
 Em Scheer, Weimar  
 Dr. Kurt Schellhaas, Ludwigshafen  
 Brita Scherger, Mönchengladbach  
 Herbert Schero, Duisburg  
 Werner Schieleit, Oldenburg  
 Dr. rer. nat. Manfred Schleyer, München-  
     Pasing  
 Dr. Gabriele Schmid, Berlin  
 Maike Schmidt, Hamburg  
 Jasmin Schmidt, Urbach  
 Hans Jörg Schmidt, Hamburg  
 Heike Schmitz, Berlin  
 Oliver David Schmidt, Wuppertal  
 Ulrike Schneeberg, Torgau  
 Michael Schneider, Berlin  
 Andreas Schnittger, Leipzig  
 Juliane Schnoor, Neumünster  
 Dr. phil. Elke Schönberger, Wien  
 Yurgen Schoora, Berlin  
 Andrea Schramm, Gingen an der Fils  
 Reinhold Schrappeneder, Wien  
 Achim Schrotten, Krefeld  
 Helene Schruff, Bonn  
 Britta Schubnell, Freiburg  
 Andrée Robert Schuhmann, Berlin  
 Heiko Schulz, Köln  
 Gregor W. Schulz, Braunschweig  
 Wolfgang Schulze, Bremen  
 Kathrin Schwalfenberg, Velbert  
 Christian Schwarz, Reutlingen  
 Rosalie Schweiker, Untergruppenbach  
 Viola Schweinfurter, Bärnau  
 Eberhard Schweizer, Oberheinriet  
 Petra Schweizer, Stuttgart  
 Hermann Schwenk, Isen  
 Thorsten Schwerdt, Hamburg  
 Ernst Schworm, Niederalben  
 Margit Seckelmann, Frankfurt am Main  
 Clemens Sedmak, Seekirchen  
     am Wallersee  
 Karin Seidner, Wien  
 Nina Semmelroth, Köln  
 Günter Seubold, Alfter  
 Simone Seym, Mannheim  
 Dr. Karin Siebrasse, Hamburg  
 Peer Sievers, Braunschweig  
 Werner Slenczka, Marburg  
 Hans-Jörg Sobiella, Weimar  
 Ju Sobing, Radebeul  
 Christian Solle, Kassel  
 Lisa Sommerfeldt, München  
 Thomas Sopp, Wuppertal  
 Claudia Spanhel, Nürnberg  
 Flora Viktoria Spannagel, Köln  
 Petra Speck, Berlin  
 Ute Sperrfechter, Berlin  
 Gerhard Spilgies, Melle  
 Ana Tatjana Steffens, Berlin  
 Dr. Christian Steinmetz, Großhansdorf  
 Marie Stern, Berlin  
 Sebastian Stiebert, Baden-Baden  
 Iris Stoff, Frauenchiemsee  
 Dr. Kerstin Störl, Berlin  
 Romy Strassburg, Berlin  
 Maximiliane Strigl, Rottweil  
 Tina Stroheker, Eislingen  
 Jilian Biki Suffner, Berlin  
 Sibylle Summerer, Konstanz  
 Nikolaus Supersberger, Wain  
 Irma Sütterlin, Gundelfingen  
 Alina Tamasan, Karlsruhe

Dietmar Teßmann, Köln  
Sven Thiermann, Dresden  
Ulrike Thimme, Karlsruhe  
Karin Thomas, Berlin  
Simon Tiedemann, Stolzenau  
Uta Trautmann, Berlin  
Barbara Treskatis, Berlin  
Anita Tschirwitz, Schwanfeld  
H.-G. Ullmann, Bergisch Gladbach  
Lieve Vanderschaeve, Bonn  
Seppo Verardi, La Neuveville  
Prof. Dr. Carl Vogel, Hamburg  
Wolf Vogler, Berlin  
Anita Vollmer, Hamburg  
Gudrun von Düffel, Berlin  
Katrine von Hutten, Baden-Baden  
Jürgen von Stenglin, Starnberg  
Ulrich Vosgerau, Berlin  
Dr. Walter Wagner, Traun  
Eva-Maria Wagner, Krefeld  
Joachim Waldherr, Rheinfelden  
Cornelia Walter, Dortmund  
Katharina Weber, Neustadt an der Orla  
Krischa Weber, Hamburg  
Holger Weckig, Berlin  
Dr. Rainer Wedler, Ketsch  
Dushan Wegner, Hürth  
Peter Weibel, Bern  
Stefanie Weidlich, Kempten  
Andrascz Jaromir Weigoni, Düsseldorf  
Johannes Weinberger, St. Pölten  
Julia Weingart, Hamburg

Georg Weise, Berlin  
Tina Weiß, Neustadt an der Orla  
Dr. Thomas Weiß, Berlin  
Martin Weisser, Aachen  
Egbert Wellmann, Hatten  
Stefan Wenig, Dossenheim  
Sabine Wenkums, München  
Horst Werder, Osnabrück  
Roman Weyand, Wien  
Florian Wied, Göttingen  
Doris Wilke, Berlin  
Ulrike Wilkens, Achim  
Oliver Willing, Bochum  
Peter Winterhagen, Schwäbisch Hall  
Annette Winz, Viersen-Dülken  
Nico Wirth, Luxembourg  
Stephan Wohanka, Berlin  
Steffi Wöhner, Neustadt an der Orla  
Edgar Wolf, Würzburg  
Verena Wolschendorf, Neustadt an  
der Orla  
Hannelore Wolter, Baldringen  
Frederick Wright Jones, Hamburg  
Thomas Zahn, Beutha  
Alexander A. Zeiger, Berlin  
Werner Zellien, Berlin  
Lea Zey, Berlin  
Anja Zickuhr, Berlin  
David Zimmermann, Aachen  
Marion Zimmermann, Goch  
Till Zoppke, Berlin  
Anne Zwolinski, Neustadt an der Orla



## Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen  
Akademie der Wissenschaften  
und der Deutschen Akademie  
der Naturforscher Leopoldina

Jägerstraße 22/23 · 10117 Berlin  
Telefon +49 30 20 37 06 50  
Telefax +49 30 20 37 06 80  
office@diejungeakademie.de  
www.diejungeakademie.de